00057693

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 02 April, 2016

Reiſe nach Oſtindien

über Paläſtina und Egypten

von Juli 1849 bis April 1853.

57693

Von

K. Graul,
Director der evangeliſch-lutheriſchen Miſſion zu Leipzig.

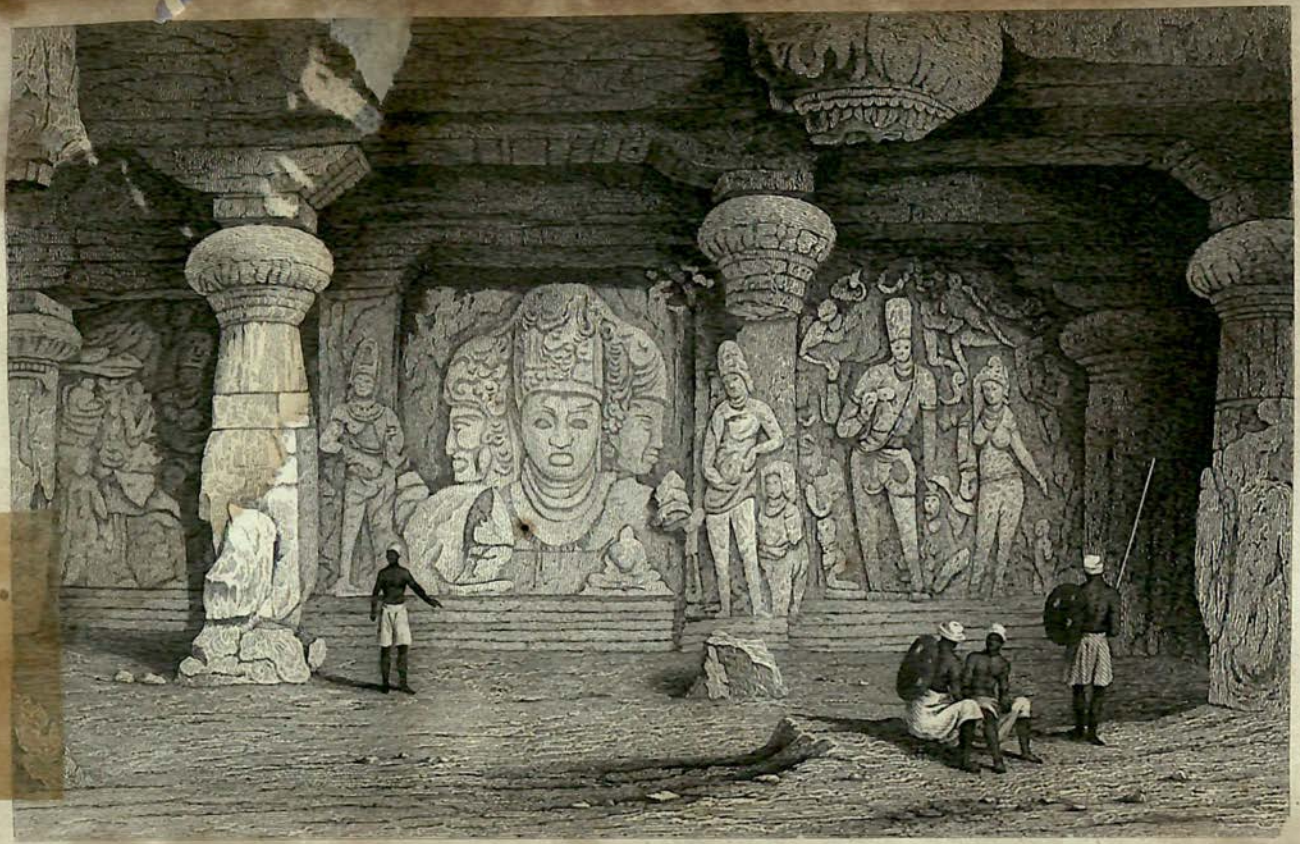
Dritter Theil:

Die Weſtküſte Oſtindiens.

Mit einer Anſicht aus den Felſentempeln auf Elephante und einer Karte.

Leipzig, 1854.
Dörffling und Franke.

00057693



Reiſe in Oſtindien

von December 1849 bis October 1852.

Von

K. Graul,

Director der evangeliſch-lutheriſchen Miſſion zu Leipzig.

Erſter Theil:

Bombay, das Tulu-Land, Malajalam, die Nilagiris.

Mit einer Anſicht aus den Felſentempeln auf Elephante und einer Karte.

Leipzig, 1854.

Dörffling und Franke.

Gnädigſter Herr Graf!

Niemand weiß beſſer als ich, was die Anſtalt, die meiner Pflege anvertraut iſt, Ew. Excellenz hoher Gönnerſchaft verdankt, und ich allein weiß, was Sie ſeit meiner Verbindung mit derſelben mir geweſen ſind. Da ich aber ebenſowohl weiß, daß Sie nicht zu Denen gehören, die „ihren Lohn vorweg haben wollen", ſo würde es mir ſchlecht anſtehen, mich eines Weiteren darüber auszulaſſen; ich mag Ihnen den „aufbehaltenen" Lohn an meinem Theile verkürzen zu wollen auch nicht ſcheinen.

Wenn ich Ew. Excellenz um die Erlaubniß bat, dieſem armen Buche Ihren hohen werthen Namen vorzuſetzen, ſo geſchah das im Sinne perſönlicher Dankbarkeit, deren Aeußerung eben ſowohl Pflicht als Recht iſt, und daß Sie mir meine Bitte gewährten, hat mich auf's neue zu Ihrem Schuldner gemacht, der ich auch gern bleiben will.

Ich habe bei Abfassung dieses Bandes meiner Reisebeschreibung während des letzten Winters mehr als einmal gezweifelt, ob es mir wohl vergönnt sein würde, die angefangene Arbeit auch wirklich zu beenden und sie dann Ew. Excellenz zu Füßen zu legen. Nun danke ich meinem Gott, der bis hieher mein Leben gnädiglich gefristet und „mich meines Wunsches gewährt" hat.

Er wolle auch Sie noch lange wie auf Adlersflügeln tragen, Sie segnen und zum Segen setzen!

In ehrerbietiger Dankbarkeit

Ew. Excellenz

unterthäniger

K. Graul.

Vorwort.

Mit dieſem dritten Bande meiner Reiſebeſchreibung betrete ich die Schwelle des Gebietes, welches den eigentlichen Zielpunkt meiner Reiſe bildete — Oſtindien. Mußte ich in den beiden erſten Bänden, die nur Durchgangspunkte darſtellen, aus Mangel an paläſtinenſiſchen und egyptiſchen Specialſtudien mich im Ganzen genommen mit einer möglichſt anſchaulichen Darſtellung von Land und Leuten dem unmittelbaren Eindrucke zufolge begnügen, ſo kann ich hier zugleich die Ergebniſſe meiner mehrjährigen indiſchen Forſchungen theilweiſe niederlegen. Mag der Erfolg auch noch ſo weit hinter dem Willen zurückgeblieben ſein, ich darf mir wenigſtens ſchmeicheln, dieſes und jenes Neue über das alte „Wunderland" beibringen zu können.

Ich habe auch in dieſem Bande den gelehrten Ton vermieden und alles, was einen Anklang an ſtrengere Wiſſenſchaft hat, in die Anmerkungen am Ende des Buches verwieſen. Damit hoffe ich mir den Dank auch ſelbſt des wiſſenſchaftlichen Publicums erworben zu haben. Die grauen Blätter gelehrter Erörterungen paſſen ſchlecht zu dem friſchen Baume einer Reiſebeſchreibung.

Mit indiſchen Denkmälern und Inſchriften habe ich mich nie ſonderlich befaßt und werde mich auch ſchwerlich je ſonderlich befaſſen. Das indiſche Volk, wie es leibt und lebt in Natur, Haus und Staat, in Religion, Sitte und Literatur iſt ſtets mein Augenmerk geweſen. So brachte es mein Beruf mit ſich, und das wolle man bei Beurtheilung deſſen, was ich in Bezug auf Indien hier und — will's Gott — ſpäter noch geben werde, ja nicht vergeſſen.

In dieſem Bande betrete ich, wie geſagt, die Schwelle des Gebietes, welches den eigentlichen Zielpunkt meiner Reiſe bildete; er ſchließt mit den Nilagiris dicht an der Grenze des Tamulenlandes, dem meine indiſchen Specialſtudien gelten. Auf der nichttamuliſchen Weſtküſte Oſtindiens ſah ich mich hinſichtlich meiner Nachforſchungen zum großen Theil an Andre gewieſen, die der dortigen Sprachen vollkommen mächtig waren. Unter denen, die mir mit gediegnen Mittheilungen bereitwilligſt entgegenkamen, nenne ich beſonders Herrn Gundert in Tſchiracal. Ihm namentlich habe ich es zu danken, wenn die Darſtellung der ſo überaus intereſſanten Volksverhältniſſe in Malabar ſich des Beifalls der Indologen erfreuen ſollte.

Es iſt mir bei der Abfaſſung dieſes dritten Bandes wohl und weh geworden, — wohl, wenn ich unter die ſäuſelnden Palmen am luftigen Meeresſtrande der indiſchen Weſtküſte hin versetzt wurde, weh, wenn die mancherlei Leiden in der Erinnerung heraufkamen, die mir das dortige Klima ſchuf und deren Nachwehen mich nun bedauern laſſen, daß ſich über mein Vaterland nicht der Himmel wölbt, der jene wie ein Fühlhorn dem Morgenlande ſich entgegenſtreckende Halbinſel Südeuropa's zu einer ſo glücklichen Mitte zwiſchen dem Norden und dem Süden macht.

Wohl und wehe wird es vielleicht auch meinen Leſern werden, — wohl im Hinblick auf die hohe Majeſtät der indiſchen Natur, denn dort „erzählen Himmel (und Erde) die Ehre Gottes", ſo laut, wie nur in wenigen andern Ländern, — weh im Hinblick auf die tiefe Verſunkenheit der indiſchen Menſchenwelt.

Möchte ich dir, du Freund der chriſtlichen Miſſion, durch meine ungefärbte Darſtellung deſſen, was in chriſtlicher Beziehung bisher angeſtrebt und mit Gottes Hülfe erreicht — und nicht erreicht wurde, lautres Oel auf die Flamme deines chriſtlichen Eifers gießen helfen. Das walte der Herr der Kirche!

Inhalt.

—

I. Bombay.

Von Suez nach Bombay . . . . . S. 3

Die weltbewegende Kraft Oſtindiens, S. 3—6. Einſchiffung in Suez, S. 6. Die Fahrt auf dem Rothen Meere im Allgemeinen, S. 6—7. Die Ausläufer des Sinai; die Straße von Bab el Mandeb, S. 7. Das kahle, aber majeſtätiſche Anſehen von Aden, S. 8. Der Weg nach dem engliſchen Lager, S. 9. Die Stadt Aden, ihr Anſehn, ihre Bedeutung und ihre Bevölkerung, S. 9—11. Beſteigung des Schamſcham, S. 11. Das rührige Treiben der Neger, Sumali's und Juden vor dem engliſchen Gaſthauſe; die Sumali's in ethnologiſcher Beziehung, S. 12. Etwas über die Geſchichte der Juden in Aden; das Verhältniß der Araber zu den Engländern in Aden, S. 13. Die Hinduregimente daſelbſt, S. 13—14. Die Reiſegeſellſchaft auf dem Schiffe, S. 14—20. Das „glückliche Eiland" Socotara; Seeſcenen, S. 19. Ankunft vor Bombay, S. 20.

Erſte Bekanntſchaft mit Indien in Bombay . . . S. 20

Die Landung, S. 21. Erſte Natureindrücke, S. 22. Der rieſige Banianenbaum; die ſchlanke Kokospalme, S. 23. Der verführeriſche Palmenwein, S. 24. Die Banane und der indiſche Dichter, S. 24—25. Die königliche Palmyra, S. 25. Allgemeines Anſehen von Bombay, S. 26. Die bunte Menſchenwelt, S. 26—28. Die Art, wie die Eingebornen hauſen, S. 28—29.

Unſer Aufenthalt in Bombay . . . . . S. 29

Die Herberge, S. 29—30. Die Nachbarn, S. 30. Dr. Wilſon in Bombay; ein intereſſantes Frühſtück; Miſſionar Glasgow in Cattiwar, S. 31. Miſſionsverſuche in Sindh; die Miſſionare Mitchell, Taylor, Hume und Fairbanks, S. 32. Dr. Stevenſon; Caplan Piggot; Surat, S. 33. Erſte Bekanntſchaft mit den Eingebornen, S. 34. Ein Parſi-Journaliſt und ein Parſi-Prieſter, 35. Ein Parſi-Tempel und eine Parſi-Hochzeit, ein Parſi-Mäkler, S. 36. Europäiſcher Luxus in einem Parſi-Hauſe; ein wiſſenſchaftlicher Parſi, S. 37. Ein Verwandter des Mollah Firuz, S. 38. Die Brahminen und das Sanscrit, S. 38—39. Praktiſche Bedeutung des Perſiſchen und des Hinduſtani, S. 39. Die Abyſſinier in unſerm Hauſe, S. 40. Glänzender Beſuch des Gaikwar von Baroda in Bombay, S. 40—43.

Spaziergänge und Ausflüge in Bombay . . . . . S. 44

Das Klima Bombay's, S. 44—45. Seine Naturpracht, 45—46. Der Europäer in Ostindien, S. 46. Gemüthliche Früh-Scenen; das „Belvedere" Bombay's, S. 47. Die Abendspazierfahrten der schönen Welt; der Tempel der Maha Lakschmi, S. 48. Ein heidnischer Kutscher. Reizender Weg an der Back-Bay, S. 49. Das heilige Walukeschwar und die damit verbundne Rama-Sage, S. 50—51. Die frühere portugiesische Hauptstadt Mahim, S. 51. Der Sitz des Gouverneurs zu Pareil; ein officielles Frühstück, S. 52. Zwei Hinduschulen der Lady Falkland zu Pareil; der botanische Garten; die Esplanade, S. 53. Das Fort; die Insel Kolabah; das Quartier der Eingebornen; ein asiatischer Constabler, S. 54.

Die Hindu-Klassen in Bombay . . . . . S. 55

Die Bevölkerung Bombay's; die Brahminen, S. 55. Brahminenlist, Brahminennoth, S. 56. Lob der Concan-Brahminen, S. 56—57. Die Schastri's und die Bhatta's; ihre Gemeinheit, S. 57. Das „sanftlebende" Brahminen-„Fleisch" in Walukeschwar; brahminischer Streit über das Fischessen, S. 58. Langer Hader unter den orthodoxen und liberalen Brahminen über die Wiederaufnahme eines Abtrünnigen, S. 59—60. Eine brahminische Entsündigungs-Ceremonie, S. 60. Warum es nicht leicht reine Kschatriya's giebt, S. 61. Die Prabhu's und ihre Kschatriya-Ansprüche, S. 62. Kastenstreit unter denselben, S. 62—65. Die Vaissa's, S. 65—66. Die Sudra-Handwerker, S. 66—67. Ramussis, Bhungias, Mahars, Mangs und Parwaris. Die ethnolog. Bedeutung der letztern, S. 67. Stellung der niedrigsten Kasten, S. 67—68. Die ketzerischen Djaina's, S. 68.

Religion und Sitte der Hindus in Bombay und Umgegend S. 68

Ein Menschenopfer, S. 69. Der Dienst der bösen Gottheiten, S. 69—70. Der blutige Dienst der „schwarzen" Göttin, S. 70—71. Die personificirte Cholera, S. 72—73. Die Bombay-Göttin; gottesdienstliche Ceremonie zur Entdeckung von Dieben, S. 74. Der Siva-Dienst in seinem Verhältniß zum Wischnu-Dienst, S. 74—75. Der Volksgott Rama, S. 75. Der volksbeliebte Vithoba-Dienst auf dem Festlande, S. 75 fgg. Die Geschichte des Gottes Vithoba, S. 76—77. Dreispaltung der Hindu's in Bezug auf das Heilsprinzip, S. 77—78. Das große Pilgerfest zu Pandharpur, S. 78—81. Der Dienst des Djaganatha in Bombay, S. 81. Die Hindutempel, Moscheen und Parsiheiligthümer, S. 82. Religionsmengerei; das sittengefährliche Holi-Fest, S. 83. Hasardspiel in Tempeln, S. 83—84. Festsucht, Verschwendungssucht, S. 84. Die Zauberer, S. 85—86. Der sogen. Reformator Narajana Swami, S. 87. Die Manu Dharma Sabha zur Herstellung der Urreligion, S. 87—88. Ein auf die Probe gestellter Zauberer, S. 88. Eine Reformstimme. S. 88—89. Die Organe der Conservativen und der Aufklärer, S. 89—90.

Die nichthinduische Bevölkerung Bombay's . . . . S. 90

Zahl der Parsis, S. 90. Ihre Geschichte, S. 91. Ihre Beschäftigungen; die Aufgeklärten unter ihnen, S. 92. Ihre relig. Bräuche,

S. 93. Ihre Prieſter, S. 93—94. Die Sectenſpaltung unter den Parſis; religiöſe Lauheit unter einem Theile derſelben, S. 94. Der Gemeinderath derſelben; Sucht derſelben, es den Europäern gleich zu thun, S. 95. Gouverneur Hornby und die Parſis, S. 96. Der Parſi-Lord; ſeine fürſtliche Freigebigkeit, S. 97. Die muſelmänniſchen Khodja's; ihr Apoſtel Sadr Din, S. 98—99. Die Beni-Iſrael, S. 99—100. Die Indoportugieſen, S. 100. Die Indobriten; Verſuche ihnen aufzuhelfen, S. 101. Die reinblütigen Europäer, S. 102. Die Black-Acts und die durch ſie veranlaßte Aufregung, S. 102—103. Der üble Einfluß der angeſiedelten Europäer. Die deutſchen Kaufleute in Bombay, S. 104.

Die Regierung und das Volk in der Bombay-Präſidentſchaft S. 104

Der Charakter der Bombay-Geſetzgebung, S. 104—105. Die Geſchwornen-Gerichte, S. 105—106. Klage der Eingebornen über die Rechtspflege, S. 106—107. Wirkliche Mängel in derſelben, S. 107. Die Kaſte im Gerichtshof, S. 107—108. Die Regierung und die Brennereien, S. 108. Inwiefern ſich die Regierung bei den Götzentempeln betheiligt, S. 109. Oeffentliche Brahminen-Fütterung, S. 109—110. Die Sanſcrit-Schule in Puna, S. 110. Verbindung derſelben mit der engliſchen, S. 111. Stipendien für die Studirenden, S. 112. Die von Elphinſtone gegründete Anſtalt, S. 112—113. Unwiſſenſchaftlicher Sinn der Schüler, S. 113. Eine Prüfung, S. 113—114. Religiöſe Indifferenz der Regierungsſchulen, S. 114. Die Regierungs- und die Miſſionsſchulen, S. 115. Erſte Leiſtung des Grant-Medical-College, S. 116. Die Politik der Engländer in Bezug auf inländiſche Manufacturen; ihr Verhältniß zum Ackerbau, S. 117—118. Der Bauer und der Reishändler, S. 118. Bewäſſerungsanſtalten und Landſtraßen; Eiſenbahnen, S. 119—120. Die Miſſion und das Eiſenbahnnetz, S. 120. Klage eines altgläubigen Brahminen, S. 121. Ein aufgeklärter Spaßmacher, S. 121—122. Erwartungen von „der Erneuerung der Charte"; die politiſchen „Aſſociations" der Eingebornen, S. 123. Unverſtändige Anſprüche der „Britiſch Indian Aſſociation"; die verſtändigere „Bombay Aſſociation", S. 123.

Ausflüge nach d. alt. Felſentempeln auf Salſette u. Elephante S. 124

Tour nach Kanari, S. 124. Die großartigen buddhiſtiſchen Felſentempel daſelbſt und ihre romantiſche Umgebung, S. 124—125. Der Buddhaismus auf der indiſchen Weſtküſte, S. 125. Der ſtammverwandte Djainaismus, S. 125—126. Der eigentliche Tempel, S. 126. Die damit verbundenen Zellen, S. 127. Ein brahmaniſcher Einſiedler; Lagerung im Vorhof des Tempels, S. 127. Der Rückweg, S. 128. Tour nach Elephante. Göthe und die indiſche Kunſt, S. 129. Die ſivaitiſchen Felſentempel und die umgebende Natur, S. 130. Die dreiköpfige Büſte, S. 130—132. Die Bedeutung der Bayten, S. 132. Eine einſame Seiten-Höhle, S. 133.

Die proteſtantiſchen Miſſionen in Bombay . . . . S. 133

Das Hoſpital, S. 134. Die Druckerei, S. 135. Die Schulanſtalten, S. 136—139. Die chriſtliche Predigt, S. 139—143. Das Arbeitsfeld der Miſſion, S. 143—144. Verſchiedne Grade der Empfänglichkeit, S. 145. Die amerikaniſche Miſſion, S. 146—149. Die

anglikaniſche Miſſion, S. 149—151. Die ſchottiſche Miſſion, S. 151—155. Geſammtergebniß, S. 155—156. Allgemeine Wirkung der Miſſionen, S. 156. Schlechtes Beiſpiel der Europäer, S. 157. Die Regierung und die Miſſion, S. 157—158. Die öffentlichen Blätter und die Miſſion, S. 158. Der confeſſionelle Standpunkt der verſchiedenen Miſſionen, S. 158—160. Miſſ. Bowen's Anſicht von der rechten Lebensweiſe eines Miſſionars in Oſtindien, S. 160—162.

II. Tulu-Land.

Nach Mangalore. Aufenthalt daſelbſt . . . . . S. 165

Beſteigung des Dwarka; die Piraten-Küſte, Fort Victoria, Vingorla, der Hafen von Goa, S. 165. Der krypto-chriſtliche Radja von Tanur, S. 166—167. Die Reiſegeſellſchaft, S. 167. Andjudivu, Honore; Ankunft in Mangalore, S. 168. Die Herberge auf Balmatta und Umgebung, S. 168—169. Der Palmenſaft; die Palmenfrüchte, S. 169. Schöne Ausſicht von Balmatta, S. 169—170. Leben in der Stadt unten; Koraga's aus den Bergen, S. 170. Eingeborne Gelehrte, S. 171. Die Miſſionsthätigkeit im Allgemeinen, S. 171—172. Die Umgebung von Mangalore; Frühſcene; der Hafen; muſelm. Fanatismus; brahmaniſche Tempel; ein Jogi aus Benares; Teufels-Tempel; Mangalore im eigentl. Sinne, S. 173. Das Haus des engliſchen Hauptrichters; der Gerichtshof; das Gefängniß, S. 174.

Das Tulu-Land und -Volk . . . . . S. 175

Die Lage von Mangalore, der Hauptſtadt des Tululandes, S. 175. Der Boden des Tululandes; die Reis- und Palmenbauer, S. 176. Theilweiſe Verarmung des Bauernſtandes. Ausflug nach Bolma, S. 177 u. fgg. Der ſüdl. Mangalore-Fluß, S. 177—178. Intereſſante Feldwege, S. 178. Die armen Holeyer, S. 178—179. Dämonen-Tempel, S. 179—180. Aufenthalt in Bolma, S. 180—181. Die Geſchichte Mangalore's, S. 181—182. Die Brahminen im Tululande, S. 182—183. Mangalore's bunte Bevölkerung, S. 183. Der Dämonendienſt, ſein Anhang, ſein Urſprung, ſeine Hauptfeſte, S. 184—186. Hauptſitz des Brahmanenthums in Udepi; die fünf Maha-Lingatempel; Verhältniß des Sivaismus zum Dämonismus, S. 187. Hauptſitz der Smarta's in Supramania; das Maha-Linga; Heiligthum zu Cotery; der ſtolze Jogi, S. 188. Die Lingaiten, S. 189. Verfall der Djaina's, S. 189—190. Mapilla's, S. 190. Katholiken, S. 190—191. Sittlicher Zuſtand im Allgem.; Volkscharakter; eigenthümliche Erbfolge, S. 191.

Ausflug nach Mudabiddri und Karkala . . . . S. 192

Aufbruch nach Mudabiddri, S. 192. Ein angenehmes Bad. Nachtherberge in einem Lingakloſter zu Gudpur, S. 193. Mudabiddri, S. 194—195. Weiterreiſe nach Karkala, S. 195. Die koloſſale Bildſäule des Gautama Swami, S. 196. Die dazu gehörigen Tempel. Einkehr in ein kathol. Haus zu Santuru Koppala, S. 197. Palmara, S. 197—198. Fahrt auf dem Schambawatti nach Mulki; Miſſ. Amman; Abendfahrt nach Kadige, S. 198—199. Nachtherberge in Suratcal, S. 199. Rückkehr nach Mangalore, S. 199—200.

Die Basler Mission im Tululande . . . . . S. 200

Erste Anfänge der Mission, S. 200—201. Errichtung von Schulen, S. 201—202. Der erste Grund zu einer Gemeinde; die Palmweinzieher bilden den Kern der Bekehrten, S. 202—203. Ansiedlungs-Versuche, S. 203. Handwerkerschule, S. 203—204. Gemeindezustand, S. 204—205. Katechetenschule, S. 205—206. Das Schulsystem, S. 206—207. Missionspredigt, S. 207—208. Literarische Wirksamkeit der Mission, S. 208.

III. Malajalam.

Von Mangalore nach Tschirakal und Aufenthalt daselbst S. 211

Der Mandjil als Beförderungsmittel, S. 211—212. Der südliche Mangalore-Fluß; Mandjeschwara; schöne Morgentour, S. 212. Cumbla; Kasirgode; der Tschandragiri-Fluß; Baikal; ausgelaßne Mapilla's, S. 213. Die Kurg-Berge; Hosdurga; Besteigung eines Bootes auf dem Backwater, S. 214. Eine malerische Nachtfahrt; das Vorgebirge von Eli-Male; damit verbundne Sage, S. 215. Eine portugiesische Schandthat, S. 216. Kanalfahrt; der Hafen von Berliapatna; Ankunft in Tschirakal, S. 217. Der Fürst von Tschirakal, S. 217—218. Etwas über Kaste; die Umgegend von Tschirakal, S. 218. Die Radja's und die Brahminen, S. 218—219. Gefährliches Abenteuer auf einem Gang nach Berliapatnam, S. 219—220. Die Missionsgebäude in Cananore, S. 220. Die Biby, S. 220—221.

Malajalam und seine Bewohner . . . . . S. 221

Die geschichtliche Bedeutung Malajalam's, S. 221—222. Seine Lage, S. 222—223. Natur und Boden, S. 223—226. Sage in Bezug auf die Entstehung des Landes, S. 226—227. Beleuchtung der „64 Mißbräuche", S. 227—229. Verfassungs-Geschichte, S. 229. Najer, S. 230—233. Kaufleute, S. 233—234. Stellung der Abendländer, S. 234. Weber, S. 235. Palmbauer, S. 236. Fischer, S. 236—237. Die „fünf Häuser" der Werkleute, S. 237—238. Joseph Rabban, S. 238. Kuruppu's; niedere Kasten, S. 239. Freie Gebirgs- und Wald-Bewohner, S. 239—241. Die Kasten der Leibeignen, 241—243. Die Najadi's, S. 243—245.

Von Tschirakal nach Taleitscheri . . . . . S. 245

Aufbruch nach Taleitscheri, S. 245. Cananore, S. 245—246. Dharmapatnam; eine damit verbundene geschichtl. Erinnerung, S. 246. Das Missionshaus bei Taleitscheri, S. 246—247. Schöne Aussicht; der eilende Priester, S. 247. Die Mapilla's und die Mogul's; die Römer, S. 248. Der Bazar; neue Freiheiten der Puleijer; ein Mapilla-Millionär, S. 249. Reisvertheilung im Armenhause, S. 249—250. Das Schulwesen, S. 250. Die Familie „Brown", 250—251. Eine beschämende Scene, S. 251.

Von Taleitscheri nach Calicut und Aufenthalt daselbst S. 252

Die französ. Besitzung Mahe, S. 252. Das Missionshaus zu Tschombala, 2S. 53. Einschiffung zu Wadakarei, S. 253. Die Fahrt

auf dem Backwater, S. 253—254. Landung bei Ellapur; Weiterreise nach Calicut; das Missionsgehöft daselbst, S. 254. Die Najadi's zu Kotakal; beabsichtigte Ansiedelung zu Koilandi; Natur von Calicut; Bazar; Hafen, S. 255. Der neue Canal, S. 255. Geschichtliches über Calicut, S. 256—257. Der Palast, wo Vasco de Gama seine erste Audienz hatte, S. 257. Der neue Palast, S. 257—258. Geschichtliche Erinnerungen bei den Parambu's der Najer, S. 258—259. Ein alter Krönungsbrauch. Die tamul. Brahminen, S. 259.

Die Basler Missions-Versuche in Malajalam . . S. 260

Erste Wirksamkeit des engl. Caplans Spring in Cananore, S. 260. Versuche des Pflanzers Brown, seine Sclaven zu Andjarkandi zu christianisiren, S. 260—261. Erste Anfänge der Basler Mission zu Taleitscheri, Cananore, Calicut, Tschiracal und Tschombala, S. 261—262. Statistik der Basler Mission im Jahre 1850. Verschiedne Art der Missionsthätigkeit auf den verschiednen Posten, S. 262—266. Letztes Resultat der bisherigen Missionsversuche, S. 266. Charakter der Basler Missions-Praxis, S. 266—268. Stellung der Basler Mission zur Kasten-Frage, S. 268.

IV. Die Nilagiris.

Von Calicut nach den Nilagiris . . . . . S. 271

Vorbereitungen zur Reise nach den Blauen Bergen, S. 271. Die Fahrt auf dem Kalei-Flusse, S. 271—272. Von Ariakodei nach Vandur am Fuße der Khunda's, S. 272—273. Weiterreise durch das niedere Walddickicht, S. 274. Die romantischen Khunda's hinan bis Sispara, S. 274—275. Weiterreise auf dem Tafelland der Khunda's Avalanche-Bungalow, S. 276. Nach Kaiti auf den Nilagiris, S. 277.

Aufenthalt auf den Nilagiris im Allgemeinen . . . S. 277

Erste physische Eindrücke, S. 277—278. Das liebliche Missionshaus zu Kaiti; die Wasserfälle zu Karteri, S. 278. Ritt nach Utacamund, S. 278—279. Die Miss. Schaffter und Schmid. Der künstliche See, S. 279. Der Bazar von Utacamund, S. 279—280. Besuch bei einer Todavafamilie. Besteigung des Dodabetta, S. 280. Eine patriarchalische Gerichtsscene, S. 280—281. Die Badaga's und die Mission, S. 281—282. Ritt nach Cotagherry, S. 282—284. Das Missionshaus zu Cotagherry; ein Gohatadorf, S. 284. Die Gohata's, S. 284—285. Nach Dimhatty, S. 285. Die Alterthümer zu Aschenny, S. 285. Proben tamulischer Kriegspoesie, S. 286. Ausflug nach „Saint-Catherine-Waterfalls"; Rückkehr nach Kaiti, S. 287.

Die Badaga's . . . . . S. 288

Die vier Districte der Nilagiris. Geschichtliches über die Badaga's, S. 288. Die Dörfer derselben, S. 288—289. Ihre Häuslichkeit, ihre Beschäftigungen, S. 289. Die Kasten der Badaga's, S. 289. Badaga-Gebräuche, Religion, S. 290. Eine Badaga-Sage. Der Blaue Berg im engern Sinne, der h. Berg der Badaga's, S. 291. Vorstellungen der Badaga's vom Jenseits in poetischer Form, S. 291—295. Merkwürdige Bräuche bei dem Badagabegräbniß, S. 295—296. Eine Todtenlitanei, S. 296—298.

Ein Ausflug durch das Meghanadu . . . . . S. 298

Kerhada; ein schnurriger Götze, S. 298. „Protections"-Anliegen. Sittliche Verschlimmerung der Badaga's in der Nähe von Kaiti und Utacamund; die Tamulen auf den „Hills", S. 299. Erzeugnisse der Nilagiris, S. 299—300. Hassa Hatti; ein Zauberer zu Kalla Korre; Haupt-Krankheiten und Kuren unter den Badaga's, S. 300. Der Khundafluß, S. 300—301. Mehrere Brahminendörfer. Ein bescheidenes Missions-Häuslein; Aussicht auf die Khunda's, S. 301. Badaga-Orte im Khunda-Nadu. Das neue Nadu. Mehre „Unter-Dörfer". Furcht der Badaga's vor den Mapilla's, S. 302. Eine unheilvolle Schlucht. Die Iruler oder „Dunkelmänner". Die Kurumber auf den Abhängen, S. 303. Priesterliche Verrichtungen der Kurumber bei den Badaga's, S. 303—304. Prächtige Aussicht auf die Bhovani- und Animale-Berge. Kürzlich entdeckte Alterthümer zu Kilur, S. 304. Der dunkle Hain des Tunda-Maha-Linga, S. 304—305. Tanz auf glühenden Kohlen. Badaga-Schulze. Der „Gottesberg". Blick in's Unterland. Der Götze von Adhikarihatti, S. 305. Mutenadu. Die Kaffepflanzung zu Karteri, S. 306.

Ein Besuch bei den Todava's . . . . . S. 306

Die Todava's als Urbewohner, S. 306. Ihre Vertheilung über die Nilagiris, ihre Beschäftigung, ihr Charakter, S. 307. Großartiges Panorama vom Gipfel des Dodabetta, S. 308. Weg nach einem der Todamands, S. 309 fgg. Der Bazar von Seppers Camp; wandernde Tamulengruppen. Die alte Burg Hulicul-Drug. Die Umgebung von Kunur, S. 310. Scenen in dem Todava-Weiler Scholemandu, S. 310—312. Die heiligen Haine der Todava's mit dem „Milchmann" und dem „Wächter", S. 312—313. Alles was den Todava's heilig ist, dreht sich um die Büffelheerde, S. 313—314. Die brahminischen Hindu's und die Urbevölkerung, S. 314. Flucht der Todava's vor der brahman. Gesittung, S. 314—315. Ihre Herkunft, S. 315. Zwei für die Mission wichtige Resultate der ethnologischen Frage in Bezug auf die Urbevölkerung, S. 316. Ergebniß der bisherigen Versuche die Todava's zu civilisiren und zu christianisiren, S. 316—317.

Anmerkungen . . . . . S. 319—352

Erklärung der Ansicht.

Das Hauptmonument der brahmanischen Aushöhlungen auf Elephante liegt, nicht gar hoch, am Nordende der kleinen romantischen Felseninsel. In dieses Hauptmonument führt dich die gebotene Ansicht. Was du davon siehst, ist ein Theil der dem Eingange entgegengekehrten Südwand, wo sich die bedeutendsten Sculpturen befinden. Die colossale dreiköpfige Büste, die offenbar den Siva als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer darstellt, läßt sich nicht verkennen. Unter den Figuren links von der Büste, tritt auch die Gemahlin Siva's, Parvati deutlich hervor. Im Uebrigen siehe S. 129 u. fgg.

Berichtigung.

S. 212 Z. 10 v. oben lies „südlichen" statt „östlichen".

I.

Bombay.

Von Suez nach Bombay.

Die Erdkugel kann, mit Ausnahme von China und Japan, kein Land aufweiſen, das je und je ſich von den übrigen Ländern ſo ſtreng geſondert und ſo feſt abgeſchloſſen hätte, als Oſtindien. Es gleicht in ſeinem Hange zur ſelbſtgenügſamen Abgeſchiedenheit der wohlummauerten Pagode mit ihren ſtillen Räumen, düſtern Gängen und geheimen Schlupfwinkeln, und der Tempelteich, deſſen träges Gewäſſer von heiligem Lotus überwuchert iſt, verſinnbildet ſeine dumpfe, in heiligen Sagen wie erſtickte Geſchichte. Und doch, welch eine bewegende Kraft hat dieſe bewegungsloſe Maſſe auf die Völker des Weſtens der Reihe nach geübt — von den älteſten Zeiten an bis auf die Gegenwart!

Die Phönizier ließen ſich durch die langwierige Dauer von drei Jahren nicht abſchrecken, von Eziongeber am Rothen Meere aus die Ophir-Fahrt nach den Mündungen des Indus immer und immer wieder zu wagen; Gold und Silber, Edelſtein, Sandelholz und Elfenbein, Affen und Pfauen[1] brachten ſie heim. Der große Macedonier ſah den Reichthum „an barbariſchem Gold und Perlen", den Indien auf die von ihm bezwungne Meeresfürſtin Tyrus „hingeſchauert hatte", und kaum lag Egypten zu ſeinen Füßen, ſo beſchloß er den Goldſtrom des indiſchen Handels unmittelbar durch das Land der Pharaonen zu leiten. Als nun auch das geſammte Perſerreich in ſeine Hände gefallen war, flog er, von

dem indiſchen Magnet immer ſtärker angezogen, wie ein Adler über den Hindukuſch dem Fünfſtromlande zu, und ein ſolches Gewicht legte er auf ſeinen Zug nach Indien, daß, als nach langem ängſtlichen Warten die Kunde von der Unverſehrtheit ſeiner Indus-Flotte einging, er unter Thränen ausrief: Beim libyſchen Ammon und beim griechiſchen Jupiter, ich ſchwöre dir, daß mich dieſe Kunde glücklicher macht als das Bewußtſein, der Eroberer Aſiens zu ſein.

Noch mehr aber als die Völker des Alterthums ſind die Völker der Neuzeit von dem ſtarren Indien erregt und bewegt worden. Als der Koloß des muhamedaniſchen Reiches, der bis zur Meerenge Gibraltars und bis zum indiſchen Archipel ſeinen Schatten warf, allmählich zerbröckelte, und neben dem neuaufleben-den Alexandrien Acca und Konſtantinopel ſich als die Stapelplätze des morgenländiſchen Handels aufthaten, da geriethen die Seeſtädte Italiens in eine wahrhaft fieberhafte Bewegung: jede wollte ſich zu dem ausſchließlichen Kanale machen für die dort zuſammenſtrömenden Erzeugniſſe des Oſtens — als Juwelen, Seidenſtoffe und Specereien, — deren Werth die überalpiſchen Barbaren auf den Kreuzzügen nach dem heiligen Lande hatten kennen, ſchätzen und begehren lernen. Das königliche Venedig ſiegte zuletzt in dem langen Wettlauf.

Allein die indiſche Bewegung zog ſich noch weiter weſtlich, ja ſo recht ans Ende des weſtlichen Europas. Der ritterliche Heinrich von Portugal ſchwärmte förmlich für die Entdeckung eines ganz neuen Weges nach Oſtindien: er machte ſie zu ſeiner Lebensaufgabe und verſchwendete zur Verwirklichung derſelben die Einkünfte ſeines Königreichs. Während Kolumbus nach dem neuen Wege zur indiſchen Halbinſel ſuchte, ſtieß er zufällig auf Amerika, und ſo würde die Anziehungskraft, welche die indiſche Halbinſel auf die Weſtwelt übte, die Veranlaſſung zur Auffindung des Welt-

theils, welcher der alternden Weltgeſchichte einen neuen Schwung gegeben und eine neue Bahn vorgezeichnet hat. Erſt Vasco de Gama (1498) fand den Weg um das Cap der guten Hoffnung nach dem Lande mit den „balſamiſchen Ebnen, würzigen Hainen und Perlen-Ufern," — und ſiehe da, — das marmorne Venedig, an deſſen Fundamenten die Eroberungen der Türken im Mittelmeere bereits gerüttelt hatten, mußte ſich in den Staub legen. Denn kaum hatte die mährchenhafte Kunde von der glücklichen Beendigung der portugieſiſchen Expedition, die „gewillt war, auf Wunder zu ſtoßen", die Einbildungskraft der Bewohner von Liſſabon zu heller Lohe entzündet, ſo war man dort auch gewillt, die erſte Handels- und Seemacht in der Welt zu werden. Das gelang, bis die indiſche Bewegung ſelbſt den phlegmatiſchen Holländer ergriff, und dieſer im Jahre 1595 vier Handelsſchiffe auf dem Wege, den die Portugieſen für ſich allein beanſpruchten, gar keck nach dem Lande der Sonne entſandte.

Das indiſche „Fieber" hatte aber ſchon längſt noch weiter nördlich gegriffen. Die glänzenden Erfolge der Portugieſen machten dem Engländer mit ſeinem zwar noch ſchlummernden, aber entſchiedenen See- und Handelstriebe jede Fiber beben; er geberdete ſich wie Jemand, der, in ein Gefängniß eingeſchloſſen, zur Gewinnung eines Ausgangs den Kopf gegen die vier Mauern ſtößt. Um jeden Preis wollte er ſich einen zweiten von den portugieſiſchen Kanonen freien Weg nach Oſtindien bahnen, und verſuchte dieß zuerſt in Nordweſten. Das Polar-Eis ließ ihn nicht durch nach dem Land der Sonne. Er wandte ſich nach Nordoſten. Das Polar-Eis ließ ihn nicht durch nach dem Land der Sonne. Er verſuchte es noch einmal im Nordweſten. Das Polar-Eis ließ ihn nicht durch nach dem Land der Sonne. Er hatte ſchon vorher an die Anlegung einer Heerſtraße durch Rußland über das Caſpiſche

Meer gedacht, aber die große Wüste hatte ihm ein schauerliches Nein ins Ohr geschrieen. Er wandte sich nun in seiner Verzweiflung nach dem Südwesten. Vergebens. So sah er sich denn endlich genöthigt, es wie der kühne Holländer zu machen. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts segelte die Flotte der ostindischen Compagnie um das Cap der guten Hoffnung nach Ostindien und im Jahre 1837 (?) ließ der erste, für Ostindien bestimmte englische Dampfer seine schwarze Rauchsäule über das Rothe Meer hinsteigen. So hatte denn das Volk, dem ganz Indien zu Füßen fallen sollte, den uralten Weg nach Ostindien — den allerkürzesten — aufs neue betreten.

Auf diesem uralten, allerkürzesten Seewege sollten nun auch wir, von Suez aus, der indischen Küste zueilen. Jenes Wunderland hatte mir nie „barbarische Perlen" in den Schooß zu schütten verheißen, wohl aber, bei meiner leiblichen Verfassung, manche Perle des Schweißes mir abzufordern gedrohet Dennoch erregte und bewegte mich der Gedanke, daß wir nun die eigentliche Straße nach Indien zu betreten im Begriff standen, gar angenehm, als wir am 22. November 1849 Nachmittags gegen fünf Uhr den Fuß auf das Boot setzten, das uns nach dem „Akbar" bringen sollte. Dicht bei Suez nämlich ist das Rothe Meer so flach, daß es sich da nicht einmal für einen mittleren Dampfer, geschweige denn für das mächtige Kriegsschiff Akbar, „an seinem Busen ruhen läßt." Dieses hatte daher seinen Riesenleib in der Nähe des Wadi Tuwarik auf dem Anker zur Ruhe gelegt und erwartete uns dort in ruhiger Majestät. Wir brauchten volle anderthalb Stunden, ehe wir an Bord kamen. Ein Mann war, von Suez aus, uns noch auf eine lange, lange Strecke nachgewadet.

Unsere Fahrt auf dem Rothen Meere ging im Ganzen glücklich von statten. Nur zwei Tage und Nächte von den sechs, die

wir auf dieſem Binnenwaſſer zu verbringen hatten, ſchütteten, ſo recht zwiſchen Nubien und Arabien, eine faſt unleidliche Glut über uns aus. So war denn das Gewitter eine wahre Wohlthat, das ſich in einer jener zwei Nächte mit betäubendem Krachen entlud, die Schläfer vom Verdeck halb nackend in den Salon hinunterjagte und ihnen durch die obere Oeffnung deſſelben auch dort noch kühlende Fluthen über die Köpfe goß.

Gleich am folgenden Tage (am 23.) gegen Mittag grüßten uns links die majeſtätiſchen Ausläufer des Sinai. Mein Herz jauchzte, als ich das hohe Gebirge zum erſten Male vor mir liegen ſah. Es war, als riefe es mit tauſend Zungen herüber: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott. Unſer Dampfer flog achtlos daran vorbei; gleichgültig ſtarrte der größere Theil der engliſchen Paſſagiere hinüber. Schon am 28. gegen Mittag dämmerte uns die arabiſche Küſte um Mokka entgegen. Dort hinüber ſchien das Auge des Britten, bei dem in der Regel Handelsgedanken über alle anderen Gedanken gehen, viel lebhafter zu funkeln, als vorher nach dem Sinai-Gebirge, deſſen wüſte Thäler die engliſchen Magazine nie werden ſchwellen helfen.

Noch am Abend deſſelben Tages liefen wir in die Straße von Bab el Mandeb ein und betraten ſomit das eigentliche Thor zu den indiſchen Gewäſſern. Gewaltige Vorgebirge rücken hier von arabiſcher ſowohl, als von abyſſiniſcher Seite dicht gegen einander. Ein majeſtätiſcher Anblick! Es iſt, als wollte Arabien, jener große, weit nach Süden vorſpringende ſandige Iſthmus zwiſchen dem Weſten und Oſten, die weitere Fahrt nach Indien wehren, deſſen „Gold, Edelſteine und Specereien" in weſtlicher Richtung zuerſt dorthin ſtrömten. (1 Könige 10.)

Spiele bei luſtiger Muſik machten auf dem Verdeck die Runde, während wir durch die ſonſt ſo gefürchtete „Straße des Verderbens"

(Bab el Mandeb) zogen. Am andern Morgen lagen wir in der Westbucht Adens im „Glücklichen Arabien."

Schon mancher „Ueberland-Reisende" hat sich auf die „Sabäischen Wohlgerüche" gefreut, womit ihn die Ufer des „Glücklichen Arabiens" anhauchen würden, und hat, in die Nähe von Aden gekommen, alle seine Geruchsnerven zu diesem Behufe angespannt. Ich bin auch überzeugt, daß Dieser und Jener, was er zu riechen wünschte, gerochen hat.

Meine Erwartungen in Bezug auf Aden waren in jeder Beziehung nüchtern. Hatte ich doch von Leuten, die für die nackte Herrlichkeit der Natur kein Auge haben, über das öde Aden viel murren, schelten und jammern hören. Um so mehr überraschte mich die phantastische Majestät seiner kahlen schwarzen, dräuenden Gebirgsmassen mit ihren zum Theil bethürmten und castellartig ummauerten Piks. Vulkanische Kräfte haben dieses etwa zwei Stunden lange und etwas minder breite Vorgebirge, das im Norden durch einen niedrigen Sandstreifen mit der arabischen Küste zusammen hängt, aus dem Meeresgrunde emporgetragen und die Lavaströme, von denen es hie und da überglast ist, bezeugen seine spätere vulkanische Thätigkeit.

In einem ausgebrannten Krater, zwei Stündchen von dem Punkte, wo der Dampfer zu landen pflegt, befindet sich das englische Lager mit der dazu gehörigen Stadt Aden. Sobald wir an's Land gestiegen und in dem englischen Gasthofe eine Tasse salzigen Thee zu uns genommen, setzte ich mich, wie die meisten andern Passagiere, zu Esel und ritt dorthin. Der Weg führte mich zuerst in nordöstlicher und dann immer gerade in östlicher Richtung am Meere hin. Die Berge zur Rechten, die zwischen ihrem Fuße und der See nur einen schmalen Sandgürtel übrig lassen, springen bald mehr bald minder vor, und stellen sich weiter

hier zu einem majestätischen Amphitheater zusammen. Nach etwa fünf Viertelstunden verließ der Pfad die Küste und lief rechts eine enge Bergschlucht hinan.

Noch ehe ich die Höhe erreichte, stand ich plötzlich vor einem gewaltigen, mit Schildwachen besetzten Thore. Festungswerke drohten von den anliegenden Höhen her; aber die Männer des Krieges am Thore ließen den friedlichen Indienfahrer ohne Weiteres durch. Ein durch den Fels gehauener Weg führte mich nun noch fünf bis zehn Minuten lang in der Enge hin; dann plötzlich weitete sich die Aussicht, und vor mir lag Aden, rings umschlossen von einem großartigen Felsen-Amphitheater, das unübersteigliche Natur-Mauern und uneinnehmbare Natur-Thürme zum Schutze bietet und sich nur nach der künstlich befestigten Insel Sirah auf der Ostseite öffnet.

Was für eine sonderbare Stadt, die da unten in dem unfruchtbaren, phantastisch geformten Krater sich aufgebaut! Wie ein Pilz scheint sie aus der Erde hervorgeschossen. Ich hätte mir die Augen reiben und mich fragen können: Ist's etwa ein Traum? Nur hie und da hatte ich auf dem Hinwege ein grünes Pflänzchen die schwarze Felsenspalte durchbrechen sehen. Jedes aber hatte mir zugerufen: „Sieh da, Fremdling, wie arm meine Heimath ist! Kaum daß ich mit ein paar Schwestern auf verwitterten Schlacken und einem wenig angewehten Flugsand mein verkümmertes Dasein friste." Nun aber jubelte mir die Stadt in dem ausgebrannten Krater entgegen: „Sieh da, Fremdling, was englischer Wille der Natur zum Trotze vermag! Erst vor kurzem pflanzte man mich in dieser unwirthlichen Oede, — und wie üppig bin ich seitdem emporgeschossen!"

Im Jahre 1839 nämlich nahmen die Engländer zum Schutze ihres Handels Besitz von diesem nackten Vorgebirge, auf welchem

ſchon in den Tagen des grauen Alterthums ein Handels-Stapelplatz wucherte. Damals — alſo vor zehn Jahren — lebten hier ungefähr tauſend arme ſchmutzige und halb nackte Geſchöpfe von Datteln und Fiſchen. Das engliſche Geld, welches die Bedürfniſſe der Truppen — ein paar tauſend Hindu-Soldaten aus der Madras-Armee und etwa 900 Europäer, — ſo wie die Ausgaben der Regierung für allgemeine Zwecke ſeitdem in Umlauf geſetzt haben, hat die urſprüngliche Bevölkerung um das Zehnfache geſteigert. Von allen benachbarten Küſten, beſonders von Mokka und Djidda, zog das Bild der Victoria auf goldnem Grunde alsbald Handelsleute herbei. Selbſt der Hindu, der ſich von dem heimathlichen Boden ſo ungern losreißt, iſt nicht ausgeblieben.

Doch wir müſſen vor allen Dingen einen Blick auf die Stadt ſelber werfen, die in dieſer vulkaniſchen Wüſte die Kinder Europa's, Aſiens und Afrikas, und ſomit drei Welttheile vereint. Die reihenweis geordneten Häuſer und Hütten ſind zum Theil ſo leicht gebaut, als wären ſie, man möchte ſagen, von geſtern und bloß noch für morgen. Vier Wände von Flechtwerk, oben zugehängt, ein großer Vogelbauer: das iſt die einfachſte Form derſelben. Beßre haben eine Art Wagendecke, ebenfalls von Flechtwerk, oder oben ein flaches Dach. Die beſten ſind von unbehauenem Stein; da haben denn Säulen und Lager von Holz den Mörtel erſetzen müſſen. Hie und da ein Hühnerhaus in freier Luft; krächzende Raubvögel kreiſen darüber hin. Hie und da auch ein gartenähnlicher Fleck und ein ſorgfältig eingehegtes grünes Fleckchen. Die blendendweiße Wohnung des kommandirenden Offiziers mit luftiger Verandah, verziertem Portal und bemalten Thoren nimmt ſich in dieſen grauen und öden Umgebungen faſt romantiſch aus, und die luftigen Pavillons auf den Hügeln umher zeigen, daß auch die übrigen europäiſchen Offiziere ſich ihr wüſtes Exil möglichſt behaglich einzurichten

verſtehen und namentlich das Beſte, was die Halbinſel bietet, — die vortreffliche Luft — auszubeuten wiſſen. Eine Reihe wohlverſehener und faſt glänzender Läden von indiſchen Handelsleuten contraſtirt jedenfalls am ſtärkſten und am angenehmſten gegen die ſchwarze, unwirthliche Oede.

Was für eine mannichfaltige Bevölkerung ſich in dieſem Krater zuſammendrängt! Hindus aus dem tiefſten Süden und Weſten, Feueranbeter und Jünger des falſchen Propheten aus Concan und Afghaniſtan, Afrikaner von der gegenüberliegenden Küſte, aus Egypten und Zangebar, Araber und Juden, Hindu-Portugieſen und Europäer! Ein wahres Quodlibet von Farben, Trachten, Sprachen und Religionen auf dem engſten Raume!

Ich hatte mir vorgenommen die höchſte Spitze des Gebirges, welches den größten Theil der Inſel, mit einem Umkreis von ſechs bis ſieben Stunden, von Nordweſt nach Südoſt durchzieht, den Djebel Schamſcham zu beſteigen, zugleich mit dem Wunſche, wo möglich die zwei bis drei Stunden hinter Aden auf dem Feſtlande liegende Oaſe zu ſehen, von wo die Araber ihre Naturerzeugniſſe herüberbringen. Ich ließ meinen Eſel im Thale halten und verſuchte, in Ermangelung eines Führers, den Aufſtieg allein. Plötzlich ließ mich der eingeſchlagne Pfad im Stich; das ſteile, tiefgerißne Bett eines Gießbachs half mir weiter. Ich mochte darin etwa eine Viertelſtunde, zuletzt auf Händen und Füßen, weiter geklommen ſein, als die immer ſteiler werdende Steile mich zur Umkehr zwang. Es war eine ſchauerliche Felsſchlucht.

Ich beſorgte, der Dampfer möchte mit der Einnahme ſeiner ſchwarzen Lebensmittel — der Kohlen — früher fertig werden und mich Unglücklichen im Glücklichen Arabien zurücklaſſen. So trabte ich denn über Hals und Kopf nach dem Gaſthauſe zurück, und durfte mich dann nicht wundern, daß mein magrer Eſel, den ich

nicht erſt um Erlaubniß dazu gefragt hatte, mich einmal mit ihm im Galopp durch eine geſchickte Biegung des Nackens über Hals und Kopf hinab rutſchen ließ.

In der Verandah des Gaſthauſes, im Angeſichte des Dampfers, der ſich noch immer mit dem Allernöthigſten verſorgte, ließ es ſich ganz gemüthlich ſitzen. Leute von drei verſchiedenen Nationen übten da dicht vor unſern Augen ihre Erwerbsthätigkeit. Neger beluden das Schiff mit Kohlen; der Kohlenſtaub, der den europäiſchen Paſſagier bei ſolcher Gelegenheit vom Schiffe treibt, machte ſie noch negerhafter. Sumalis von der gegenüberliegenden afrikaniſchen Küſte führten das Ruder und freueten ſich der ſchönen blanken Rupi's, die ſie dafür in Empfang nahmen. Judenknaben ritten ihre Eſel vor und waren glücklich, wenn Dieſer oder Jener dadurch zum Aufſitzen gelockt wurde. „Gieb dem Eſel einen Rupi!" hieß es dann faſt immer in gebrochnem Engliſch.

Am meiſten intereſſirten mich die Sumali's,[3] ſchlank und wohlproportionirte Geſtalten mit chocoladefarbiger Haut, elfenbeinernen Zähnen und ſchwarzem Haar, das ſie mit Hülfe von Muſchelkalk meiſt rothbraun gefärbt hatten. Das letztere kräuſelte ſich ein wenig, aber das iſt auch weſentlich das Einzige, was an ihre Nachbarn, die Neger, von fern her erinnern konnte.[4] Nur an Einigen ließ ſich außerdem ein Anſatz zur Negerlippe bemerken. Ob Dieſe aber reinblütig waren, weiß ich nicht zu ſagen. Einer derſelben war in der That ſo ſemitiſch ſchön, daß Jemand, der von der ethnologiſchen Frage nicht die geringſte Ahnung hatte, wie begeiſtert in die Worte ausbrach: Grade ſo denke ich mir den bibliſchen Joſeph. — Die Sumali's bringen übrigens ſehr gute Schafe nach Aden, und machen ſo den armen Engländern daſelbſt, die ohne „mutton" ein kümmerliches Daſein führen, ihr Exil um viele Procent leichter.

Auch die Juden in Aden ſind nicht ohne Intereſſe. Ihre Vorfahren kamen unmittelbar nach der Zerſtörung des erſten Tempels in die Provinz Yemen und kehrten nicht mit Esra heim. So wenigſtens behaupten ſie ſelbſt, und mit ihnen ſollen ſämmtliche Juden des Oſtens ſtimmen. Ein jüdiſcher Gelehrter, der ſechs bis ſieben Jahre vor mir in Aden war, glaubt dagegen annehmen zu müſſen, ihre Einwanderung habe mit der Juden-Zerſtreuung unter Hadrian im zweiten Jahrhundert ihren Anfang genommen. Ihm zufolge flohen ſie die Oſtküſte des Rothen Meeres entlang, verſtreueten ſich bei Mokka über das Land und ließen ſich in geſonderten Colonien nieder. Neue Flüchtlinge, von Alexandrien her, verſtärkten ihre Zahl und Macht, und ſchon nach fünfzig Jahren waren ſie bis Sana vorgedrungen. Ihr Handel dehnte ſich endlich von den Ufern des Rothen Meeres bis an den Perſiſchen Golf, ja bis an die Küſten von Indien aus, und ihre reichſten Kaufleute wohnten eben in Aden.

Die Hauptbevölkerung von Aden bilden begreiflicher Weiſe die Araber. Dieſe haben in politiſcher Beziehung gegen die Niederlaſſung der Engländer daſelbſt nichts zu erinnern. Die Lage Adens in Bezug auf Mokka und das geſammte arabiſche Kaffeland iſt zu günſtig, als daß die handelsbegierigen Jünger Muhameds die reichen Handelsbrüder auf der benachbarten Halbinſel nicht gern haben ſollten. Mekka aber mit ſeinem heiligen Intereſſe liegt zu fern, als daß es das Handelsintereſſe zu überwiegen vermöchte. Dennoch war es vor mehreren Jahren einem Fanatiker aus Marocco gelungen, ein Heer von 30,000 Arabern wider das engliſche Fort zu ſammeln.

Eben hatte ein Schiff ein neues Regiment von Madras gebracht, und wollte ein anderes ablöſungsweiſe wieder mitnehmen. Die armen Hindus, die nun dieſen „Felſen nackt und bloß" gegen

die ſtrotzende Fülle der Heimath vertauſchen und den Reis, ihr einziges Nahrungsmittel, hinfort in ſalzgeſchwängertem Waſſer bereiten mußten — und die glücklichen Hindus, deren Exil ſo eben zu Ende gegangen war, und die nun bald wieder den Kari[5] in allen möglichen Formen genießen durften!

Wir ſelbſt lichteten noch an demſelben Abend die Anker.

Das war denn alſo ein zwölfſtündiger Aufenthalt im Glücklichen Arabien. Wie ein Sonnenblick den trüben Wintertag, — ſo hatte er das einförmige Schiffsleben angenehm durchbrochen, und nahm dann auf der nebelhaften Waſſerwüſte gar bald die Geſtalt eines phantaſtiſchen Traumbilds an.

In Suez zuerſt und nun auch wieder in Aden waren mir nach mehr als dreimonatlicher Friſt europäiſche Zeitungsblätter in die Hände gefallen. Wie das Alpenhorn auf den Schweizer in der Fremde, — ſo hatten ſie zum Theil auf mich gewirkt.

Und doch war die Welt, die auf unſerm Schiffe hauſte, weſentlich eine europäiſche. Meine deutſchen Landsleute, die mit Indien und indiſchen Zuſtänden im Allgemeinen wenig bekannt ſind, haben wohl kaum eine rechte Vorſtellung von dem, was ſich auf einem indiſchen Dampfſchiff reget und beweget. Ich will daher unſere Reiſegeſellſchaft mit ein paar Strichen zeichnen.

Die Europäer-Welt, die unter der tropiſchen Sonne in Oſtindien ſchmachtet, beſteht hauptſächlich aus engliſchen Militär- und Civil-Beamten. Da die europäiſchen Kinder in Oſtindien gewöhnlich nur in ihren erſten Lebensjahren leiblich wohl gedeihen, und da außerdem die ſittliche Stickluft, die das indiſche Heidenthum aushaucht, das junge Gemüth zu verderben droht, und keine rechte Anregung der geiſtigen Entwicklung zu Hülfe kommt, ſo ſind Alle, denen es financiell irgendwie möglich iſt, darauf bedacht, ihre Kinder ſo bald als thunlich nach Europa zu ſchicken, und

erſt wenn ſie dort ihre Ausbildung vollendet haben, wieder zu ſich nach Oſtindien zu entbieten.

Nun ſolch „junges Volk“ männlichen und weiblichen Geſchlechts, das, eben flügge geworden, hoffnungsvoll die Schwingen dem Land der Sonne entgegenbreitete, hatten wir an Bord. Die jungen Männer ſtanden ſo recht in der Blüthe der „Flegeljahre;“ ſie ſtiegen über Tiſche und Bänke, und wer ihnen in den Weg kam, der durfte ſich wohl vorſehen, daß er nicht an- oder gar umgerannt wurde. Auch übten ſie ſich ſchon auf dem Schiffe in andern, zu ihrem künftigen Berufe nöthig erachteten „Rückſichtsloſigkeiten“: ſie nahmen dem Schiffsgaſtwirth die Orangen, die er für die ganze Geſellſchaft aufbewahrte, daß ich ſo ſagen darf, vor der Naſe weg, und vertheilten den Raub unter die jungen Damen u. ſ. w.

Goldne Träume von einer mehr als goldenen Zukunft in Oſtindien mochten manchen dieſer jungen Köpfe durchziehen. Eine einträgliche Stellung mit möglichſt wenig Arbeit, aber möglichſt viel Ehre und Vergnügen: dieſer Gedanke bildete ſicherlich den Kern und Stern ihrer goldenen Träume. Ach wie Mancher jener Träumer mag ſich ſeitdem im Urwald zu Tode gejagt oder ſonſt zu Tode geſündigt haben.

Wenn das Dichten und Trachten der jungen Herrn auf einen erklecklichen und ergötzlichen Poſten hinausging, ſo lag die Aufgabe der jungen Damen viel näher. Wer den Jäger erjagt, dem fällt das erjagte Wild von ſelber zu. Wirklich hatte ſich auch, noch ehe wir vor Bombay Anker warfen, einer unſerer jungen Jäger fangen laſſen, nicht aber von einer jener Damen, die, wie die böſe Schiffswelt ſagte, gradezu „auf Spekulation“ nach Oſtindien gingen.

Unter den übrigen Reiſenden befand ſich auch ein Engländer, der ſich zu Krapfs Zeit in Schoa aufhielt, und ein anderer, der

früher mit der engliſchen Geſandtſchaft in Perſien verbunden war. Als die ernſteſten unter allen zeigten ſich zwei Schotten aus Bombay, davon der eine — ein Kaufmann — der ſchottiſchen Staats-, der andere aber, unſer Schiffsarzt, der ſchottiſchen Frei-Kirche zugehörte. Der Erſtere behauptete, die ſchottiſchen Miſſionare in Oſtindien hätten ſich der Freikirche hauptſächlich darum angeſchloſſen, weil ſie auf dieſe Weiſe ſich der beengenden Controle der heimathlichen Kirche in etwas entziehen zu können meinten, — und weil es ihnen dabei auch nicht von fern einfiel, daß ſie das Miſſionseigenthum hinter ſich zu laſſen hätten. Das war vielleicht ein wenig partheiiſch gedacht und geredet. Von dem Letztern erfuhr ich, daß die ſchottiſche Freikirche zu Bombay etwa 150 Seelen zähle und ungefähr das Drittel aller Schotten daſelbſt in ſich faſſe. Es war ein gar lieber, ſtiller Mann, der, wenn einer der Paſſagiere in engliſcher Weiſe „ein Glas Wein mit ihm zu trinken wünſchte," ſein Glas mit Waſſer zu füllen pflegte. Zu dieſem harmloſen Betrug lächelte er dann ſo eigenthümlich vor ſich hin, daß man ihm gut ſein mußte.

Die eigentliche Seele der engliſchen Geſellſchaft bildete ein anglo-indiſcher Journaliſt, dem die berufsmäßige Malice eine Naſe zu wege gebracht hatte, die ſtets wie gerümpft ausſah. Er wußte den Gelehrten ſowohl als den Politiker, den Schöngeiſt ſowohl als den Frommen zu ſpielen. Angloindiſche Journaliſten haben ein ſehr kleines Publicum; was Wunder, wenn ein ſolcher Allen Alles zu werden ſucht.

Ein trauriges Anhängſel in unſrer Geſellſchaft machte ein junger, — ich kann nicht anders ſagen als — Laffe, den ſein Vater, engliſcher Arzt in Bombay, Lernens halber nach London geſchickt hatte und der nun zwar ohne Kenntniſſe, aber mit einem jungen Weibe, einer rechten Puppe, zurückkehrte. Da er das volle

Paſſagegeld nicht zu zahlen im Stande war, ſo mußte auch ſie mit auf dem Verdecke ſchlafen, — mitten unter Männern. Das gab dann der Naſe des Journaliſten noch zu weiterer Ausbildung in der angegebenen Richtung einige Gelegenheit.

Eine große Ueberraſchung war es für uns, unter der Reiſegeſellſchaft auf noch zwei andre Deutſche zu ſtoßen. Der eine war ein junger Mann vom Rhein, der im Begriffe ſtand, ſeine Stellung als Muſikmeiſter bei einem indobrittiſchen Regiment im Innern der Präſidentſchaft Bombay anzutreten. Ein grund-ehrliches, aber auch grund-einfältiges Bürſchchen, das, weil es ſeinen Schutzpatron am Halſe trug, vor keinem Seeſturm beben zu brauchen meinte — und das aus dem Innern der Präſidentſchaft nicht eher nach Bombay zurückkehren wollte, als bis es von dort aus einen kleinen Ausflug nach China hinüber gemacht hätte. Deutſche Muſikmeiſter werden übrigens in Indien nicht minder hoch geſchätzt, als deutſche Miſſionare, ja meiſt noch viel höher. Sie bilden recht eigentlich das ſeeliſche Element in dem ſogenannten Meßhauſe, — dem mit einer Wirthſchaft verſehenen Regiments-Locale, wo das rein leibliche Element, als Zechen, Spielen, Wetten und Jagen (ſchlimmerer Dinge zu geſchweigen), die Oberherrſchaft zu führen pflegt. Man geht übrigens damit um, jene meiſt wüſten Orte immer mehr mit guten Bibliotheken zu verſehen und ſo auch dem geiſtigen Element einigen Vorſchub zu leiſten.

Den andern Deutſchen, einen Schneider-Kaufmann aus Bombay, hatten langjährige Wanderungen in aller Welt faſt zu ſehr gewitzigt. Er kannte die ganze Chronique scandaleuse von Bombay, ja faſt von ganz Indien, und bezeichnete mir mehr als einen hochſtehenden Gentleman unter unſrer Reiſegeſellſchaft als ſeinen gehorſamſten Schuldner. Die Miſſion war ihm ein rechter Dorn im Auge. Seine erſte Bekanntſchaft mit Miſſionaren hatte ihn,

wie er mir ſagte, für immer ſcheu gemacht. Er war auf einem nordamerikaniſchen Schiffe mit Baptiſten- und Methodiſten-Miſſionaren zuſammengetroffen. Die erſtern beſtiegen jeden Morgen den Maſtbaum, um dort ihr Morgenlied zu ſingen; die letztern wollten ihn durchaus in ihre Cajüte nehmen, um ihn gläubig zu beten. Schade, daß ſolche und ähnliche Carricaturen manche redliche Seele von der guten Sache zurückhalten. Bei unſerm Freunde freilich lag der tiefſte Grund ſeiner Miſſions-Scheu noch wo anders. Uebrigens aber war er die Dienſtfertigkeit ſelber. Wie manchen ambroſiſchen Abend haben wir in deutſcher Gemüthlichkeit mit einander verplaudert.

Unſer eigentlicher Wirth war ein eben ſo ſtattlicher, als behäbiger Feueranbeter aus Bombay; Portugieſen und Muslims — die ſonſtigen Beherrſcher Oſtindiens — beſorgten die Küche und bedienten die Tafel. Neger von der afrikaniſchen Oſtküſte ſpeiſten die Dampfmaſchine mit Kohlen. Die ſchwarzen Geſchöpfe ergötzten ſich allabendlich an ihrem ziemlich barbariſchen Nationaltanz mit Springen und Stampfen, wilden Gebehrden und Gliederverrenken, Ballen der Fäuſte und Schwingen von Keulen.

Auch die junge Europäer-Welt hielt jeden Abend einen mehrſtündigen Reigen auf dem Verdeck. Drei bis vier Portugieſen geigten dazu mit ſchwerer, ſchwieliger Hand, wobei unſere deutſchen Ohren gewaltig litten; der Engländer kann in dieſer Beziehung unglaublich viel vertragen. Wenn dann der Wind dazu ſauſte und das Meer dazu brauſte, ſo hätte Jeder, der plötzlich hieher verſetzt worden, ſich gewiß auch die Augen gerieben und gefragt: Iſt's wohl ein Traum? Wie eine Luſtfahrt ſah die Fahrt nach Indien aus.

Nur am Sonntag durfte die Geige mit ihrer heiſern Kehle nicht laut werden. Da „lief" denn, wie die Engländer zu ſagen pflegen, der junge Capitän, — der Haupttänzer, — mit un-

glaublicher Schnelligkeit „durch die kirchliche Liturgie", und ein andrer Schiffsbeamte respondirte. Wer die Augen zugedrückt hätte, der hätte von der versammelten Gemeinde selbst auch gar nichts wahrgenommen; so stumm verhielt sie sich von Anfang bis zu Ende. Der Gottesdienst war eben Schiffsordnung, ganz wie die vorhergehende Musterung der Matrosen.

Am Abend des 29. Novembers hatten wir Aden verlassen. Schon am 30. segelten wir links an Sukhatara (gewöhnl. Socotora) vorüber. Wir sahen das „glückliche Eiland" nicht; das stürmische Meer nur deutete auf seine Nähe. Eine ziemlich bewegte See hatten wir freilich immer, denn der Wind kam uns stracks entgegen. Mehr als einmal wurden wir von den hereingießenden Wellen auf unserm nächtlichen Lager überschwemmt, bis wir uns entschlossen, trotz der erdrückenden Gluth das Cajütenfenster zu schließen. Wir hatten nicht die schlechteste Cajüte inne, und doch war sie elend genug. Meine Frau hatte mannshoch zu klettern, ehe sie das Bret — ihr Bett — erreichte, und ich selbst fand unten am Boden nur gerade so viel Platz, um meine etwas langen Glieder zu strecken. Da das Bret-Bett oder Bett-Bret meiner Reisegefährtin der schützenden Randleiste entbehrte, so warf es bei einer etwas stärkern Bewegung des Schiffes seine Last auf mich herab.

Am 4. December endlich drehte sich der Wind mehr nach Norden. Meerschweine, mit warmem Blut und eßbarer Leber, spielten in Heerden auf dem immer noch bewegten Element. Des andern Tages grüßten uns Schaaren weißer Seevögel. Wir grüßten wieder, denn alles was ans Land erinnert, hat etwas Gefälliges auf dem Meere. Noch mehr wohl als wir sehnte sich nach dem Ende der Meerfahrt eine arme kranke Gazelle mit großen, schwarzen, schmachtenden Augen. Ihre schlanke Gespielin war bereits ein Opfer der ungewohnten Seereise geworden.

Der geſtirnte Abendhimmel wurde von Tage zu Tage durchſichtiger, die Luft balſamiſcher, das Meer ruhiger. Am 8. Abends hieß es: Morgen früh liegen wir vor Bombay. Da wollte des Geigens und Reigens kein Ende werden. Auch mein Herz reigte, denn meine arme Reiſegefährtin war von Suez bis daher faſt ununterbrochen ſeekrank geweſen.

Kononenſchüſſe weckten uns mitten in der Nacht und ſprachen: Auf ihr Schläfer, ihr ſeid in Indien! „Nun danket alle Gott!“ ſo klang es in unſern Herzen wieder.

Wir ſprangen auf, und vor uns lag das Land der Sonne, lautlos ſchlummernd im Mondenſchein.

Erſte Bekanntſchaft mit Indien in Bombay.

Im Januar 1850.

Es iſt nun ſchon eine Weile her, ſeitdem uns Gottes gnädige Führung in Bombay „zu Lande brachte nach unſerm Wunſch“ (Pſ. 107, 30). Die erſte Freude über die glückliche Vertauſchung des „taumelnden“ Schiffes mit dem feſten Boden und der „ungebahnten Wege der Wüſte“ mit einem Lande voll „Waſſerquellen“ und „Fruchtgärten“ hat ſich gelegt, und die Dankgefühle wegen des Herrn „Güte und Wunder“ im Meere und in der Wüſte ſind ſtiller geworden in unſrer Seele. Auch bin ich nun der mannichfaltigen Eindrücke, mit denen die außerordentliche Natur und die wildfremde Menſchenwelt in dieſem Theile Indiens jeden neuen Ankömmling nicht ganz ſtumpfen Geiſtes und Sinnes

bestürmt, so weit Meister geworden, daß ich mit einiger Ruhe und Klarheit darüber schreiben kann.

Wie war uns, als uns in der Nacht des 9. Decembers der Kanonendonner auf das Verdeck zog, und wir nun das schöne Bombay mit der ganzen umgebenden Inselwelt vor uns liegen sahen! Im Mondenschein machten wir die erste Bekanntschaft mit dem Lande, von dem zu Anfang dieses Jahrhunderts unsre romantischen Dichter und Philosophen zu schwärmen liebten. Wie hochbeglückt würden sie sich geschätzt haben, wäre es ihnen vergönnt gewesen, so wie wir dazustehen und dem träumenden Indien in das mondschein-umdämmerte Angesicht zu sehen!

Wir harrten mit großer Sehnsucht der Sonne, die den Schleier vollends lüften sollte. Noch ehe sie im Osten auftauchte, kam eine Barke nach der andern vom Ufer her auf uns zugeschossen und führte dem einen Passagier einen Vater, dem andern einen Bruder, dem dritten eine Schwester u. s. w. zu. Auch wir waren so glücklich, auf eine befreundete Seele warten zu dürfen. Endlich sahen wir eine Barke nahen, aus welcher ein offenbar deutsches Gesicht zu uns heraufspähte. Es war ein deutscher Kaufmann aus Kempten, Herr Zorn. Er führte uns zu seiner Wohnung in dem benachbarten Fort. In einem ganz europäisch eingerichteten Zimmer, welches ein indischer Mandelbaum mit großen dicken Blättern tief beschattete, warteten wir dort unsres lieben Gastfreundes, des Herrn Isenberg. Dieser nahm uns bald allerfreundlichst in Empfang und fuhr uns durch buntbelebte Straßen in sein schön gelegnes Haus nach Mazagaum.[6] Subbar, Subbar! d. i. Halt! Halt! rief er dem ungestümen Kutscher mehr als einmal zu. Das war das erste indische Wort, das ich auf indischem Boden hörte. Es erinnerte mich durch seinen arabischen Ursprung an die ehemalige Herrschaft der Muslims auch in diesem Theile der Welt.

Doch ich wollte von meinen erſten Eindrücken in Indien reden. Novalis hat in jener Zeit, wo die Kunde von Indiens Wunderland in Deutſchland das erſte Aufſehen machte, wie ein Verzückter geſungen:

Fern im Oſten wird es helle,
Alte Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen, tiefen Trunk!
Aller Wünſche endliche Erhörung,
Aller Sehnſucht göttliche Gewährung!

Ich kann in dieſen hohen Ton taumelhafter Entzückung natürlich nicht einſtimmen; doch das will ich nicht läugnen, daß wenigſtens die gewaltige indiſche Natur, die mir in Bombay entgegentrat, mich anfangs faſt berauſchte, und ich begreife nun beſſer als je, wie leicht der Menſch, der dem Leben aus Gott entfremdet iſt, unter der Pracht und Fülle einer ſolchen Natur dazu kommen mag, das Geſchöpf über den Schöpfer zu erheben und von der Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit in ſchnöden Naturdienſt hinabzuſinken. Es iſt als wenn hier die ganze Natur allenthalben Schlingen und Bande nach dem Menſchengeiſte auswürfe. Die Schlingpflanze, die hier eine große Rolle ſpielt und manchen gewaltigen Baum wie zum Erſticken umſtrickt, erinnerte mich oft daran. Es iſt, als wenn ſich der Geiſt nur deshalb ſo hoch aufgeſchwungen hätte, um recht tief in die Welt hinabſinken zu können; der Banianenbaum, der König der hieſigen Bäume, der aus ungeheurer Höhe herab ſeine Luftwurzeln in die Erde ſenkt, um ſich auf's Neue zu erheben und dann auf's Neue der Erde zuzuneigen, iſt wol geeignet, dieſe traurige Wahrheit zu verſinnbilden.

Eben der Banianenbaum,[7] der, wo er freies Spiel hat, zuletzt

einen förmlichen Wald um ſich her bildet, fällt dem europäiſchen Ankömmling natürlich zumeiſt in's Auge. Die kleinen feigenartigen Früchte desſelben ſind aber nur für die Affen. Alſo viel Fleiſch, und wenig Geiſt! Da lob' ich mir die Kokospalme, die Banane und die Palmyra — Gewächſe, die das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinen wiſſen. Sie thun ſich neben dem Banianenbaum aus der Fülle der hieſigen Pflanzenwelt ſo beſtimmt hervor, daß man ſie durchaus nicht überſehen kann. Die Kokospalme ſäumt am liebſten den ſalzigen Meeresſtrand, die Palmyrapalme krönt gern die luftigen Bergeshöhen und die Banane wuchert faſt in jedem Garten.

Die Kokospalme iſt einer der ſtattlichſten Bäume, die man ſich nur denken kann, und wenn ſich Gott in der Natur irgendwo „Tempel und Säulen" erbaut hat, ſo läßt ſich das von einem Kokoswalde ſagen. Da reihet ſich Schaft an Schaft, ſchlank, hoch, luftig! Und darüber wölbt ſich eine ſo dichte Decke, daß nur hier und da ein Sonnenſtrahl in das heilige Dunkel hereinfällt, während die in Form rieſiger Federn anmuthig herabhängenden Blätter, vom Windhauch gewiegt, ſich gleichſam vor der gegenwärtigen Gottheit neigen. Denke dir nun noch eine indiſche Mondnacht dazu mit dem träumeriſch-ſüßen Lichte, und du wirſt dich im Geiſte mit neigen vor Dem, der auch über der Heiden Tempel hin ſo majeſtätiſch und lieblich ſeiner Allmacht Tempel wölbt, „ob ſie Ihn fühlen und finden möchten."

Die Kokospalme bildet übrigens in Bombay einen ſo bedeutenden Nahrungszweig, daß die auf die Bäume gelegte Steuer der Regierung eine Million Rupi's einbringen ſoll (?). Es iſt auch eine rechte Luſt, die Palmweinzieher am Morgen oder am Abend an dem ſchlanken Stamm ſo geſchmeidig wie ein Affe und ſo geräuſchlos wie eine Katze hinanlaufen zu ſehen. Abends und

Morgens begegnet man fort und fort Leuten mit Gefäßen voll des köſtlichen Palmenſaftes auf dem Kopfe. Schade nur, daß man ſich der guten Gottesgabe, die hoch über das Gefäß hinausſchäumt und friſch genoſſen einen ſehr lieblichen Geſchmack hat, bloß halb freuen kann. Die Eingebornen bereiten nämlich nicht nur Zucker, ſondern auch eine Art Arack daraus. In dieſem pflegen ſich die niedern Hindu-Kaſten zu berauſchen, und ſo wird er dann auch manchem eingebornen Chriſten zu einem Fallſtrick. Viele, wenn nicht die meiſten, entſtammen ja den niedern Schichten und mögen ſchon früher in dieſen Satansnetzen gefangen gelegen haben; manche auch mag grade die neue Freiheit des Chriſtenthums zu einem erſten Verſuch reizen und wiederholter Verſuch ſie endlich gefangen nehmen. Ich ſelbſt, als ich die erſte Gruppe von Hinduchriſten um mich zu ſehen die Freude hatte, mußte gleich Zeuge eines ſehr ärgerlichen Auftrittes in dieſer Beziehung ſein, und zwar an einer Stätte, wo dergleichen doppelt gräulich iſt, — am Grabe.

Wenn man ſich bei der Kokospalme, die, wie man zu ſagen pflegt, zu neunundneunzig Dingen nütze iſt, während der Menſch das hundertſte nicht zu finden weiß, über die vielleicht 6 bis 10 ungeheuren Trauben von je 6 bis 10 kopfgroßen Nüſſen oben in der Blätterkrone wundert und freut, ſo bei der Banane, der treuen Gefährtin der Kokospalme, die in minder reichen Ländern als Indien recht eigentlich die Stelle des täglichen Brotes vertritt, über die eine, aber nicht weniger rieſige Traube von oft mehr als zweihundert drei Finger ſtarken und faſt handlangen Fruchtzapfen, die aus einer dunkel-lilafarbigen Krone, quirlförmig geſtellt, in mehren Reihen herauswachſen, und durch ihren ſchweren Segen den ſchmächtigen Schaft mit zehn bis zwölf ſaftgrünen und ſammtweichen Rieſenblättern gegen die Erde neigen. Ein wunderbares

Gewächs, vielleicht das dankbarſte auf der ganzen Erde! Es verlangt von dem Menſchen weiter nichts, als von Zeit zu Zeit Bewäſſerung und ein paar Male des Jahres Behackung, und dafür ſpendet es 30 bis 40 Pfund des köſtlichſten Nahrungsſtoffs, der von der Kartoffel das Mehlige, von der Birne das Saftige und vom Zuckerrohr daß Süße hat, und überdies mit dem feinſten Aroma durchwürzt iſt.

Ich kann dieſen immer ſprudelnden Segenshorn der tropiſchen Länder nicht verlaſſen, ohne noch einmal mit den ſchönen Worten des indiſchen Dichters darauf hinzuweiſen: „Sieh nur den Bananenbaum, wie er ſich demuthsvoll der Mutter Erde zuneigt, um darzubringen als liebe Opfergabe die ſtrotzende, in ſchönen Farben glänzende Fruchttraube, ſprechend: Hat uns nicht unſre Mutter Erde von klein auf mit Küſſen aufgezogen, geduldig tragend der Hacke Schlag?“

Die Muhamedaner, denen die Banane ganz beſonders zu munden ſcheint, machen gar die Frucht daraus, davon ſich Eva im Paradieſe verlocken ließ.

Die Palmyra bezeichneten die alten Inder als die Palmenkönigin, und es iſt wahr, keine andere Palme prangt ſo königlich prächtig und zugleich ſo königlich ſteif wie ſie daher in ihrer Fächerkrone, deren Blätter, gefingerten Händen ähnlich, wenn ein plötzlicher Windhauch darein fährt, ſo gewaltig zu rauſchen anfangen, daß du dich erſchrocken umſiehſt. Sie liefert, jung gefällt, einen wohlſchmeckenden Kohl, den erfriſchenden Wein aber erſt nach 30 bis 40 Jahren. Daher das Sprichwort der Bewohner Sumatras: „An der Küſte pflanze er die Kokos für ſich, auf der Höhe die Palmyra für Kindes-Kinder!“ Die Kokos nämlich bringt ſchon nach etwa 10 Jahren ihre volle Ernte.

Wir konnten im Anfang nicht umhin, die unfruchtbare Wüſte mit ihren nackten Bergen, ihren bald ſandigen bald ſteinigen Flächen und ihrer „hingeſtürzten Dromedare ausgedörrten weißen Knochen" fort und fort in Gedanken zu vergleichen mit dem üppigen Bilde, das uns die Inſel Bombay mit ihren dunkelgrünen Gärten und mit ihren domartigen Laubgängen vor Augen ſtellte. Das Schönſte aber war doch, daß wir hie und da eine chriſtliche Kirche ihr Haupt erheben ſahen, ein Anblick, den wir ſeit Jeruſalem ganz entbehrt hatten; denn die uralte chriſtliche Kirche, die wir in der Philiſterſtadt Gaza geſehen, hatten die Muslims ſeit Jahrhunderten in eine Moſchee verwandelt (Th. I. S. 263.) Dafür mußten wir denn freilich außer der Moſchee nun auch die Pagode in den Kauf nehmen. Allein mag auch das damit verbundne Götzenweſen vor Menſchenaugen noch greulicher ausſehen: der phariſäiſche Muslim, der in den Straßen Bombays ſtolz einherſchreitet und mit Verachtung auf Chriſten und Hindus herabblickt, ſteht vor Gottes Augen am Ende doch noch jämmerlicher da. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß die verlornen Söhne, die in ſich ſchlagen und durch den Dienſt der Miſſionare aus der Irre in das Vaterhaus zurückgebracht werden, faſt alle ohne Ausnahme aus den Hindus, nur ſehr wenige aus den Muslims ſind.

Faſt bunter noch als die Natur iſt die Menſchenwelt in Bombay. Wir wollen einmal in die wogenden Straßen hinausgehen. Hier ein Engländer, der nicht blos ſeine ganze heimathliche Bequemlichkeit mitgebracht hat, ſondern auch dem indiſchen Klima zum bitterſten Trotz an der geſammten heimathlichen Unbequemlichkeit feſthält, bis auf den ſteifen Hut, daher denn die Eingebornen den Engländer als einen tapi-wala, d. i. Hutmann, zu bezeichnen pflegen. Dort ein Hindu-Britte, der ſeine Abſtammung von einer Hindu-Mutter auch durch den allerengliſchſten Schnitt ſeiner Tracht

nicht verbergen kann; die minder edlen Züge und die ſchmutzige Farbe des Geſichts verrathen die Miſchung. Hier ein noch ſchwärzerer Hindu-Portugieſe, der auch gern für einen vollen Europäer gelten möchte und noch weniger das Zeug dazu hat. Dort der eingeborne Jude, der trotz ſeines vielleicht faſt zweitauſendjährigen Aufenthaltes in Indien und trotz ſeiner vollkommnen Hindu-Tracht ſich auch hier durch ſeine Geſichtsbildung ſogleich als einen Sohn Abrahams ausweiſt. Hier ein Muslim, deſſen ſtrafferem Weſen und gemeßnerem Schritt du es anmerkſt, daß Indien einſt zu ſeinen Füßen gelegen hat. Dort eine Gruppe ſchlanker Hindus, die noch immer den eigentlichen Stock der Bevölkerung ausmachen, von der verſchiedenartigſten Farbe und Tracht; auf der einen Seite der überladenſte Putz, auf der andern die vollendetſte Blöße; auf der einen Seite faſt europäiſche Weiße, auf der andern faſt Neger-Schwärze, und dazwiſchen hin alle Schattirungen der Farbe und alle Stufen der Bekleidung. Hier kommt Einer mit bloßem Gürtel am nackten Leib, dort ein Andrer mit leicht über eine Schulter geworfenem Stück Baumwollenzeug, hier wieder ein Anderer in langem weißen, rothen oder blauen Gewand. Des Einen Kopf iſt ganz kahl geſchoren, ein Zweiter hat einen Büſchel auf dem Wirbel ſtehen laſſen, dem Dritten hängt ein langer Zopf vom kahlen Haupte, der Vierte iſt ein ſchöner ſchwarzer Lockenkopf. Bunt iſt die Livrée des Morgenlandes im Allgemeinen, aber wer kann das bunte Weſen Indiens, in deſſen claſſiſcher Sprache bunt und ſchön durch ein Wort bezeichnet wird, nur einigermaßen ſchildern, — und nun hier in Bombay, dieſem, ich möchte ſagen, Markt des indiſchen Weſens! Ein Element in dem vielfarbigen Menſchenſtrom, der ſich alltäglich durch die Straßen Bombay's wälzt, wird dir beſonders auffallen, und da es häufig wiederkehrt, ſo wirſt du daraus mit Recht den Schluß ziehen, daß es

hier eine Hauptrolle ſpielt. Sieh dort den Mann mit langen, weiten, gelbſeidnen Beinkleidern, mit enganliegendem und bis zum Knie reichendem Gewand von weißer Baumwolle, mit Tſchako-ähnlichem und ſtets ein wenig rückwärtsliegendem Hut. Die auffallend weiße Geſichtsfarbe, ſowie die einen gewiſſen Charakter verrathenden Geſichtszüge machen dich bald ſicher, daß du es nicht mit einem Hindu zu thun haſt; ſein eiliger Schritt und ſeine berechnende Miene aber zeigen dir bald den Geſchäftsmann, auch wenn du das Stückchen Papier, das er etwa in einer Falte des Hutes trägt, nicht bemerken ſollteſt. Es iſt ein Feueranbeter. Nimm nun noch dazu den zierlichen Afghanen von entſchieden ſemitiſcher Geſichtsbildung in langem ſchwarzen Gewand mit ſchwarzem ſpitzzulaufenden Hut, den gelblichen Chineſen mit geſchlitztem Auge in engliſcher Matroſentracht, den freien Sohn der arabiſchen Wüſte, der in ſeiner geränderten wollenen Decke und mit ſeinem buntfarbigen Kopftuch gravitätiſch durch den Bazar ſchreitet und das Thun und Treiben der Städter neugierig beäugelt, endlich das arme Geſchlecht der afrikaniſchen Neger, unter denen der kohlſchwarze aber rüſtige Suahili von der Oſtküſte Afrikas die Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich zieht, ſo haſt du ungefähr ein Bild von der Menſchenwelt, die alltäglich in den Straßen Bombays auf- und abfluthet.

Du frägſt, wie die Eingebornen wohnen? Ei das Quartier der Eingebornen zeigt drei- bis vierſtöckige Häuſer mit ganz zierlichen Gallerien, und die Wohnung des Djaganath Sankerſett, der der Goldſchmiedskaſte angehört und wegen ſeines Reichthums, ſeiner Freigebigkeit und ſeiner feinen Bildung von den hieſigen Hindus gewiſſermaßen als ihr Haupt angeſehen, angeſtaunt und gelobhudelt wird, dürfte auch von dem verwöhnteſten engliſchen Gentleman nicht geradezu verachtet werden.

Der gemeine Hindu freilich hauſt — nach unſern Begriffen — erbärmlich. Er baut ſich eben eine Erdhütte, ſo niedrig, daß man darin kaum aufrecht ſtehen kann, und mit einer ſo kleinen Oeffnung, daß man halb hineinkriechen muß. Da indeß eine ſolche Hütte mehr nur zur Schlafſtätte dient und meiſt ein hochſtämmiger Mango, eine breitäſtige Banane, oder irgend ein andrer ſchattiger Baum ſich darüber herbreitet, ſo mag ſie für ein indiſches Klima und für den an patriarchaliſche Einfachheit gewöhnten Hindu immer noch wohnlich genug ſein. Was den bloßen Anblick anbetrifft, ſo iſt derſelbe äußerſt maleriſch. Nur in der Regenzeit, wo ſich die armen Leute in ihre Hütten förmlich einſpinnen, kann der Aufenthalt darin weder angenehm noch geſund ſein, ſelbſt nicht für einen Hindu. Sollte aber eine ſolche Behauſung von den Regenſtrömen gar hinweggeſpült werden, ſo läßt ſich um einen oder zwei Gulden, freilich immer keine Kleinigkeit für den armen Hindu, recht wohl eine neue herſtellen.

Unſer Aufenthalt in Bombay.

Das waren allerdings Gärten „dicht, wie das Haar des Mohren", in die wir von unſrer Herberge zu Mazagaum, — einem der geſündeſten und angenehmſten Theile der Inſel Bombay, — hinabblickten. Nicht an „der lichten Farbenquelle" des Oſtens im Allgemeinen, der bekanntlich auch ſehr harte Lichter hat, ſondern an dem weichen Grün der indiſchen Natur in Bombay that nun das von Wüſte und Meer gleichſam ausgedurſtete Auge mehr als

einen „langen tiefen Trunk.“ Noch viel mehr aber labte ſich das Herz, das auf der langen Wanderung unter den Jüngern des falſchen Propheten wüſte geworden, an der wahrhaft chriſtlichen Herzlichkeit unſrer in der That gaſtfreundlichen Gaſtfreunde, und auch das deutſche Gemüth fand in dem deutſchen Hauſe und Hausweſen ſeine Rechnung.

Wir hatten einen gar großartigen Nachbar, einen der reichſten und geehrteſten Feueranbeter in Bombay, den die Königin von England zum „Lord“ gemacht hat: den Sir Jamſetji Jijibhoi, deſſen Garten zech- und ſchmausluſtige Parſis als ihr Paradies betrachten, während er ſelbſt, man möchte faſt ſagen, ihr lieber Gott iſt.

Ein etwas entfernterer, aber viel lieberer Nachbar war uns dagegen der deutſche Kaufmann Herr Volkhardt. Dieſer beſaß eine luftige, duftige Wohnung in der unmittelbaren Nähe des Meeres und dabei ein eben ſo harmlos fröhliches, als deutſchtreues Gemüth. Wir ſahen bei ihm zuweilen noch einen andern jungen Deutſchen, der einer engliſchen Seifenfabrik vorſtand, in welcher etwa 130 Eingeborne beſchäftigt waren, beiläufig meiſt Muhamedaner: denn die Hindus aus den beſſern Kaſten ſcheuen den Talg.

Sobald ich mich von der langen Wüſten- und Seereiſe einigermaßen erholt und an die neue Welt, die mich von allen Seiten umfing, gewöhnt hatte, ſuchte ich natürlich mit den dortigen Miſſionaren und deren Anſtalten möglichſt bekannt zu werden. Da Bombay über eine halbe Million Einwohner zählt und dieſe in einzelnen Gruppen über die Inſel hin zerſtreut wohnen, ſo läßt ſich leicht ermeſſen, wie viel Zeit und Mühe das koſtete. Bombay iſt in der That ein kleines London, nur daß der gegenſeitige Verkehr in Bombay noch viel mehr Zeit raubt. Hier nämlich durchkreuzen nicht, wie dort, Omnibus die Stadt in allen Richtungen.

Unter den Miſſionaren in Bombay thun ſich beſonders die

Schotten in wissenschaftlicher Beziehung hervor. An ihrer Spitze steht Dr. Wilson, der rühmlichst bekannte Verfasser der „Lands of the Bible.“ Dieser nämlich ist einer der Wenigen, die, im Bewußtsein, daß zur Bekehrung eines Volkes eine gründliche Kenntniß desselben als vorläufige Bedingung unerläßlich ist, sich mit der Literatur der Eingebornen eifrigst beschäftigen. Ich fürchte nur, daß er sich das Ziel zu weit stecke. Schade, daß ich seinen in vieler Beziehung lehrreichen Umgang nur ein paar Wochen genießen durfte. Er reiste seinem Collegen, Dr. Duff, der von Calcutta über Benares, Agra u. s. w. den Indus herunterkam, nach Sindh entgegen.

Dr. Wilson, unter dessen Dach zu seiner Zeit auch Westergaard gehaust hat, lud mich sogleich zu einem sehr interessanten Frühstück. Ich saß zwischen einem christlichen Brahminen und einem christlichen Parsi, die beide sich für die Ordination vorbereiteten, mitten inne. Der Erstere, wenn ich nicht irre, war es, der Hengstenbergs Werke und Gieselers Kirchengeschichte studirt hatte. In Edinburgh besteht bekanntlich eine Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, deutsche Werke in's Englische zu übersetzen. In dieser Form waren die ebengenannten Schriften an den „Zweigeborenen“ gekommen. Trotzdem wollte mir der Parsi besser gefallen.

Ein andermal traf ich daselbst den irischen Missionar Glasgow zu Radjcote auf der Halbinsel Cattiwar, der seine kranke Frau auf der deckhanischen Gesundheitsstation Mahableschwar besucht hatte und nun nach Guzerat zurückkehrte. Die Halbinsel Cattiwar liegt in unmittelbarster Nähe von Bombay, und doch kommt ein Europäer so selten dahin, daß, als Dr. Wilson einmal dort reiste, der Radjah vor lauter Freude über das weiße Gesicht ihn nicht bloß von Ort zu Ort befördern ließ, sondern ihm auch 200 Rupi's zur Vertheilung an die Armen zustellte. Noch war die Mission

in Guzerat sehr jung. Eben wollte man auch in dem nördlicher gelegnen Sindh[8] an den Ausflüssen des Indus einen Missionsposten errichten. Mehrere tausend Rupi's hatte ein englischer Beamter dazu bereits gesammelt; es fehlte nur an dem Mann dazu. Bei den Engländern, die mehr als alle anderen Völker mit materiellen Mitteln gesegnet und durch materielle Mittel zu wirken gewohnt sind, bildet sich die Missionsschale häufig vor dem Missionskerne, und zuweilen findet sich dann ein keineswegs natur- und ebenwüchsiger Kern zur Schale.

Auch Herr Mitschell, der, wie Dr. Wilson, zur Mission der schottischen Freikirche gehört, ist ein wissenschaftlicher Mann, und zwar um so bedeutender, als er sich zu beschränken weiß. Ich fand ihn über den Stand der indologischen Forschungen in Deutschland vollkommen unterrichtet. Als ich ihn das erste Mal besuchte, meldete mich ein junges Parsimädchen an, die Tochter des obenerwähnten Candidaten der Theologie, die Herr Mitschell, wenn ich nicht irre, an Kindes Statt angenommen. Sie trug sich vollkommen englisch, und zwar ziemlich fein.

In der Wohnung des Herrn Mitschell, die auf der einen Seite von einem dichten Garten, auf der andern von hohen Palmen in anmuthige Schatten gehüllt lag, fand ich eines Abends unter Andern auch den Londoner Missionar Taylor aus Belgaum. Er hatte bereits dreißig bis vierzig Jahre im Missionsfache gearbeitet und konnte als offenbare Früchte seiner Arbeit doch nur etwa 25 Abendmahlsgenossen aufweisen. Schulehalten galt ihm als die Hauptsache. Er machte wohl aus der Noth eine Tugend.

Unter den amerikanischen Missionaren sagte mir Herr Hume, der Herausgeber des Djnanodaja, einer englisch-mahrattischen Zeitschrift, am meisten zu. Bei ihm traf ich auch Herrn Fairbanks, amerikanischen Missionar in Ahmadnagar. Er legte das Hauptge-

wicht auf die öffentliche Predigt, indem die Chriſten, die aus den Schulen hervorgehen, viel unzuverläſſiger ſeien.

Ich lernte bald auch den ſchottiſchen Caplan, Herrn Stevenſon, kennen, der bekanntlich in der Ueberſetzung des Sama-Veda, freilich mehr umſchreibender Weiſe, den Anfang machte. In ſeiner Bibliothek fand ich unter andern, zum Theil ziemlich werthvollen Sanscrit-Handſchriften auch eine gute Anzahl von Puranas (d. i. mythologiſchen Erzählungen). Er war ſogleich bereit, mehrere Sachen, deren Beſitz ich wünſchte, durch einen derjenigen Brahminen, die er an der Hand hatte, für mich abſchreiben zu laſſen. Herr Stevenſon bewohnte ein reizendes Sommerhaus auf Malabar-Hill, das ſelbſt den klaſſiſchen Muſen zuſagen mußte, geſchweige denn deren indiſchen Halbſchweſtern. Schade nur, daß es ſo gar weit von Mazagaum entfernt lag.

Eine liebe Bekanntſchaft war mir auch der anglikaniſche Caplàn Piggot, der damals in einer ſehr angenehmen Sommerhütte auf der Esplanade wohnte, nicht gar lange nachher aber ſeinen Leichnam dem Meere zur Beute überlaſſen mußte. Er war zur Zeit des ſindh-afghaniſchen Krieges mit in Kabul geweſen. Für die in den Päſſen von Tezin und Khurd Kabul gefallenen Britten errichtete man eben eine Kirche in Kolabah. In der That ein würdigeres Denkmal, als eine Säule und dergleichen.

In dem Hauſe des Herrn Piggot ſah ich auch den anglikaniſchen Caplan von Surat, jener bekannten Stadt auf dem Feſtlande, wohin man von Bombay aus in weniger als vierundzwanzig Stunden fährt. Surat, das ſich ſonſt eines bedeutenden Baumwollenhandels erfreute, jetzt aber immer mehr verfällt, zählt unter ſeinen Einwohnern fünfzig bis ſechszig Europäer.

Meine erſte Bekanntſchaft mit den Eingebornen machte ich am Meeresſtrande in der ſogenannten Back-Bay. Dort nämlich pflegte

der amerikaniſche Miſſionar Bowen, — damals der einzige Miſſionar, der den Heiden auch draußen zu predigen verſuchte — ſo wie der Brahmine Narayana, jener obenerwähnte Candidat der ſchottiſchen Freikirche, eine Schaar von Hindus, Parſis und Muslims allwöchentlich ein Mal um ſich zu ſammeln. Ich begleitete die Beiden und ſtellte mich als Zuſchauer daneben. Ein angeſehener Hindu, der nicht recht wußte, was er aus mir machen ſollte, kam auf mich zu und bemerkte in ziemlich gutem Engliſch: Was hilft's doch, daß ſich die Miſſionare hier mit den ungebildeten Leuten in ein religiöſes Geſpräch einlaſſen! Meine Gegenbemerkung, daß die Wahrheit für Alle, und vielmehr eine Sache des Willens als des Verſtandes ſei, zog ein längeres Geſpräch nach ſich; bald geſellte ſich noch ein Parſi dazu, und es dauerte nicht lange, ſo hatte ſich neben dem erſten ein zweiter Kreis von Zuhörern gebildet. Einer derſelben äußerte ſich zuletzt höchlich erſtaunt darüber, daß ich als Deutſcher dem Chriſtenthume das Wort redete. So weit iſt unſer ſchlechter Ruf gedrungen!

Dies gelegentliche Geſpräch hatte übrigens zur Folge, daß der Hindu, der mich zuerſt angeredet hatte, mich in meiner Wohnung aufſuchte und noch einen andern mitbrachte. Beide (Prabhus[9]) haben einige europäiſche Bildung genoſſen, jener in den Regierungsſchulen, dieſer in den Anſtalten der ſchottiſchen Miſſion; beide ſind in den Bureaus der Regierung angeſtellt, jener als Schreiber, dieſer als Ueberſetzer. Der letztere iſt außerdem dadurch merkwürdig, daß er auf Antrieb der Miſſionare „The pilgrims progress" ins Marathi überſetzt hat. Es war mir nun ſehr intereſſant, an ihnen den Einfluß der Regierungs- und Miſſionsſchulen als in ein paar lebendigen Beiſpielen wahrzunehmen. In den Regierungsſchulen iſt bekanntlich aller Religionsunterricht ausgeſchloſſen. Ich muß geſtehen, daß der Schreiber, der in einer der letztern unterrichtet

wörden, von vornherein einen beſſern Eindruck auf mich machte, als der Ueberſetzer; kann und will jedoch darauf ganz und gar kein Gewicht legen, noch viel weniger aber einen allgemeinen Schluß ziehen. Beide waren im Stande, mir manchen Aufſchluß über die religiöſen und geſelligen Verhältniſſe ihres Volks zu geben. Das iſt eine große Seltenheit. Selbſt die Brahminen, mit denen ich bisher zuſammengekommen, waren erſtaunlich unbewandert in allen dieſen Dingen, der Chriſt gewordene Brahmine nicht ganz ausgenommen.

Ich ſuchte auch mit den Parſis bekannt zu werden, vor allen mit dem Herausgeber der „Geißel," einem reformgeſinnten, aber, wie es ſcheint, ziemlich charakterloſen Autodidakten. Er meinte, ſeine Religion könne von Anfang an nicht ſo gar närriſch geweſen ſein, er habe ſchon immer vorgeſchlagen, einer ſeiner feueranbetenden Glaubensgenoſſen ſolle nach Deutſchland gehen und dort die Sprache ihrer heiligen Schriften, — das Zend, — ſtudiren. Es wäre doch eigen, wenn die Heiden bei uns in Deutſchland auf die hohe Schule zu gehen anfingen.

Während der Parſi-Journaliſt mir ſeinen dürren Deismus zum Beſten gab, geſellte ſich ein Parſi-Prieſter zu uns. Wir ſtanden nämlich vor der Wohnung des Erſtern, und der gegenüber befand ſich ein Parſi-Tempel.

Wäre mir auch nicht geſagt worden: Der Herr da iſt ein Prieſter! ich würde ihn doch als ſolchen erkannt haben. Das äußere Prieſterthum, der Schmeerbauch, war zu hervorſtechend. Er war vollkommen überzeugt, daß ſein ganzer Beruf nichts als Hocus-pocus ſei; dennoch wurde er bei dem Reform-Geſpräch nicht eigentlich warm, wie der etwas minder wohlgenährte Journaliſt. Er lächelte vielmehr ein wenig dazu, indem er auf ſeinen Schmeerbauch niederblinzelte.

Der Prieſter erlaubte mir ohne Weiteres, in die Tempelhalle einzutreten. In England gefertigte Gemälde ſchmückten, wenn ich nicht irre, die Wände. Darunter fehlte natürlich das Bildniß Ruſtem's nicht.

Ich ſah da gleich einen großen Theil der feueranbetenden Welt. Mehrere Hochzeitspaare hatten ſich der religiöſen Weihe wegen mit Muſik eingefunden. In den mit dem Tempel verbundnen Gebäuden wollten ſie nachher das Hochzeitsgelag halten. Noch war die Hochzeitsweihe nicht angefangen, geſchweige denn der Hochzeitsſchmaus vorüber; aber ſchon lauerten ganze Schaaren von Bhungias, — einer der niedrigſten Hindukaſten, — auf die Nachleſe. Der aſtrologiſche Kalender der Parſis zeigte grade auf eine glückliche Zeit. Es waren an jenem Tage nicht minder als neunundfünfzig Parſi-Hochzeiten. Zu etwa dreißig derſelben war der Journaliſt eingeladen. Sein äußres Anſehn — ſo wollte es mir ſcheinen — harmonirte in etwas mit dem allgemeinen Typus ſeiner Collegen auch anderwärts. Vielleicht wäre es ihm ſehr lieb und werth geweſen, wenn dieſe Einladungen, ſtatt auf einen Haufen zu kommen, ſich mehr vertheilt hätten.

Nicht unintereſſant war auch die Bekanntſchaft mit einem Parſi-Mäkler, der mehrere prachtvolle Häuſer in Bombay hat. Seine in angloindiſchem Styl gebaute Sommerwohnung glich in der That einem fürſtlichen Luſtſchloß. Kaum war ich eingetreten, ſo richtete mein gütiger Wirth die Frage an mich: ob ich Champagner oder engliſches Bier mit ihm zu trinken wünſchte. Ich wählte das letztere. Als Feueranbeter durfte er weder Porzellan, noch Glas berühren, weil beides im Feuer bereitet iſt. So faßte er denn das gefüllte Glas mit einem ſeidnen Tuche und goß den Inhalt mit außerordentlicher Geſchicklichkeit frei hinunter. Damit meinte er ſeine europäiſche Ebenbürtigkeit beſiegelt zu haben.

Ich zählte in der räumigen Empfangshalle fünfzehn Kronleuchter und zwanzig Sopha's. Der Mann philoſophirte ſo: Jeder Engländer hat einen bis zwei Kronleuchter und zwei bis drei Sopha's in ſeiner Halle. Wenn ich das mit Fünf multiplicire, ſo komme ich fünfmal über denſelben. Die Wände waren — offenbar in demſelben Sinne — mit engliſchen Kupferſtichen, lauter Schlacht- und Jagd-Scenen, faſt überkleidet, und das Drolligſte dabei war der Umſtand, daß jedes Stück in zwei nebeneinander hängenden Exemplaren vorhanden war. Ich mochte bei Entdeckung dieſes auffallenden äſthetiſchen Geſetzes unwillkührlich ein wenig lächeln oder gar mit den Schultern zucken, und mein Wirth daraus den falſchen Schluß ziehen, als fände ich die Zahl der Gemälde zu gering. Kurz und gut, er ſagte mir mit einer gewiſſen verlegnen Haſt, daß er noch zwei Kiſten voll Kupferſtiche in England bereits beſtellt hätte. Das mußte mich, ſo meinte er, über ſeinen ſcheinbaren Mangel an der bräuchlichen „Quantität" europäiſchen Kunſtſinns zufrieden ſtellen.

Ich bin auch mit einem Parſi in Berührung gekommen, in deſſen Bruſt von Europa her ein Funke wiſſenſchaftlichen Sprachſtudiums gefallen war und in ſeiner Weiſe gezündet hatte. Er wohnte ganz in unſrer Nähe. Da ihm zu Ohren gekommen war, daß ich mich mit der Sprache ſeiner heiligen Bücher, dem Zend, beſchäftigte, ſo beſuchte er mich ohne Weiteres. Es mochte ihm zu lange dauern, ehe ich ihm meinen Gegenbeſuch machte. So ließ er denn, als wir eines Abends, wie häufig, an ſeinem Gehöfte vorübergingen, uns bei unſrer Rückkehr von einem ſeiner Diener aufgreifen und noch zwiſchen zehn und elf Uhr in ſein Haus hineinziehen. Wir fanden Alles zu unſrem Empfang vorbereitet, d. h. in Gala. Selbſt die kleinſten Kinder mußten trotz der ſpäten Zeit noch paradiren. Wie die Pfauen geputzt, gingen ſie umher.

Er hatte eine ganz hübsche Bücherſammlung in Bezug auf Zend, Pehlvi und Keilſchrift, und in Bopps Sanscrit-Sprachlehre ſchien er ganz zu Hauſe. Seinen Briefwechſel mit Bürnouf und andern europäiſchen Gelehrten der Art hatte er ganz ſauber in einem eigends dazu beſtimmten Buche copirt. Ich glaube, er wußte alle jene Briefe auswendig. Einen jeden derſelben betrachtete er als eine wahre Trophäe.

Unter den Leuten, die er als Zeugen ſeines europäiſchen Beſuchs um ſich verſammelt hatte, war auch ein Prieſter, und zwar ein Verwandter des Mollah Firuz, jenes perſiſchen Hohenprieſters, der als Jüngling ſeine Glaubensgenoſſen in Kerman und Yezd beſuchte, aus Perſien diejenigen zoroaſtriſchen Bücher, die in Bombay fehlten, mitbrachte, durch ſeine Herausgabe des Deſatir im Jahre 1820 unter den Gelehrten Europas viel Streit verurſachte, ſeine eignen Landsleute aber zum Studium ihrer alten Literatur ermunterte, und dann auf den abſonderlichen Gedanken fiel, die Eroberung Indiens durch die Engländer in einem perſiſchen Heldengedichte (Georg-Namah d. i. Geſchichte Georg III.), oder vielmehr in einer poetiſchen Chronik zu verherrlichen.

Es lag mir viel daran einen Brahminen zu finden, der mit mir die Upaniſchads (den Vedas beigefügte theologiſche Abhandlungen) zu leſen im Stande und geneigt war. Mein Hauptzweck dabei ging darauf hinaus zu hören, wie die heutigen Brahminen jene Abhandlungen, welche die eigentliche Grundlage des herrſchenden Syſtems bilden, überlieferungsmäßig erklären, ſowie überhaupt mich mit ihrem religiöſen Gedankengange und mit ihrer ganzen Anſchauungsweiſe vertrauter zu machen. Ich blieb zwei Monate in Bombay und doch gelang es mir nicht, denn von den wenigen Brahminen, die überhaupt Sanscrit verſtehen, ſind nur Wenige fähig, ſo ſchwierige und noch dazu in ſehr alterthümlicher Sprache abgefaßte

Sachen zu leſen, wie die Upaniſchads, und von dieſen Wenigen unter den Wenigen ſchrecken wiederum die Meiſten vor der Sünde zurück, die Geheimniſſe ihrer heiligſten Bücher einem ungläubigen Franken zu enthüllen. So war ich denn ſelbſt in Bombay, einer der drei Hauptſtädte Oſtindiens, auf eignes Studium in dieſer Beziehung beſchränkt. Hätte ich länger bleiben können, ſo möchte es mir vielleicht gelungen ſein, den Mann dazu zu finden, denn in dem benachbarten Puna, wo die britiſche Regierung ein Sanscrit-Collegium für Eingeborne errichtet hatte, ſind ſelbſt die Brahminen mit dem Gedanken allmählig vertraut geworden, ihre heiligſten Schriften für gute Worte und noch beſſeres Geld an Europäer zu verkaufen, und wenn es ſein muß, auch mit ihnen zu leſen. So viel vermag das Bild der Königin Victoria auch auf die indiſchen „Erdengötter."

Das Studium des Perſiſchen, das ich ſchon früher angefangen, nahm ich hier in Bombay gar nicht wieder auf, indem ich bald inne wurde, daß es als Verkehrsſprache faſt gar keine Bedeutung mehr hat. Dagegen machte ich mich ſogleich an das Hinduſtani, das über ganz Indien hin, freilich mit bedeutenden Abweichungen, von Vielen geſprochen wird und daher zum Fortkommen in Indien ganz beſonders dient. Da es ein Gemiſch aus ſanscritiſchen Volksmundarten, Arabiſch und Perſiſch iſt, die Hinduſtani-Grammatik aber die perſiſche an Einfachheit noch übertrifft, ſo fand ich es nicht ſchwer. Mein Lehrer, ein Muslim, der auch in den ſchottiſchen Miſſionsſchulen Unterricht ertheilt, gehörte zu den beſten mit, aber doch mußte ich ſelbſt ihm aus den wenigen grammatiſchen Schwierigkeiten, die das Hinduſtani bietet, immer mit heraushelfen.

In Bombay iſt Gelegenheit zum Studium faſt aller Sprachen, die man nur zu ſtudiren pflegt. Das Abyſſiniſche lag mir von

auswärtigen Zungen örtlich am nächsten. Missionar Isenberg nämlich, der durch seine frühere Wirksamkeit in Abyssinien rühmlichst bekannt ist, hatte sechs Abyssinier im Hause. Sie waren meist aus Adowah. Von einem französischen Kapitän für Bourbon geworben, waren sie aus nachträglicher Furcht, ihr Werber möchte sie in die Sclaverei verkaufen, hier im Hafen von Bombay ans Land entflohen.

Trotz der fremdartigen Umgebungen herrschte, wie gesagt, deutsche Gemüthlichkeit in unserm Hause. Selbst der Weihnachtsbaum mit den brennenden Kerzen durfte zu seiner Zeit nicht fehlen. Indische Gewächse lassen sich dazu nicht brauchen. Es mußte daher ein aus Australien nach Bombay eingeführter Baum einen seiner pyramidenförmigen Zacken dazu hergeben. Um diesen Baum her versammelten wir alle unsre deutschen Landsleute.

Es traf sich glücklich, daß es just zu jener Zeit dem Gaikwar von Baroda in den Sinn kam, bei seiner, wie es scheint, „frommen" Reise nach Puna, Satara und Nasik auch Bombay zu sehen. Bis Surat reiste er zu Lande. Sein Gefolge, — dem Gerüchte nach 11000 Mann mit 2000 Pferden und 106 Elephanten — theilte sich dort. Der größere Theil seiner Leute mit Pferden und Elephanten begab sich zu Lande unmittelbar nach Puna, während er selbst mit dem Reste sich auf vier Dampfern und zwanzig bis dreißig Battellas für Bombay einschiffte. Am 28. Januar bald nach Mittag sah die harrende Menge im Hafen, dazu auch wir gehörten, die vier Dampfer mit lustig wehenden Fahnen aller Art um Malabar-Point herumbiegen.

Einundzwanzig Kanonenschüsse begrüßten seine Hoheit „Gunput Row Gaikwar Sena Khas Khel Schumscher Buhadoor.". Der Gaikwar ist ein kleiner schmächtiger Mann mit einem sehr offnen, verständigen, fast durchdringenden Auge. Er trug, als er

landete, eine fließende Tunika von grünem Satin, goldgestickt; seine Purpur-Satin-Beinkleider waren so dicht mit Gold durchwirkt, daß die Grundfarbe kaum sichtbar wurde. Goldbeladne Sandalen von grünem Marocco saßen an seinen Füßen. Sein von solidem Golddraht durchwirkter Caschmir-Turban wurde auf 1000, und der Werth der Juwelen an seinem Leibe auf 200,000 Rupi's geschätzt. An der Vorderseite des Turbans glänzte ein doppelter Halbmond prächtiger Brillianten von auffallender Größe, und dazwischen blühete ein rosiger Diamant, fast drei Viertel Zoll breit, eingefaßt von zwei großen Emeralden. Eine Schnur von ungeheuren Perlen schlang sich zweimal über den Turban weg und hing auf die Schultern hinunter. Den kostbarsten Perlen, die sich in mehrern Reihen um den Hals wanden, waren Edelsteine aller Art beigefügt. Ringe mit Diamanten, Emeralden und Rubinen bedeckten alle Finger, und in den Ohrringen hingen „Balli's": goldne Ringe mit fünf gewaltigen Perlen.

Sobald seine Hoheit den Fuß an's Land setzte, erhob sein Gefolge ein betäubendes Geschrei: „Seht, seht! Hier kommt der Maharadja Gunput Row Bahadur. Herzu und schaut den großen, guten, erhabnen, unvergleichlichen, schönen, reichen, mächtigen, furchtbaren König! Willkommen in diesem fremden Lande dem großen Fürsten Gunput Row Gaikwar!" Dann aber kreischten und rasselten die Pfeifen und Trommeln des königlichen Musikchors mit solcher Macht dazwischen, daß die überlaute Stimme des Lobes vollkommen erstickt wurde. So ging es mit kurzen Pausen bis zur Stadthalle, wo der Gouverneur in Staats-Gala des erlauchten Gastes harrte. Der Zug bewegte sich ungefähr in folgender Ordnung. Vorweg eine Bombay-Cavallerie-Garde; dann die Leibgarde des Königs selbst, etwa hundert Mann Infanterie in rothen Röcken, mit einem sonderbaren Helm, daran vorn ein

Stück Meſſing faſt in Form einer Mauerkelle ſaß, mit Musketen, Bayonetten, Hirſchfängern und Piſtolen. Darauf folgte eine königliche Muſikbande mit Pfeifen, Tomtoms, Schallbecken, und — hochaufkreiſchenden Hörnern. Nun wieder ein bewaffnetes Gefolge, eine zweite Muſikbande, ein Trupp mit langen Lanzen, an deren Spitze eine Anzahl ſtets klingender Glöckchen ſaß, eine dritte Gruppe von Begleitern, und dann auch eine dritte Muſikbande mit noch vollern und ſchauderhaftern Harmonien. Am Ende des langen Zuges folgte der Gaikwar ſelbſt in dem Wagen des Gouverneurs, begleitet von dem engliſchen Reſidenten in Baroda, Kapitän Frenſch, und zwei andern engliſchen Beamten.

Ich will meine Leſer mit den weitern Feierlichkeiten zu dem Empfange des ſeltnen Gaſtes nicht ermüden. Der Gaikwar verfehlte nicht, auch den reichen Goldſchmied mit ſeiner Gegenwart zu beehren. Der „fromme Fürſt" hatte eben eine Stunde in der Pagode zu Breach Candy verweilt, und kaum betrat er den Garten Djaganath Sankerſetts, ſo eilte er dem Tempel zu, der innerhalb deſſelben liegt, um abermals zu beten. Der reiche Goldſchmied zeigte ſich für die Ehre des hohen Beſuchs mit mehren koſtbaren Juwelen erkenntlich.

Als der unterdeß angekommene General-Gouverneur, Lord Dalhouſie, dem Gaikwar zu Walukeſchwar ſeinen Beſuch machte, nahm ſeine indiſche Hoheit einen prachtvollen Diamant-Ring von ſeinem Finger und zwei Reihen koſtbarer Perlen von ſeinem Nacken und beſchenkte damit ſeinen großen europäiſchen Gaſt, während er Shawls, Ringe und Geld über das Gefolge deſſelben hinſtreuete.

In den Augen der engliſchen Zeitungsſchreiber zu Bombay fand der Gaikwar große Gnade, denn er „erſtaunte" ja „ſichtbar" über die Bibliothek und das Muſeum der aſiatiſchen Geſellſchaft

und „frug viele Fragen in Bezug auf Inhalt, Verfaſſer, Drucker und Sammler", — über die Modelle und Gemälde in der Stadthalle, ſo wie über die Druckerpreſſen und überhaupt über Alles, was „die größeſte und erleuchtetſte Nation der Welt" erfunden und nicht erfunden hat.

Ein Eingeborner dagegen nahm es ſich als „Freund des Volkes" heraus, ſeiner Hoheit öffentlich den wohlmeinenden Rath zu geben, er möchte doch künftighin nicht mehr ſo viel faule Brahminenbäuche füttern, denn aller Orten ſpräche man: Kommt laßt uns hinauf nach Baroda gehen und an der täglichen Spende des Gaikwar's Theil nehmen; da lebt man, ohne ſich im Geringſten anzuſtrengen. Der Gaikwar ſollte doch das von ſeinen brahminiſchen Schmarotzern erfundne Mährchen nicht länger glauben, als würde ihn und ſeine Familie Einer ſeiner Vorfahren als Dämon heimſuchen, falls er die althergebrachte Brahminen-Fütterung aufhöbe.

Ich hatte das Vergnügen, dem Gaikwar auf einem meiner Wege nach Malabar Hill zu begegnen und einen überaus freundlichen Salam zu empfangen. Als er in dem Garten unſers Nachbars, des Parſi-Barons zu Gaſte war, genoß ich gar das Glück, dicht neben ihm zu ſtehen, während Höchſtderſelbe eine Heerde ſchöner europäiſcher Schafe, die ihm ſein feueranbetender Wirth zum Gaſtgeſchenk machte, mit huld-lächelnder Miene entgegennahm.

Spaziergänge und Ausflüge in Bombay.

Die üppige Natur hat, wie allenthalben, ſo auch in Bombay keinen ganz geſunden Athem. Im Vergleich aber zu manchen andern indiſchen Plätzen von ähnlicher Ueppigkeit fordert dieſes Eiland von dem abendländiſchen Fremdling für den Aufenthalt daſelbſt minder bedeutende Opfer.

Die Inſel Bombay erſtreckt ſich in ziemlich gerader Linie von Norden nach Süden, und die Breite dieſer Linie iſt ſelbſt an den breiteſten Stellen ſo unbedeutend, und die paar Hügelreihen, die das anmuthige Eiland hier und da einfaſſen, ſind ſo ſpärlich und ſo niedrig, daß die kühlenden Seewinde faſt überall freien Durchzug finden. Man kann ſich kaum etwas Luftigeres denken, als das durch einen Damm mit dem Fort verbundene Inſelchen Kolabah, das ſich wie ein langes, dünnes Fühlhorn in das Meer hinauserſtreckt, mit ſeinem hohen, ſtundenweit in die See hineinſcheinenden Leuchtthurm den nahenden Seefahrer freundlich zurechtweiſt und den angekommenen mit ſeinen dunkelgrünen Gärten noch freundlicher ans Land lockt. Weſſen Geſundheit aber nach einem längern Aufenthalt hier zu Lande eine reinere und kühlere Luft erheiſcht, der findet auf Malabar-Hill, einem langgeſtreckten, felſigen, grünbewachſenen Vorgebirge, nicht bloß einen geſunden, ſondern auch einen ſehr anmuthigen Aufenthalt. Denn während der kühle Hauch vom Meere her die erſchlafften Nerven ſtärkt, ſchweift das Auge weit hin über die offene See und ruht auf den mannigfaltigen Formen der maleriſch umhergeſtreuten Fel-

seninseln und der dazwischen herein- und darüber hinwegragenden Gebirge des Festlandes angenehm aus. Kommt dann endlich die allerdings ungesunde Regenzeit, die manchen Theil des Eilandes fast in einen See verwandelt, so bietet das benachbarte, an 2000 Fuß über den Meeresspiegel sich erhebende Puna mit seinen dunkeln Cypressen und breitästigen Mangobäumen dem Leidenden eine willkommene Zuflucht. Das Beste aber ist, daß das Klima der Insel bei angemeßner Lebensweise es zu einer völligen Erschlaffung des Nervensystems nicht so leicht kommen läßt. Das Thermometer steigt selten über 90° F. hinauf und fällt selten unter 60° herab.

Es ist aber nicht bloß das verhältnißmäßig gesunde Klima, sondern, wie schon angedeutet, die ganze reiche, eben so liebliche als erhabene Natur, die dem fernhergekommenen Fremdling den Aufenthalt in diesem wildfremden Lande erleichtern hilft. Bombay selbst mit seinen üppigen Fruchtgärten, in denen der dunkelgrüne Mangobaum neben der breitblättrigen Banane prangt, sowie mit seinen weitgedehnten, kronenreichen, tiefschattigen Hainen der schlanken Kokos-Palme, in denen europäische Lusthäuser mit den schlichten Hütten der Eingebornen wechseln, — ferner das vielfarbige Meer mit seinen masten- und wimpelreichen Häfen und Buchten, das durch seine Ebbe und Fluth große Strecken der Insel bald trocken legt, bald überfluthet, und selbst benachbarte Eilande jetzt mit Bombay verbindet, jetzt wieder trennt, — dann eben diese Eilande selbst, die wie ungeheure schwimmende Felsenburgen Bombay von mehreren Seiten her umlagern, und endlich der über alle diese Herrlichkeiten ausgespannte Rahmen, — der schöne, durchsichtige tropische Himmel, der gelegentlich auch das südliche Kreuz, dieses ebenso herrliche als bedeutungsvolle Sternbild, dem sehnsüchtigen Blicke des Nordländers zeigt: das alles,

sind Dinge, die jedenfalls auf die Stimmung des abendländischen Fremdlings, dafern derselbe für Naturschönheiten nicht ganz stumpfsinnig ist, auf das allervortheilhafteste einzuwirken im Stande sind. Wenn irgendwo, so erzählen hier „die Himmel die Ehre Gottes und die Veste verkündiget seiner Hände Werk; ein Tag sagt es dem andern und eine Nacht thut es kund der andern."

In Ostindien darf der Europäer, selbst in der Zeit, die man Winter zu nennen beliebt, nur vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang sich ohne Gefahr auf die Beine machen. Hier ist von Morgen- und Abenddämmerung noch weniger die Rede, als in Egypten. Sobald der erste Lichtstrahl am Horizonte sichtbar wird, donnert an allen Orten, wo es Regimenter giebt, die Kanone, und zerreißt mit Einem Male den Morgenschlaf, der nirgends so süß ist und so „gelind umfängt", als in Ostindien, wo dann eine gewisse Kühlung über die erschöpfte Natur hinfächelt. Der größere Theil der Europäer-Welt läßt sich daher die strenge Mahnung der Kanone ganz und gar nicht zu Herzen gehen, ja bei den eigentlichen Modeleuten, — und die bilden eben weitaus die große Masse, — erreicht sie wohl selten auch nur das Ohr: denn wer des Abends um zehn Uhr zum „Dinner" ausfährt und erst gegen zwei bis drei Uhr nach Hause kehrt, von dessen Hörwerkzeugen kann man nicht verlangen, daß sie schon um sechs Uhr sich mit dem schrecklichen Ton der Kanone befassen sollen, auch wenn, was gleichwohl häufig der Fall ist, die Muse Terpsichore zu der nächtlichen Parthie nicht mitgeladen war.

Wir selber schlugen die Mahnung aus eisernem Munde, von deren treuer Befolgung der Gesundheitszustand des Europäers in Ostindien zum großen Theile mit abhängt, nur selten in den Wind. Es ist etwas ganz besonders Unterhaltendes, so in der Frühe an den Häusern und Hütten der Eingebornen umherzugehen. Da

liegen Etliche noch im tiefen Schlafe, tief vermummt; hier richten ſich Andre langſam auf und bringen das Gewand, das die Eingebornen bei Nacht über Kopf und Geſicht ziehen, eben ſo langſam in Ordnung. Dort kauern Etliche, unbeweglich wie Mumien; ſie ſcheinen den Morgentraum noch einmal heraufbeſchwören zu wollen. Einige haben ihre Hindu-Ruhe bereits ſo weit bemeiſtert, daß ſie ihre Zähne zu putzen ſich entſchloſſen haben, und dort greift Einer gar ſchon in das Gefäß mit dem „kalten Reis" vom vorigen Abend, das im Allgemeinen das Frühſtück des Hindu bildet. Die Frauen ſind offenbar am rührigſten. Sie fegen Haus und Verandah und ſchaffen, das meſſingene Geſchirr auf dem Kopfe, das nöthige Waſſer herbei.

Wenn man von Mazagaum aus, wo wir wohnten, einen benachbarten Hügel hinaufſteigt, ſo überſieht man nicht bloß den äußerſt belebten Haupthafen, die umgebende Inſelwelt und die außerordentlich großartigen, faſt thurmförmigen Gipfel der Ghats im Hintergrunde, ſondern auch das Eiland Bombay ſelbſt. Häuſermaſſen und Häuſergruppen tauchen hie und da aus den grünen Gärten und Wäldern auf, und es iſt ſchwer zu ſagen, wo die Stadt Bombay aufhört und das Land anfängt: ſo verſchmolzen mit der Hauptſtadt erſcheinen die einzelnen, urſprünglich getrennten Ortſchaften, in die ſich die halbe Million der Bewohner vertheilt. Den Punkt, von wo aus ſich dieſe unvergleichliche Anſicht am vollſten und ſchönſten entfaltet, nennen die Europäer in Bombay mit Recht Belvedere. Dorthinauf ſtiegen wir zuweilen kurz vor Sonnenuntergang, und während das Auge ſich in die „lichte Farbenquelle" verſenkte, ſchwelgte die Bruſt in dem immer kühlern und ſtärkern Wellenſchlag der reinſten Lüfte.

Eines Abends begaben wir uns nach Maha Lakſchmi, in der Nähe von Breach Candy, wo die ſchöne Welt von Bombay ihre

Abendſpazierfahrt zu halten pflegt, auf der Weſtſeite der Inſel. Die Sonne neigte ſich; das brandende Meer hauchte uns friſch an und kühlte den Reſt der indiſchen Tagesglut vollends hinweg. Wohlhabende Feueranbeter, deren verſtreuter Stamm in Bombay ſeinen Hauptſitz hat, fuhren in großer Zahl an uns vorüber; ſie hatten ſich in der Kaufmannsſtube müde gerechnet und ſpeculirt, und wollten nun des kühlen Seewindes genießen und zugleich gegen die ſcheidende Sonne hin ihre übliche Abendandacht verrichten. Nach Weiſe der Europäer, denen ſie ſo gern nachahmen, hatten ſie ihre ganze Familie bei ſich, und ihre Frauen, die ſich im Ganzen viel freier tragen und geberden als die Hindufrauen, ſahen unbefangen aus den engen Wagen heraus und muſterten die abendländiſchen Fremdlinge. Sobald wir in die Nähe des Tempels kamen, der einen Hauptwallfahrtsort für die Hindubevölkerung Bombays bildet, machte die übrige Geſellſchaft Halt, während ich ſelbſt die Stufen hinaneilte, die zur Pagode hinaufführen. Der Tempel nahm ſich faſt wie eine Kirche aus. Er iſt in mehrere Zellen abgetheilt; am Eingang der mittleren liegt ein ſteinerner Stier, Zeichens genug, daß ſie dem Siva gewidmet iſt. Die übrigen Zellen zu beiden Seiten gehören theils deſſen Familie, der Mahadevi und deren Sohne Ganeſa — der beiläufig für einen ſo ſtarken Eſſer gilt, daß er ein Mal mitten von einander platzte und ein ander Mal nicht zur Thür hinaus konnte — theils aber auch Gottheiten, die gewöhnlich als Verkörperungen des Viſchnu auftreten, wie z. B. Rama. Ein Brahmine, der den Tempel zu bewohnen ſchien, winkte mir freundlich und zeigte mir, bis wie weit ich mich dem Heiligthum nähern dürfte; ja er öffnete mir ſogar ein Fenſter, damit ich beſſer in das Innere hineinſchauen und die Sanscritinſchriften leichter leſen möchte. Als ich ihn nach dem benachbarten Tempel der Maha Lakſchmi frug, ſo

geleitete er mich ſelbſt dahin. Aber zwei andre Brahminen, die hinter dem Heiligthum ſaßen und der Sonne, die eben als eine hochrothbrennende Feuerkugel in den indiſchen Ocean ſank, aufmerkſam nachſahen, warfen mir ſo finſtre Blicke zu, daß ich es für gerathen hielt, mich bald wieder zurückzuziehen, indem mir das ganze Quartier ein wenig wüſt und unheimlich vorkam.

Auf dem Nachhauſewege frug ich den heidniſchen Kutſcher, der außer ſeinem Marathi auch ein wenig Hinduſtani ſprach, welchen Gott er denn verehre. Er lächelte verlegen und antwortete erſt auf meine wiederholte Frage: „Ich verehre den einigen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat.“ Die Antwort war wol gut; aber Keiner iſt eifriger als er, ſich das abgöttiſche Zeichen vor der Stirn von Zeit zu Zeit durch ſeinen Prieſter erneuern zu laſſen. Und es gibt hier viele, viele Hindus, die wie er denken und handeln. Ein eignes Geſchlecht! Denken und Handeln ſind bei ihnen wie Berg und Thal, die nach dem Laufe der Natur nimmer zuſammenkommen. Der die Thäler des Menſchengeiſtes erhöhen und ſeine Berge erniedrigen kann, der allein vermag hier zu helfen.

Auf Malabar-Hill, von deſſen Nordende Breach Candy, ein Kunſtdamm dicht am Meere, über moraſtige Flächen nach Worli hinüberleitet, waren wir zu wiederholten Malen. Jene weit ins Meer hineinragende Felſenzunge am Südweſtende der Inſel bildet die weſtliche Einfaſſung der ſogenannten Back-Bay. Der Weg dort am Rande des Meeres erinnerte mich ſtets an Neapel, und wenn Horaz, wie damals in der „müßigen Parthenopolis“, jetzt in der zum Theil nicht minder müßigen Stadt der Mahadevi leben dürfte, er würde in Bezug auf Malabar-Hill ſicherlich ſagen: „Dieſer Winkel lächelt mich vor allen an.“ So ſcheint auch der Gouverneur zu denken, der „fern von Geſchäften“ dort auf der äußerſten Spitze jener Felſenzunge, auf Malabar-Point, eine Sommerwoh-

nung hat; und mit ihm die reichsten und vornehmsten Europäer, die jenen ganzen Strich mit „Aeuglein" im Sinne der römischen Klassiker — ich meine mit zierlichen Landhäusern — besetzt haben.

Ich besahe mir natürlich auch Walukeschwar am Westabhange von Malabar-Hill, nicht gar fern von Malabar-Point. Schaaren von Hindu's mit neugemalten Stirn-Zeichen kamen mir von dorther entgegen — ein deutliches Zeichen, daß jene Oertlichkeit von den Hindus in Bombay gar hoch und heilig gehalten wird. Die damit verknüpfte Geschichte ist aber auch ganz und gar keine Kleinigkeit.

Als Rama zur Wiedergewinnung seiner Gemahlin, die der ungeschlachte Ravana geraubt hatte, von Ayodhya im Gangeslande nach Lanka oder Ceylon zog, hielt er in Walukeschwar Nachtherberge. Sein Reisegefährte Lakschmana versorgte den lieben Bruder jeden Tag mit einem neuen Linga direkt aus Benares. An jenem Abend aber blieb er zu lange aus, und der eifrige Siva-Verehrer, der seine Andacht nicht länger halten konnte, errichtete sich in der Geschwindigkeit einen Linga aus Sand (Waluka. [10]) So kam denn der frische Linga aus Benares recht eigentlich „nach dem Feste." Dieser wurde denn in Walukeschwar aufgerichtet; jener Sand-Linga aber, den Rama mit höchsteigner Hand gefertigt hatte, sprang bei der Besitznahme von Bombay durch die Portugiesen aus unbesieglichem Abscheu vor den gräulichen Barbaren in die Fluthen des Meeres.

Breite schattige Wege führten mich hinunter zu dem heiligen Teich mit mehrern großartigen Treppenfluchten. Ueberhängende Bäume, schneeweiße Pagoden und zierliche Häuser mit luftigen Verandahs umgeben ihn. Die behaglichen Brahminen-Wohnungen sowohl als die runden Brahminenbäuche zeigten, daß die Todtenopfer und die Entsündigungsbräuche, die man am liebsten an diesem Teiche verrichten läßt, einen ziemlich ergiebigen Erwerbs-

zweig bilden. Es iſt ja auch ein ſehr, ſehr heiliger Teich. Rama ſchoß, als ihn an jenem Abend dürſtete, einen Pfeil in die Erde, — und hervorſprudelte dieſes köſtliche Waſſer. Es heißt daher noch heut zu Tage „Banatirtha“ [11] d. i. Pfeilteich. Ich ſah eine Menge jener heiligen Müßiggänger, denen die Rama-Fabel zu gute kommt, im Schatten der rieſigen Bäume, die den Aufenthalt daſelbſt ſo anmuthig machen, umherſchlendern, -ſitzen und -liegen.

Wir beſuchten natürlich auch Mahim. Grade im Norden von Malabar-Hill, alſo am Nordweſtende der Inſel, birgt dieſer alte portugieſiſche Hauptort vor der jüngern britiſchen Nebenbuhlerin ſeine Blöße hinter einem ungeheuren Kokos-Walde. Breite Fahrwege durchſchneiden denſelben nach allen Richtungen, und in dem undurchdringlichen Dunkel der Palmen liegen zerſtreute Hütten, hie und da eine Kapelle, ein Tempel, eine Moſchee. Mahim nämlich, deſſen eigentlicher Kern am Nordende des Waldes zu ſuchen iſt, wird nicht bloß von Portugieſen, ſondern auch von Hindus und Muhamedanern bewohnt. Obgleich tief heruntergekommen, entwickelt es doch immer noch einige Betriebſamkeit. Vom Fort aus, das unter ſeinen fünfzig bis ſechszig Kanonen nur ſechs Fünfpfünder hatte, ſahen wir nach Bandora auf Salſette hinüber. Ein indiſcher Mandelbaum von ungeheurem Umfang ſtand nahe bei der Stelle, von wo ein Kunſtdamm über die Lagune, die Bombay im Norden von Salſette abſchneidet, nach der letztern Inſel hinüberführt. Im Schatten deſſelben hielten wir eine kurze Raſt, ehe wir unſerm lieben Gaſtfreunde nach der Marathi-Schule folgten, die ſeine Geſellſchaft in Mahim errichtet hat. An der Stelle, wo die drei erſten amerikaniſchen Miſſionare ſich niederließen, gedachten ſie eben eine zweite anzulegen. Ungern verließen wir dieſe überaus maleriſchen Oertlichkeiten. Am Saum des Waldes ſahen wir den erſten Teich mit heiligen Lotus. Ein vorübergehender Hindu holte

uns einen Stengel mit einer prächtigen Blume von dem brennendſten Roth heraus.

Etwa dem Südende des langgeſtreckten Kokos-Waldes gegenüber liegt unfern der Oſtküſte Pareil, der eigentliche Sitz des Gouverneurs. Ein reizendes Schloß in einem halb europäiſchen und halb aſiatiſchen Garten mit einem kühlen Schattengange! Dort war ich bereits geweſen. Der Gouverneur hält allmonatlich offne Früh-Tafel. Man klagte damals, daß trotz der fürſtlichen Entſchädigung aus dem Staatsſchatze der Styl derſelben allzu bürgerlich ſei. Da jeder Gentleman zugelaſſen wird, ſo hatte auch ich die Gelegenheit wahrgenommen, um mit dem edlen Lord Falkland „Hände zu ſchütteln.“ Ehe nämlich das Frühſtück beginnt, ſtellt der Adjutant dem Gouverneur die neuen Gäſte vor, und die vier wichtigen Fragen: Wann ſind Sie angelangt und wann reiſen Sie wieder ab, was wollen Sie hier und wie gefällt es Ihnen? werden möglichſt kurz und bündig abgemacht. Ich fand im Eingang etwa zwanzig uniformirte Lakaien in weißen Beinkleidern und rothem Rock, mit buntem Gürtel und heller Kopfbedeckung, und die ſechszig bis ſiebzig Gäſte aus dem Civil- und Militärſtande wurden von dreißig Parſis, Muhamedanern und Hindus bedient.

Wir begaben uns von Mahim über eine große Strecke Reisfelder nach Pareil hinüber, — dießmal um die zwei Schulen zu beſuchen, die Lady Falkland daſelbſt angelegt und unter die Aufſicht der kirchlichen Miſſion geſtellt hatte. Auf dem Wege dahin ſahe ich die erſten „Beni Iſrael“ in zwei Exemplaren, — nur ganz leicht gebräunt, übrigens aber als Semiten auf den erſten Blick erkennbar.

Die bedeutendere jener zwei Schulen beſuchten wir zuerſt. Die Veranda eines alten Hindu-Doktors war dazu gemiethet worden. Das Haus liegt in einem lieblichen Garten. Darin waren drei

gräuliche Götzen aufgestellt: Nandi, der Stier des Siva, Ganesa mit dem Schmeerbauch und ein dritter, den Niemand anders zu nennen wußte, als den „Gott des Gartens." Vor diesem in jedem Sinne „unbekannten Gotte" hatte der Schulmeister, ein Heide, soeben seine Morgenandacht verrichtet, um dann gleich nachher den bereits versammelten heidnischen, muhamedanischen und christlichen Kindern unter Anderem auch biblischen Unterricht zu ertheilen. Das sind in der That naive Zustände. In der andern Schule, die ziemlich nachlässig besucht wurde, sahen wir ein Kind, dem innere Krankheit eine europäisch weiße Hautfarbe verliehen hatte.

Nicht weit von Pareil liegt der botanische Garten, in welchem unter vielen andern ausländischen Gewächsen auch sehr stattliche Gummi-Bäume prangten. Am Stamm hing ein Gefäß, in das der Saft tröpfelte, aus welchem auf dem Wege des Siedens der Gummi gewonnen wird. Als wir den Garten verließen, brachte uns ein Hindubube zwei Blumen mit einem dunkelgrünen glänzenden Blatt und einer hellgrünen Blüthe. Das war, als wenn Erdbeere, Ananas und wer weiß was sonst noch Köstliches zusammen geduftet hätten.

Die Esplanade am Südostende der Insel Bombay ist so recht ein Lieblingsplatz der europäischen Welt. Dort miethen sich Viele, die es haben können, eine sogenannte Sommerhütte, die kurz vor Anfang der Regenzeit wieder abgebrochen wird. Dorthin zieht auch die europäische Militärmusik an bestimmten Tagen den größten Theil der übrigen Europäer. Die Parsis scheinen gleichfalls den Platz zu lieben, der, auf zwei Seiten von der See angehaucht, den Blick auf die aus der Salzfluth erstehende und darein versinkende Sonne frei läßt. Ich sah sie am Abend stets in Gruppen auf dem grünen Teppich umherliegen.

Sie haben nämlich ihr Hauptquartier in dem benachbarten

Fort, besonders im nördlichen Theil desselben. In der allernördlichsten Ecke sind ihnen einige, zu den Banjanen (einer rein-indischen Kaufmannskaste) gehörige Bhatias beigemischt. Die südliche Abtheilung haben besonders die Europäer inne. Das Fort mit seinen meist winkligen und verbauten Straßen, mit seinen häufig auf einander gethürmten und in einander verschränkten Wohnungen hat mich, trotz seiner glänzenden Läden, nur selten in seiner Mitte gesehen.

Die Esplanade zieht sich an der westlichen Seite des Forts in einem schmalen Streifen bis an das Südostende der Insel. Von dort führt ein schmaler Kunstdamm nach dem benachbarten Inselchen Kolabah, mit Leuchtthurm, Irrenhaus, Begräbnißplatz und europäischen Wohnungen. Ein angenehmer Aufenthalt.

Meine häufigsten Gänge fanden ihr Ziel in dem Quartier der Eingebornen, das unmittelbar am Nordende der Esplanade seinen Anfang nimmt. Eine nähere Bekanntschaft damit war ja ein Theil meiner Aufgabe. Breite, reinliche Straßen, volle Bazare und geschäftige Werkstätten: da ist es in der That eine Lust, sich unter die rührige Menge zu mischen und dem Kaufmann wie dem Handwerker zuzusehen, und so die nach außen gekehrte Seite des indischen Lebens zu studiren. Ein asiatisches Klein-London! Die eingebornen Constabler, denen du von Zeit zu Zeit begegnest, wollen dich gar glauben machen, daß du in dem wirklichen London seist. Aber da fällt dein Blick auf — die Peitsche, und die bringt dich alsbald wieder nach dem Orient zurück. Doch hast du von den *„Männern der Ordnung" nichts zu fürchten; die Peitsche ist nur für die ungezognen Eingebornen; vor dir, dem Europäer, machen sie, wie fast alle niedern Beamten der ostindischen Compagnie aus den Eingebornen, einen tiefen ehrfurchtsvollen Salam.

Die Hindu-Klaſſen in Bombay.

Als die Portugieſen im Jahre 1661 die Inſel Bombay an die Engländer abtraten, war die Stadt Bombay ſelbſt noch ein Fiſcherdorf und die Geſammtbevölkerung der Inſel belief ſich nur auf 15,000 Seelen. Die Zählung vom Jahre 1849 ergab nicht weniger als 566,119 Einwohner.[12]

Ich beginne bei der nähern Beſchreibung der verſchiedenen Elemente, aus welchen dieſe Volksmaſſe von mehr als einer halben Million zuſammengeſetzt iſt, billig mit den brahmaniſchen Hindus. Dieſe bilden etwa die Hälfte der ganzen Bevölkerung. Hierbei ſind diejenigen mit eingerechnet, die aus Concan, Maratha u. ſ. w. Erwerbs halber nach Bombay kommen und, wenn ſie ſich etwas Erkleckliches erworben haben, zu ihren Familien dorthin zurückkehren.

In Bombay iſt ſo ziemlich jeder vierzigſte brahmaniſche Hindu ein Brahmine. Böten nicht die vielen öffentlichen und nicht öffentlichen Bureaus u. ſ. w. einen praktiſchen Tummelplatz für brahminiſchen Witz und für brahminiſches Geſchick, ſo möchte es der religiöſen Hokuspokusmacher gar zu viele haben. An Orten nämlich, wo den Brahminen ſchmale und trockene Biſſen in den Mund geſteckt werden, und engliſche Carrièren ohne Schweiß ſelten ſind, verlegen ſich die witzigſten Köpfe auf Pfaffenliſt. Wie leicht iſt nicht z. B. ein einträgliches Tempelchen errichtet! Der „Erdengott" braucht nur irgendwo ein elendes Götzenbild zu vergraben und den Leuten, wo möglich mit rollendem Auge und mit

ſchäumendem Munde, zu verkündigen, die große Göttin habe zu ihm geſagt: An jener Stelle wirſt du mein Bildniß finden. Dort baue mir einen Tempel oder ich verwüſte euer ganzes Dorf! Man gräbt nach, und ſiehe da! das Bildniß der „Flammengöttin, die den Löwen reitet und den Dreizack ſchwingt" kommt zu Tage. Das Volk betet ſchauernd an und überſchüttet den pfiffigen Prieſter mit ſeinen Gaben. Doch das iſt nur Ein Beiſpiel, wie diejenigen ſich zu helfen wiſſen, die — Dank ſei es ihrem unerſchöpflichen Mutterwitze! — „Stricke in großer Menge haben."

Vor einiger Zeit beklagte ſich ein auswärtiger Brahmine, ich glaube aus Puna, bitterlich, daß ihm und ſeinen Standesgenoſſen in der Ferne die Goldgruben der Hauptſtadt halb verſchloſſen ſeien, denn eine Reiſe nach Bombay ſei unter den obwaltenden Umſtänden ein gar zu mißliches Ding für einen Brahminen; derſelbe könne ſich in Ermangelung wohleingerichteter Raſthäuſer auf den dorthin führenden Straßen vor ceremonieller Befleckung mit dem beſten Willen nicht hüten, und in Bombay ſelbſt ſei es geradezu unmöglich, ein Brahmine zu bleiben. Er ſelbſt ſei einmal vierzehn Tage in Bombay geweſen und habe ſich ein „bischen Geld" gemacht, — dabei aber ſeine ganze Religion eingebüßt. Denn trotz ſeiner frommen Stoßſeufzer: „Siva, Siva!" habe er nolens volens ceremoniell verunreinigtes Waſſer trinken müſſen und ſei von Goldſchmieden, Prabhus und andern niedriger ſtehenden Kaſten ohne Weiteres berührt worden. Die Brahminen in Puna ſeien daher ſo geſonnen: Lieber zehn Rupi's in Puna, als zwanzig in Bombay!

Daß nicht alle auswärtigen Brahminen dieſe Geſinnung theilen, iſt ſicher genug. Aus dem ſüdlichen Concan namentlich kommt eine ziemliche Menge dieſer Herren alljährlich nach Bombay. Man giebt den Concan-Brahminen im Allgemeinen das Lob, daß ſie

ſich daheim viel mit dem Unterricht der Jugend beſchäftigen. Sie gehören daher in der Regel zu den Nützlichſten ihres Standes.

Sonſt iſt unter den Brahminen in Bombay von eigentlicher Wiſſenſchaftlichkeit auch nur im Sinne der Hindus nicht viel zu ſehen. Unter den Mahrathi's ſollen kaum funfzig Schaſtri's, — Leute, die ſich irgendwie mit der Sanscrit-Literatur beſchäftigen, — gefunden werden. Die große Mehrzahl verſteht von der heiligen Sprache ſo gut wie nichts, denn der Sinn der Formeln, die ſie zu ihrem Handwerk brauchen, iſt ihnen nur ganz im Allgemeinen bekannt. Dies ſind die ſogenannten Bhatta's, oder die eigentlichen Prieſter im Gegenſatz zu den Schaſtri's — den Theologen.

Eine Hinduzeitung, die ſich in Bloßſtellung der indiſchen Pfaffenwirthſchaft zu gefallen ſcheint, entwarf vor einigen Jahren unter andern folgendes nicht ſehr ſchmeichelhafte Gemälde von dem Charakter der Bombay-Erdengötter:

„Die Bhatta's — wie überhaupt alle Brahminen — kümmern ſich nur um ihren Bauch. Veranſtalte ein gutes Mittagseſſen und ſie ſchaaren ſich wie die Ameiſen. Da ſind ſie denn gar munter und ganz Eines Sinnes, während ſie ſich ſonſt auch nicht das Geringſte daraus machen, wenn ihrer Einer von einem Andern geſchuppt oder geſchunden wird. Sie haben auch nicht ein Fünklein Muth. Wie die Vögel ſind ſie, die ein aufgehobener Stock vom Acker ſcheucht. Es iſt auch keine Scham in ihnen. Machſt du dich zur Füllung ihres Bauches anheiſchig, ſo darfſt du ihnen mit dem Schuh ins Geſicht ſchlagen. Ihr ſehr charakteriſtiſches Sprichwort lautet: „Schlag uns auf den Rücken, — nur nicht auf den Bauch!“

Die Schilderung iſt pikant, aber in ihrer Allgemeinheit wohl kaum gerecht. Die ſogenannten Shenvi-Brahminen haben den Haupttempel zu Walukeſchwar inne, wo bei weitem die meiſten

Todten- und Entsündigungsbräuche verrichtet werden. Da namentlich die alljährlich wiederkehrenden Todtenopfer von gutem Essen und von schönem Gelde für sie begleitet sind, so lebt das brahminische „Fleisch" in Walukeschwar ganz „sanft" dahin, — obschon man an der brahminischen Ehre desselben vielfach zupft und pflückt. Man schimpft nämlich die Shenvi's „Fischesser" und möchte von den brahminischen Pflichten und Rechten: Veda lesen, Almosen geben und Opfer bringen, Veda lehren, Almosen empfangen und Opfer verrichten — ihnen nur die drei ersten zugestehen. Ihren puritanischen Collegen gegenüber, die sie um des Fischessens willen nicht als vollblütige Erdengötter anerkennen wollen, berufen sie sich dann wohl auf die bengalischen Brahminen, die doch viel gelehrter und heiliger seien als sie, — die neidischen Tadler. „Denn die wohnen an den Ufern der heiligen Ganga — und wer kann den Betrag des von ihnen aufgehäuften Verdienstes aussagen!" Kurz, — der Fisch wird nicht bloß fort gegessen, — man fordert wohl auch die sämmtlichen Collegen dringend auf, von der angenehmen Speise zu kosten und auf diese Weise der „wohlverstandnen" Rechtgläubigkeit das letzte Siegel aufzudrücken. Im Tululande übrigens wissen die Brahminen schon lange, daß Fische nicht ganz übel schmecken. Man verspeist sie dort, um dem Gewissen nicht wehe zu thun, als „See-Gemüse".

Ein paar Jahre vor unserer Ankunft in Bombay spaltete sich die gesammte Brahminenwelt daselbst für eine geraume Zeit in zwei sehr ungleiche Lager: auf der einen Seite die Bhatta's oder Priester, als die große Mehrzahl, auf der andern Seite einige Schastri's oder Theologen. Jene vertraten die Aufrechthaltung des alten Herkommens mit „Zacken und Hörnern", diese eine zeitgemäße Milderung desselben.

Einen Hindujüngling nämlich aus der Brahminen-Kaste hatte

der Unterricht in den Schulanſtalten der ſchottiſch-freikirchlichen Miſſion zu Bombay für das Chriſtenthum ſo günſtig geſtimmt, daß er aus freien Stücken in dem Hauſe der Miſſionare blieb. Dieſe aber mußten ihn zuletzt doch an ſeine erbitterten Verwandten ausliefern. Mehrere Brahminen hatten, unter Hinweiſung auf die noch nicht erfolgte Volljährigkeit des Knaben, eine dahin zielende Order bei dem oberſten Gerichtshof zu erwirken gewußt.

Damit aber war die Sache nicht abgemacht. Hatte man den jungen Menſchen allen Verbindungen ſeiner Wahl entriſſen, ſo mußte man ihm auch ſeine natürlichen Verbindungen vollſtändig wiedergeben, wenn man ſich nicht den Vorwurf nutzloſer Grauſamkeit aufladen wollte. Wie aber ſollte man ihm zu der verlornen Kaſte helfen?

Die erleuchtetſten Schaſtri's hielten Rath. Das Ergebniß war: „Wir wollen reinigende Bräuche verrichten laſſen und ihn nach Benares ſchicken.“ Geſagt gethan. Da aber erhoben namentlich die Bhatta's einen durchdringenden Schrei pfäffiſchen Unwillens: „Wer den heiligſten Ordnungen der heiligen Bücher zum Trotz Monate lang bei den Unreinen gelebt und mit ihnen gegeſſen hat, der hat die Vorrechte ſeiner Kaſte auf immer verloren!“ Ja ſie thaten die armen Schaſtri's ſelbſt in den Bann. So waren die, welche dem Andern aus der Grube helfen wollten, ſelbſt hineingefallen.

Diejenigen unter ihnen, die am wohlhabendſten und einflußreichſten waren, fühlten natürlich dieſe furchtbare Strafe am meiſten. Ihre gelehrten Collegen zu Puna dictirten ihnen eine gnädige Buße zu. Wenn ſie ſich derſelben unterzögen und vier „Zweigeborne“ als Zeugen darüber berichten könnten, ſo ſollten ſie nach wie vor die makel- und tadelloſeſten Brahminen ſein. Auch die Brahminen von Benares hatten dahin entſchieden, daß die

„rechtgläubigen Veda-recitirenden (d. i. dummen) Bhatta's die gelehrten, aber irrenden Schaſtri's durch angemeſſene Ceremonien entſündigen ſollten."

Das war ein Jubel für die Bhatta's, einen ſolchen Vortheil über ihre, — wie ſie wohl meinten, — mehr verkehrten, als gelehrten Collegen erlangt zu haben. Es dauerte aber lange, ehe einer der „irrenden" Brüder ihre Barmherzigkeit in Anſpruch nahm. Der eigentliche Verrichter jener Reinigungsbräuche zur Wiederherſtellung der Kaſte, ein armer Telugu-Brahmine, ſagte zuerſt: „Väter, ich habe geſündiget". Man ſchnitt ihm den Bart ab und verabreichte ihm das ſogenannte Pantchagavja oder die fünf Erzeugniſſe der Kuh, als: Milch, Lab, Butter, Urin und Dünger.

Ein Augenzeuge beſchreibt einen Theil der Entſündigungs-Ceremonie folgendermaßen:

„Geſtern hörte ich in der Nähe von Walukeſchwar ein gewaltiges Getümmel, und näher hinzu gehend ſah ich bei dem Haupttempel etwa ſechzig Brahminen am Rande des heiligen Teiches verſammelt. Unter ihnen war ein armer Telugu-Brahmine. Dieſen ließen die Andern baden und ſetzten ihn dann halb nackt unter einer Pippal nieder. Sie reichten ihm dreimal das Pantchagavja und ſchoren ſein Haupt kahl. Er mußte auch ein Feuer anzünden und Reis, Ghi und andre Opfergaben hineinwerfen. Die Bhatta's ſchoren den armen Bruder gewaltig. Sie rieben ihn über und über mit Kuhdünger ein; dann mußte er ſich waſchen. Sie rieben ihn abermals mit Erde ein, er mußte ſich wieder waſchen, und derlei mehr."

Den ziemlich reichen und angeſehenen Führern jener freiſinnigen Parthei machte man die Sache weſentlich leichter: ſie ſollten nur ihre Sünden bekennen, vorſchriftsmäßig faſten und das hei-

lige Waſſer „der Götter und Brahminen trinken", — Waſſer, worin man ein Götzenbild gewaſchen oder ein Brahmine ſeinen rechten Fuß getunkt hat. Lange wollten ſie ſich auch nicht in ſo weit demüthigen. Allein die Bhatta's hielten die gute Gelegenheit, ihren Einfluß zu ſchärfen und zu ſtärken, bei allen vier Zipfeln feſt, und endlich ſprachen auch Jene: „Liebe Väter, wir haben geſündigt!"

Aus dem Mitgetheilten ergiebt ſich zur Genüge, daß das Hinduthum in Bombay noch immer eine Macht iſt und daß die rechtgläubige Parthei der Brahminen an Zahl und Einfluß noch ſtets die Oberhand hat.

So viel über den ſalzloſen Lehrſtand, die Brahminen. Wir ſteigen nun eine Stufe tiefer hinab und ſehen uns nach dem alten Wehrſtand um, den Kſchatriya's.

Da ſagen uns nun die Hindus rund heraus: die Kſchatriya's ſind ausgeſtorben. Die Wahrheit iſt: ſie haben ſich nicht in gleichem Grade unvermiſcht erhalten, wie die Brahminen, — aus dem einfachen Grunde, weil die Stärke der Fauſt ſich nicht eben ſo leicht monopoliſiren läßt, als die Wiſſenſchaft. Die Kſchatriya-Könige waren nicht immer fähig, ſich mittelſt ihrer eignen Kaſte auf dem Throne zu halten, beſonders in der Eigenſchaft als Eroberer oder als Thronräuber. Sie nahmen daher auch andre kriegsluſtige Leute in Sold und zuweilen gelang es dann ſelbſt einem Mann aus tieferſtehender Kaſte, mit Muth und Talent, ſich auf den Thron zu ſchwingen. Daß ſolche Verhältniſſe ganz und gar nicht geeignet waren, die Kſchatriya-Kaſte in ihrer urſprünglichen Reinheit zu erhalten, liegt auf der Hand. Dazu kommt, daß ſelbſt die reinblütigſten Kſchatriya-Könige es nicht verſchmähten, Frauen auch aus den Sudra's in ihre Harems zuzulaſſen. Die mit ihnen erzeugten Söhne hielten ſich ſchwerlich in den beſcheidnen

Schranken, die ihnen Vater Manu anweiſt, indem er ihnen das Recht zugeſteht, die Thiere, welche in Höhlen leben, zu tödten.

Die Prabhu's[13] haben kaum einen reinern Kſchatriya-Urſprung als den letztgenannten, und doch tragen ſie, nicht ohne Widerſpruch der Brahminen, die ariſche Schnur. Daß in einigen derſelben ariſches Blut mindeſtens beigemiſcht iſt, davon habe ich mich durch den Augenſchein auf das feſteſte überzeugt, — ebenſo von dem Gegentheil, daß in einigen ſicherlich auch nicht-ariſches Blut fließt.

Sie ſelbſt berufen ſich zur Erweiſung ihres Kſchatriyathums auf ihren Titel „Prabhu", d. i. Herr, auf ihre Familiennamen, welche an Radjputen-Namen (Sinha, Rama u. ſ. w.) erinnern, ſowie auf den Umſtand, daß ſonſt bei ihren Heirathen auch das Schwert eine Rolle ſpielte.[14] Allein das Alles würde, ohne das Zeugniß der Farbe und Geſichtsbildung, mit Sicherheit weiter nichts beweiſen, als daß ſie einſt dem Kriegsgewerbe ergeben waren und etwa von dem Peiſhwa für geleiſtete gute Dienſte belohnt wurden. Ich hörte von Einem aus ihrer Mitte, der beiläufig faſt ſo weiß wie ein Europäer war, ihre Geſammtzahl in Concan auf 3000 abſchätzen. Sie ſind meiſt Ackerbauer, Schreiner, Zimmerleute und Schreiber. Das letztere Amt üben beſonders die Bombay-Prabhus und thun ſich etwas darauf zu gute. Man wirft ihnen vor, daß ſie es als ihr ausſchließliches Recht anſehen „vor den Herrſchern des Landes mit einer Feder im Turban zu ſtehen."

Etwa drei Jahre vor unſrer Ankunft in Bombay war auch unter den Prabhu's ein öffentlicher Streit ausgebrochen, der ſich um die Kaſte drehte. Bei dieſer Gelegenheit wurde ein vom Jahre 1743 datirtes Schreiben des Peiſhwa von Puna, oder vielmehr ſeines Miniſters, an die Brahminen in Chawl, Baſſein, Salſette und

Bombay veröffentlicht, das, ächt oder unächt, für die Kenntniß indiſcher Verhältniſſe und Hergänge nicht ohne Intereſſe iſt. Ich theile daher den weſentlichen Inhalt mit.

Ein Patanay-Prabhu zu Chawl — ſo berichtet der Miniſter des Peiſhwa, Ballajee Bajeerow, nach demüthigem Gruße an die „Veda-Ebenbilder", die Brahminen, Prieſter und Sternſeher, — hatte eine Wittwe geheirathet und war deßhalb von ſeinen Kaſtengenoſſen zu Baſſein, Salſette und Bombay ausgeſtoßen worden. Keſſowjee, ſo hieß der Mann, beſchwerte ſich ſogleich bei der Regierung in Puna und erwirkte ſich eine Order zu ſeinen Gunſten. Er begab ſich darauf nach Baſſein mit einem Schreiben der Brahminen von Chawl des Inhalts, daß doch die dortigen Patanay-Prabhu's, unter denen ja die Heirath von Wittwen nicht ungebräuchlich ſei, den Ausgeſtoßnen in die Kaſte wieder aufnehmen möchten.

Alsbald verſammelten ſich die älteſten, wohlhabendſten, angeſehenſten Einwohner von Baſſein, um den wichtigen Fall zu beſehen. Jede Kaſte war vertreten, namentlich auch die der Kupfer- und Goldſchmiede. Die mündliche und ſchriftliche Ueberlieferung der Prabhus wurde geprüft und das Ergebniß der Prüfung lief auf Folgendes hinaus: Die Patanay-Prabhus ſtammen von Radja Bimb und ſeinen Genoſſen, den Radjputen, aus unrechtmäßiger Ehe. Sonſt war die Heirath von Wittwen und überhaupt die Verrichtung von Sudrabräuchen allgemein gänge und gebe unter ihnen. Vor etwa vierzig Jahren aber (alſo etwa 1700) ſetzte der reiche Dhakjee Prabhu, mit Zuſtimmung der Gemeinden zu Baſſein, Salſette und Bombay, die Beſeitigung aller Sudrabräuche durch, — denn ſein Sohn hatte eine ſehr hübſche und, wenn ich nicht irre, auch reiche Wittwe hinterlaſſen, und die wollte man gern bei der Familie erhalten. Da erhob ſich jedoch eine praktiſche Schwierigkeit: die

Pulshay-Brahminen, die bisher in den Häusern der Prabhus priesterlichen Dienst verrichtet hatten, wollten sie nicht als Kschatriya's anerkennen und ihnen demgemäß die Brahma-Gajatri nicht lehren, — jene an die Sonne gerichtete heilige Strophe aus den Vedas, die eine Mutter heißt der Zweigebornen, d. i. der Brahminen, Kschatriya's und Vaisja's, mit einem Worte der arischen Inder. Doch die reichen Prabhus wußten sich zu helfen. Sie gaben ihren bisherigen Priestern rundweg den Abschied und wandten sich an sieben Brahminen in Oorun, die ihnen nicht bloß die Brahma-, sondern auch die Rudra-Gajatri, d. i. die heilige Strophe der Siva-Verehrer, mittheilten. Zudem fand sich auch ein brahminischer Gelehrter, der in schriftstellerischer Weise für sie in die Schranken trat. Joshee Wishwanath nämlich verfaßte ein Sanscritwerk, in welchem er die Patanays von einem Könige aus dem Sonnengeschlechte, der zu Pythun wohnte, ohne Weiteres herleitete. Was wäre doch einem solchen Hindu-Schastri zu beweisen unmöglich!

Das also ergab sich aus der Prüfung der mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen in Bezug auf die Patanay-Prabhus, und darauf hin beschloß die Versammlung zu Bassein, daß dieselben zu den Sudrabräuchen zurückzukehren und ihre Priester forthin nur die in den Purana's enthaltnen Gebetsformeln zu gebrauchen hätten. Diese Entscheidung wurde theilweise sogleich in's Werk gesetzt. Man veranstaltete ein Festessen, wobei der Ausgestoßne mit mehrern angesehenen Gliedern seiner Kaste ohne Weiteres speiste. Der Minister des Peishwa will daher die Brahminen allerwärts vermahnt haben, daß sie, in Uebereinstimmung mit der erwähnten Entscheidung, in den Familien der Patanay-Prabhus von der „Verheirathung an bis zum Leichenbegängniß" ja nur Sudra-Ceremonien verrichten.

So weit der Inhalt des Schreibens, das im Jahre 1846

ein sogenannter Ugra-Prabhu[16] veröffentlichte, — offenbar zur Verhöhnung der Patanay-Prabhus, die auf seine Abtheilung mit einer gewissen Geringschätzung herabsehen. Ein Patanay-Prabhu erklärte das Schreiben, das im Ganzen genommen in der That das Gepräge innerer Wahrscheinlichkeit trägt, ohne Weiteres für unecht, oder doch für verfälscht, indem man den Inhalt desselben durch Namens-Aenderung auf das Ganze der Patanay-Prabhus ausgedehnt habe, während er sicherlich nur den Kajastha's (d. i. eben den Ugra's, als Schreibern) gelte. Er theilte dabei, ohne alle weitere Begründung, folgendes Geschichtchen mit: Ein gewisser Kajastha-Prabhu zu Pane gab sich für einen Brahminen aus, und verunreinigte auf diese Weise einen der dortigen Erdengötter. Dadurch entstand ein Streit zwischen den letztern und den Prabhus, der zuletzt dahin gedieh, daß, wo nur ein Prabhu sich sehen ließ, diesem die heilige Schnur abgerissen und das Stirnzeichen abgerieben wurde. Darüber beschwerten sich die Patanay's bei der Regierung in Puna. Diese hatte ein Einsehen und erklärte ganz nach Wunsche: Die Patanay's seien echte Vollblut-Kschatrija's und dürften mithin die heilige Schnur nach wie vor tragen.

Dieses Geschichtchen schmeckt sicherlich weit mehr nach Erdichtung oder Verfälschung als das oben mitgetheilte Schreiben. Wir lassen es auf sich beruhen und steigen auf der Leiter des geselligen Lebens noch tiefer hinab, — zum eigentlichen Nährstande.

Daß es im Norden noch reine Vaisja's gebe, behauptet man, und die Behauptung hat auch einen gewissen Schein für sich. Im Gangesthale wälzte sich der eigentliche Strom der arischen Bevölkerung; dort saßen mithin die Vaisja's massenhaft beisammen und konnten sich so der fremden Elemente leichter erwehren. Dennoch möchte ich obige Behauptung nicht unbesehens für Wahrheit nehmen. In solchen Landstrichen aber, wo die arischen Inder mehr nur

vereinzelt auftraten, wie im Süden, wäre der Umstand, daß sich ein Theil der Vaisja-Bevölkerung vollkommen rein erhalten, ein wahres Wunder. Dort fiel von den drei Geschäften des Vaisjas: Viehzucht, Ackerbau und Handel, das erste und zweite ganz naturgemäß mehr oder minder den ureingebornen Sudras zu, und auch an dem dritten konnte eine Betheiligung der letztern nicht ausbleiben. Wo aber wesentlich die gleiche Beschäftigung stattfindet, da muß, namentlich bei auffallender Zahlverschiedenheit, die scharfe Grenzlinie zwischen zwei Kasten sich im Laufe der Jahrhunderte je länger je mehr verwischen.

Ob es auch in Bombay Volksabtheilungen giebt, die sich für Vaisja's im strengen Sinne des Wortes halten oder gar gelten, weiß ich nicht. Leute wie die Banjanen möchten zu einer solchen Behauptung vielleicht versucht sein und auch Glück damit machen, denn sie sind Handelsleute, — und Handelsleute haben das Vorurtheil in dieser Beziehung eher für als wider sich. Zudem erfreuen sie sich zum Theil eines nicht unbedeutenden Wohlstandes, und wo das Geld Halt und Nachdruck giebt, da schwillt gar Manchem, selbst aus viel tiefer stehender Kaste, der Kamm, und sogar die Erdengötter wissen ein Auge zuzudrücken, wenn ein Solcher, auf seinen Geldsack gestützt, sich über seinen Stand hinaus zu recken Miene macht.

Unter den Sudra-Handwerkern schwimmen, wie anderwärts so auch hier, die Kupfer- und Goldschmiede oben auf, und so geehrt ist namentlich der bereits erwähnte Goldschmied Djaganath Sankersett in Bombay, daß, als bei der Prüfung der sogenannten Elphinstone Institution der General-Gouverneur von Calcutta, Lord Dalhousie, zum Schluß eine Anrede an die Versammelten hielt, dieser im Namen der gesammten Hindus in Bombay darauf antwortete. In seinem Hause giebt es aber auch ganz gute Bissen.

Die Hochzeit, die er während unſres Aufenthaltes in Bombay ſeiner Tochter ausrichtete, hat ihm mehr als fürſtliche Summen gekoſtet. Er hielt, ſo wurde mir wenigſtens berichtet, dreißig Tage hintereinander offne Tafel, und ließ an jedem derſelben etwa tauſend Pfund darauf gehen.

Zu den niederſten Volksklaſſen gehören die Ramuſſi's, gelernte Diebe, die man, als mit der Nacht vertraut, zu Nachtwächtern gemacht hat; die Bhungia's, welche, wo es ein Feſteſſen giebt, ſich für die Ueberbleibſel ſelbſt einzuladen keinen Anſtand nehmen; vor allen aber die Mahars, Mangs und Parwari's. Die beiden letztern nehmen einander wenig; der Mahar aber, obgleich wegen ſeiner gemeinen Geburt und ſeiner gemeinen Sitten ſprüchwörtlich, wird doch gegen die Bezeichnung mit „Parwari" immer proteſtiren, während dieſer ſelbſt ſich den Titel eines „Mahar" beſtens gefallen läßt. So ſtehen denn unter den ſogenannten „Kaſtenloſen" die Parwari's auf der tiefſten Sproſſe der ſelbſtgemachten Rangleiter. Sollten ſie — worauf der Name allerdings zu deuten ſcheinen könnte — Ueberbleibſel der alten Barbara ſein, ſo würden ſie trotz ihrer allerniedrigſten Stellung im bürgerlichen Leben, in dem Intereſſe des Völkerkundigen hoch hinaufrücken, wenn nicht gar obenan zu ſtehen kommen.*

Auch die niedrigſten Kaſten ſtehen zu den brahmaniſchen Hindu's in einem gewiſſen Verhältniß, mit Ausnahme etwa jener Unglücklichen, die aus der brahmaniſchen Geſellſchaft verſtoßen ihre Schande in den Urwäldern verbergen wollten und darüber faſt verthierten, ſo wie gewiſſer Jägerſtämme, die das ſtolze Selbſtbewußtſein der wilden Urbewohner in ihren unwegſamen Berg- und Waldgegenden bewahrt haben und ſich gegen die unbequeme Geſittung der brahmaniſchen Einwandrer fort und fort gefliſſentlich abſperren. Sie ſind eben nur nicht-brahmaniſch, keineswegs aber

wider-brahmanisch wie die Djaina's, die auch einen Bruchtheil der Bevölkerung Bombay's bilden.[16]

Sonderbar: Obgleich die Djaina's von allen Hindus noch immer als Gottesleugner angesehen werden, was sie denn im tiefsten Grunde auch sind, so scheint man ihnen doch zuzutrauen, daß sie durch Zauberkunst den Regen zurückzuhalten im Stande seien. In Ahmadnagar wenigstens schnaubte man vor einigen Jahren Feuer und Flammen gegen die armen Djainapriester, die, wie man sich einbildete, den jährlichen Monsum hinderten. Man sah nämlich einen Djaina-Knaben mit einem bemahlten Kuhhorn, oder, wie Andre sagen, mit einem Knochen umhergehen. Einige Zeit danach starb ein alter Djainapriester, und kaum waren seine letzten Reste bestattet, so goß der Regen in Strömen nieder. Da sah man ja handgreiflich, daß mindestens dieser alte Bösewicht dem lieben Regen im Wege gestanden hatte.

Nach einer andern Seite hin freilich ist es durchaus nicht auffallend, wenn die brahmanischen Hindu's den „gottlosen" Djaina's derlei Künste zutrauen. Je ferner von den brahmanischen Göttern, desto mächtiger die Dämonen!

Religion und Sitte der Hindu's in Bombay und Umgegend.

Wir waren noch nicht lange in Bombay, und unser erstes Entzücken über den hohen Adel der uns umfangenden Natur hatte sich kaum in etwas gelegt, als wir schon Gelegenheit hatten, uns über die tiefgesunkne Menschenwelt[17] von Grund der Seele zu

entſetzen und uns von der theilweiſen Richtigkeit jener allerdings zu allgemein gehaltnen engliſchen Zeilen zu überzeugen:

„Wo jeder Anblick prächtig,
Der Menſch nur niederträchtig.“

Mitten in Bombay nämlich wurden die zerſtreuten Reſte einer Frau von mittlern Jahren gefunden. Das Haupt, das mit einem ſcharfen Meſſer dicht unter dem Kinn vom Rumpfe getrennt worden, ſtand von einem Stein unterſtützt aufrecht da, und ſah mit hervorgetretnen, gläſernen, ſtieren Augen gegen die Straße hin. Die Naſenlöcher waren weit auseinander getrieben, die Lippen ſperrten und die Zähne waren feſt ineinander gebiſſen. Die übrigen Glieder aber, mit Ausnahme des Rumpfes, lagen in größerer oder geringerer Entfernung umhergeſtreut. Die Haartracht, der Ohrſchmuck und einige mitaufgefundene Kleidungsſtücke ließen in ihr eine arme Veiradji (eine religiöſe Bettlerin) erkennen und alles wies darauf hin, daß weder Plünderungsluſt noch plötzliche Leidenſchaft den grauenvollen Mord begangen hatte. Die Meinung der Eingebornen ging darauf hinaus, daß man das arme Weib geopfert habe, um den verheerenden Schritten der Cholera Einhalt zu thun, und ſelbſt engliſche Zeitungsſchreiber in Bombay, denen man gemeiniglich nicht vorwerfen kann, daß ſie die Greuel des indiſchen Heidenthums zu ſchwarz ſehen und malen, ſtimmten zuletzt in dieſen Ton ein.

Wie faſt überall in Indien, ſo ſind auch hier die Götter der unterſten Volksſchichten ſogenannte „böſe Gottheiten“ und Siva ſelbſt und ſeine Gemahlin ſinken, unter verſchiednen Formen und Namen, hie und da in die Sphäre der Teufel hinab.[18] Iſt es doch nicht gar unglaublich, daß wir in dem Sivadienſte überhaupt eines der Ueberbleibſel jenes düſtern Naturdienſtes vor uns haben, der vor der brahmaniſchen Religion auch In-

dien durchdrang und von letzterer so wenig ganz überwunden wurde, daß er selbst theilweise in sie einging. Eine der grausigsten Gottheiten sivaitischen Gepräges ist Kali, die Göttin der schwarzen Nacht und aller schwarzen Thaten und Geschicke. Hier tunken die Hindudichter ihren Pinsel in das schwärzeste Schwarz. Kali mit dem Ebergesicht reitet auf einem blutgierigen Tiger, während ihr Gemahl, umgeben von kreischenden Teufeln, gern auf Todtenäckern umher schlendert. Das sonneversengte und gefilzte Haar hängt dem Letztern wild vom Kopfe; sein Leib ist mit Todtenasche überschmiert; Schlangen gürten ihn, und am Halse ist eine lange Kette von Menschenschädeln befestigt, in deren hohlen Räumen die Zugluft des Todtenackers gräßliche Musik macht.

Es kann uns nach dem Allen kaum befremden, wenn diese beiden Gottheiten Menschenopfer fordern, und wir möchten vielleicht nur das unglaublich finden, daß dergleichen seit der britischen Herrschaft über Indien je wirklich vorgekommen sind. Es ist aber eine ganz sichere Thatsache, daß noch im vorigen Jahrhundert zu Calcutta und zu Baroda, hier in der Nähe Bombays, Menschenblut an den Altären der schwarzen Göttin geflossen ist. Ein Mahrattigedicht, das vor etwa 150 Jahren verfaßt wurde, enthält einen Bericht über einen Sivatempel an den Ufern des Flusses Indravani, der die Thatsache außer Zweifel stellt, daß Menschenopfer in einer Zeit, die verhältnißmäßig nicht zu lange hinter uns liegt, zur Beförderung des Wohlstandes wirksam erachtet wurden. Denn

„Vor dem Tempel stand das Bild des göttlichen Stieres Nandi,
Und darauf waren eingegraben folgende Worte:
In des großen Siva Nacht....., wenn Jupiter im Zeichen des Löwen steht,
Bring du dem Gott zum Opfer einen Brahminenknaben,

Und salbe sein Bild mit dessen Blut.
Seine Mutter halte ihn, sein Vater bändige ihn,
Der König aber schlage herab sein Haupt!
Fünf Jahre muß das Kind zählen und ja nicht mehr!
Wer um Mitternacht dem Gott dies Opfer bringt,
Dem wird der mondgekrönte Siva Glück verleihn."

Ein andres in Sanscrit verfaßtes Werk ziemlich neuen Ursprungs enthält eine Menge Zauberformeln zur Hinwegräumung von Feinden, die, sämmtlich an Siva oder Kali gerichtet, hinlänglich beweisen, wie wohlgefällig den beiden Gottheiten Menschenopfer sind. Einige derselben mögen hier stehen. Sie beginnen alle mit dem geheimnißvollen heiligen Worte: Om! Die erste ist an die Gattin Sivas als Kala Ratri, d. i. Schwarze Nacht, gerichtet.

Om!
Verehrung Dir, höchste Macht,
Kala Ratri, schwarze Nacht!
Deine Gestalt ist Unheil und Tod,
Du liebst des Menschenopfers blutiges Roth!
Trinke Blut! Trinke Blut!
Schmause Fleisch! Schmause Fleisch!
Hum! Phut!

Die zweite wendet sich an dieselbe Gottheit, als an die Maha Maya, d. i. Große Täuschung:

Om! Gloum! Gloum!
Maha Maya! Große Täuschung!
Schreckliche Macht der schrecklichen Nacht!
Komm in Deiner Schreckensgestalt!
Tödte den Feind! Tödte den Feind!
Trinke Blut! Trinke Blut!
Gloum! Swaha!

Bei so schwarzen Vorstellungen von der schwarzen Göttin ist es kaum anders zu erwarten, als daß man die Cholera, die

schrecklichste Geißel dieser Gegenden, mit ihr in Verbindung bringt. Sie erscheint dann selbst in der Person eines rasenden Weibes, das sich als von ihr besessen ausgibt und allenthalben Schrecken, Verwirrung und Verzweiflung verbreitet. Was Wunder, wenn bei solcher Aufregung der Gemüther die Ansteckung wirklich um sich greift.

Kennedy bringt in der Einleitung zu seinem Werke über die Cholera unter andern folgende Thatsachen bei.

Zu Serur, vierzig englische Meilen nordöstlich von Puna, ließ sich plötzlich ein Weib mitten auf dem Bazar sehen, die sich für eine Fleischwerdung der Choleragöttin ausgab. Sie ging fast ganz nackt, aber ihre paar Kleidungsstücke, ihr wild umherfliegendes Haar, sowie ihr ganzer Leib waren mit rother und gelber Farbe, wie zu einem Leichenbegängniß, überschmiert. In der einen Hand hielt sie ein gezücktes Schwert, das Sinnbild der hereinbrechenden Sterblichkeit, in der andern ein irdenes Gefäß mit Feuer, wahrscheinlich um damit anzudeuten, daß bald viele Scheiterhaufen mit Choleratodten auflodern würden. Vor ihr hin marschirte eine Bande Musiker, die auf den allerherbsten Instrumenten so unharmonisch als möglich spielten, und hinter ihr folgte eine unabsehbare Reihe leerer Karren, indem kein Fuhrmann, dem sie begegnete und sich ihrem Zuge anzuschließen befahl, ihr den Gehorsam zu versagen wagte. Während sie so dahinsprang und raste, bedrohte sie alle, die ihre göttliche Sendung in Zweifel zu ziehn sich herausnähmen, mit sicherem Tode, und zeigte dabei auf die leeren Karren hinter sich, welche die Leichname der Ungläubigen hinwegzuschaffen bestimmt seien. Tödtlicher Schreck bemächtigte sich aller, die sie sahn und hörten, und das allgemeine Geschrei der Verzweiflung drang endlich zu den Ohren der Beamten. Die Göttin wurde ohne Weiteres festgenommen und ihr Anhang in alle vier Winde zerstreut.

Einen traurigern Ausgang nahm eine andre ähnliche Geſchichte zu Baſſein, nicht gar fern von Bombay. Dort verſuchte auch einmal Jemand den Choleradämon zu ſpielen, hatte aber weder Muth noch Gewandtheit genug ſeine Rolle glücklich zu Ende zu führen. Man machte eine Menge geheimer Verſuche ihn aus dem Wege zu räumen, um ſo die Cholera ſelbſt, die man in ihm verkörpert glaubte, zu vernichten. Endlich wurde er bei hellem Tage von der geſammten Bevölkerung des Dorfes wie ein Wild umſtellt, und obſchon ein ganzer Haufe von Weibern, Mutter und Schweſtern, Weib und Töchter ſich ſchützend auf ihn warfen, — man ſchlug ihn vor ſeiner eignen Thür mit Knütteln zu Tode und ſenkte ſeinen Leichnam, den man zuvor mit ſchweren Steinen belaſtet hatte, in die tiefe See.

Es fragt ſich nun, ob der Tod des unglückſeligen Geſchöpfes, deſſen zerſtückelte und zerſtreute Glieder man 1849 zu Bombay auffand, nicht eben auch in ähnlicher Weiſe veranlaßt wurde. So viel ſteht feſt, daß ſich im Jahre 1844 ein gleich ſchauderhafter und gleich unerklärlicher Mordfall ereignete. Es ſoll aber 1844 eben ſo wol wie 1849 ein Cholerajahr geweſen ſein.

Die ſogenannte Bombay-Göttin[19] (Munba Devi) ſelbſt iſt, wie faſt alle Ortsgottheiten, ein mit der Familie Siva's irgendwie verbundener Teufel. Es würde dem rechtgläubigen Brahminen eine Schande ſein, in ihrem Tempel Opfer zu verrichten oder auch nur zu bringen. Ein ſogenannter Pudjari oder Laienprieſter beſorgt den Tempel, und nur die niedern und mittlern Kaſten verehren die Göttin in der Regel öffentlich, während die höhern und höchſten Stände ihr mehr in der Weiſe huldigen, wie bei uns gewiſſe Herren und Damen der „Kartenſchlägerin.“ Sie leiſtet aber auch ganz vortreffliche Kartenſchlägerdienſte. Da-

ſind Jemandem zwanzig Rupi's geſtohlen worden. Er eilt ſogleich zu dem Pudjari und vertraut ihm ſein Unglück ſowohl als ſeinen Verdacht. Dieſer Edle, der ſeine Göttin möglichſt oft in eine „milchende Kuh" zu verwandeln ſucht, iſt für eine wahre Kleinigkeit — ein paar Rupi's — zu helfen herzlich gern bereit. Der Beſtohlene trommelt etwa ſeine Kaſtenleute zuſammen, und die Angeſchuldigten müſſen einzeln vor die Göttin hintreten: „Mutter, ich bin nicht in ſein Haus gegangen um zu ſtehlen; wenn du mich aber ſchuldig weißt, wohlan, ſo laß von den beiden Betelnüſſen, welche der Prieſter auf dich legen wird, die auf der linken Seite abgleiten." Da das Götzenbild von dem Oel der Verehrer ein wenig ſchmierig iſt, ſo hat es der Pudjari ſo ziemlich in ſeiner Hand, die Betelnuß durch ſtärkeres oder ſchwächeres Aufdrücken fallen oder hangen zu laſſen, und es iſt daher mehr als wahrſcheinlich, daß er unter gewiſſen Umſtänden nicht vollkommen unpartheiiſch bleiben werde. Kurz und gut, diejenigen, welche die Göttin auf die oben angegebene Weiſe für ſchuldig erklärt, werden vorläufig dafür angeſehen und von der Kaſte ausgeſchloſſen. Abgemacht aber iſt die Sache noch nicht. Der Schuldige muß vor allen Dingen eine zureichende Quantität ſpirituöſen Getränks herbeiſchaffen. Erſt wenn dieſes hinuntergetrunken iſt, wird der Fall von der betreffenden Kaſte noch einmal beſehen, — denn dort in Indien heißt es bei ſolchen Kaſtengerichten in den niedern Regionen immer: Ei, wenn ich judiciren ſoll, verlang' ich auch das Maul recht voll. Auch die Qualität jenes Getränks iſt für die ſchließliche Entſcheidung ſicherlich nicht ohne alle Bedeutung.

Siva und ſeine Gemahlin werden in Bombay natürlich auch in ihrer höhern Form, als gute Gottheiten, verehrt. Der Dienſt des nordiſchen Berggottes verbreitete ſich ſchon ſehr frühe auch an die Weſtküſte; das wiſſen wir aus der Sanscritliteratur.[20]) Daß

er namentlich in der Gegend des heutigen Bombay einmal die Oberhand hatte, dafür zeugen noch heute die ſivaitiſchen Felſentempel auf der benachbarten Inſel Elephante.[21] Ob er gegenwärtig in Bombay ſelber vorwiegt oder nicht, iſt mir nicht ganz klar geworden. Ich kann nur ſo viel ſagen, daß ich Nandi, den Lieblingsſtier des Gottes Siva, an ſehr vielen Tempeleingängen habe paradiren ſehen, muß aber dabei bemerken, daß in Bombay die Sivaiten ſich nicht ſo ſtreng von den Wiſchnuiten ſcheiden, als im Tamulenlande. Rama und Kriſchna z. B., jene zwei berühmteſten und beliebteſten Verkörperungen des Wiſchnu, treten an einem der dortigen Haupttempel ganz unbefangen neben Siva auf, und es bleibt nur fraglich, was für eine Stellung ſie zu dem Hauptgotte einnehmen. In der Legende von Walukeſchwar (ſ. S. 50) erſcheint Rama als eifriger Verehrer des mondgekrönten Gottes, und das Bildniß des Vithoba zu Pandharpur, einer Verkörperung des Kriſchna, iſt mit dem Linga, dem Abzeichen des Siva, gekrönt. Darin liegt jedenfalls eine gewiſſe Verſchmelzung des Sivaismus und des Wiſchnuismus und in dem erſtern Falle ſicherlich auch die beſtimmte Idee einer Oberherrlichkeit des Siva, — ganz wie wir in den Felſentempeln zu Elephante Siva und ſeine Familie ſtets die Haupt-, Wiſchnu aber nur eine der vielen Nebenfiguren bilden ſehen.

Rama und ſein treuer Helfer, der Affengott Hanuman, ſcheinen, nach der Zahl der Tempel zu urtheilen, von allen brahmaniſchen Göttern am populärſten zu ſein. Der vorerwähnte Vithoba hat, ſo viel ich habe erfahren können, in Bombay nur Einen Tempel. Dafür genießt er in gewiſſen Gegenden des benachbarten Feſtlandes um Pandharpur eine um ſo wärmere Verehrung; er iſt dort, obgleich von den Brahminen nicht allgemein anerkannt, die eigentliche Lieblings-Gottheit des gemeinen Maratha-Mannes, und zum

großen Theil selbst der mittlern und höhern Stände. Wenn der Bauer auch nichts weiß, ein paar Verschen zu Ehren des Vithoba hat er doch im Gedächtniß, und wo sich ein müßiger Augenblick findet — und der findet sich bei dem guten Hindu sehr oft, — da kommen sie auch auf die Zunge und in die Kehle.

Vithoba oder Vithal ist aber auch ein ganz interessanter Gott. Als Krischna eines Tages seinem Weibe Rukmini, die dem untreuen Gemahl davongelaufen war, reumüthig nacheilte, kam er unter andern nach Pandharpur, und besuchte daselbst einen jungen Mann, der, früher ein Ausbund von Schlechtigkeit, jetzt ein sehr musterhaftes Leben führte, — ein besseres jedenfalls, als der Gott, — und namentlich seine kindlichen Pflichten auf das eifrigste und zärtlichste übte. Pundalik, so hieß der junge Mann, rieb eben seines alten Vaters Füße, als Krischna herzukam. Erbitte dir eine Gabe! rief der gerührte Gott. So bleib, wo du bist! erwiederte Jener. Nun da steht er denn eben noch bis auf den heutigen Tag. Das Bild des Vithoba in Pandharpur[22] ist Krischna selbst. Man kann es ja deutlich sehen. Ermüdet von dem langen Suchen nach Rukmini läßt er die Hände auf den Hüften ruhen, und seine Brust zeigt selbst die Spur jenes Fußtritts, den ihm Brighu versetzte, als der Muthwillige die Sanftmuth der Götter praktisch auf die Probe stellte.

Das Bild des Gottes, ein rohbehauner schwarzer Stein, — freilich mit goldenen Augen, — veranlaßte vor mehreren Jahren einen ziemlich lächerlichen Proceß. Die Familie nämlich, die das Recht hat, ihn alljährlich neu zu kleiden, hatte sich in zwei verschiedene Familien gespalten, und man war dahin übereingekommen, daß die eine den eigentlichen Tempel-Dienst versehen und dafür die laufenden Opfergaben in Empfang nehmen, die andere am Ende des Jahres die abgelegten Kleider des Gottes als

Beute davon tragen ſollte. Das Haupt der erſtern Familie aber war ein Schelm. So oft es eine Hochzeit oder ſonſt ein Feſt gab, ging er in den Tempel und borgte ſich von ſeinem Schutzgotte, dem, wie er meinte, der Staat in der Nacht doch nichts nützte, bis zum andern Morgen Gewand, Shawl, Turban u. ſ. w. Da waren denn natürlich am Ende des Jahres die Kleider des Gottes ziemlich abgetragen, und die Schelmerei kam zu Tage.

Es ſieht übrigens ganz danach aus, als habe Vithal urſprünglich gar keine Hindugottheit, ſondern vielmehr einen ſogenannten Tirthakara oder Djaina-Heiligen vorgeſtellt.[23] Viele Brahminen behaupten gradezu, daß man den ganzen Tempel der Djaina-Secte abgekauft habe und noch bis auf den heutigen Tag an die Nachkommen des urſprünglichen Beſitzers Renten zahle. Auch ſind in Pandharpur ſelbſt mehrere Djainafamilien, die den Namen Vithaldas, d. i. Diener des Vithal, führen und ſeit undenklichen Zeiten gewiſſe Pflichten in Bezug auf den Dienſt im Tempel des Gottes zu verrichten haben. Daß man Djainatempel in Hinduheiligthümer umgewandelt hat, ſteht auch ſonſt geſchichtlich feſt: der prachtvolle Ambabai-Tempel zu Kolapur iſt ein ganz ſichres Beiſpiel. Hier hätte man denn mit dem Tempel zugleich den Gott behalten, — was ſich ganz wohl denken läßt, falls etwa zur Zeit, wo das Djainathum zu Pandharpur in ſeiner Blüthe ſtand, der Ruf des Djainaheiligen mit dem Anſehn der Stadt aufs engſte verwachſen war.

Wenn uns der jedenfalls wunderliche Gott in ſeiner Geſchichte intereſſirt, ſo noch viel mehr in der Art und Weiſe ſeiner Verehrung. Es iſt bekannt, daß die Hindu's in Bezug auf den Heilsweg im Allgemeinen drei Partheien bilden. Die große Maſſe ſucht das Heil in der Verrichtung religiöſen Werks, die kleinere Minderzahl in philoſophiſchem Wiſſen, und die größere in gläubiger Hingabe.[24] Der Verehrer des Vithoba gehört der letztern Klaſſe

an.[25] Daher bei ihm eine gewisse Unmittelbarkeit der Verehrung — kein Priester tritt ihm allenthalben vermittelnd vor, er selbst nahet sich dem Gotte und umfaßt und küßt seine „Lotus-Füße;" daher auch eine große Innigkeit der Empfindung, die dem trocknen „Werkler" fast ganz abgeht und bei dem „Wissenden" nur in so weit gedeihet, als er, sich dem nebelhaften Brahma ab- und einer gestaltenhaften Volksgottheit zuwendend, die dürre Verstandesspekulation in den Wellenschlag einer mystischen Gemüthlichkeit versenkt.[26]

„Für ihren Säugling sorget
Bei Tag und Nacht die Mutter.
So thu auch Du, o Mutter mein,
Halt mich zu deinen Füßen,
Treib aus den Schmerz, den herben,
Mir Fischlein auf dem trocknen Land!"

So und ähnlich singen die Schaaren der „Gläubigen" zu Pandharpur, von der Vina, der Cymbel und andern Instrumenten begleitet.

Im Vithoba-Dienst kommt aber nicht bloß das Laienelement und das persönliche Gefühl zu einem verhältnißmäßig größern Rechte; er hat auch, wie mancher andre wischnuitische Sectendienst, einen stärkern Gemeindetrieb; ein lehrhaftes Element fehlt nicht ganz und es liegt selbst ein sacramentlicher Ansatz vor. Einer meiner englischen Bekannten in Bombay hat im Nov. 1850 dem großen Pilgerfeste[27] zu Pandharpur beigewohnt. Ich schildre einige der von ihm gesehenen Scenen, in welchen der eben beschriebene Charakter des Vithoba-Dienstes ziemlich deutlich zu Tage tritt.

Das breite Bett des Flusses Bhima, an welchem Pandharpur liegt, war statt mit Wasser mit Zelten und Menschen bedeckt; der Mond goß sein verklärendes Licht darüber. Die Pilger hatten sich in Haufen von 200 bis 1500 Seelen gesammelt; sie lauschten

auf ihre Haridasa's (d. i. Wischnu-Diener), die ihnen Geschichten aus den h. Schriften vorerzählten und ihre eignen Nutzanwendungen dazwischenstreuten. Jeder Haufe hatte seine eignen Banner, und auf allen Seiten ließ sich Gesang und Musik vernehmen. Bald brach die eine, bald die andre Abtheilung in den betäubenden Chorus aus:

Vithal, Vithal, Djaja, Djaja, Vithal!

Zuweilen brachte man auch dem Helden von Pandharpur ein allgemeines Freudengeschrei aus:

Pundalik, Pundalik, Pundalik!

Auch die Marathischen Volksdichter, die man fast vergöttert, wurden nicht vergessen.

Dnyanoba, Tukaram, Dnyanoba, Tukaram!

Namdeva, Tukaram, Namdeva, Tukaram!

Mein Freund näherte sich dem ersten jener Zirkel, der im Allgemeinen als ein Muster auch der übrigen gelten kann. Er fand etwa 500 Leute versammelt. Die Meisten saßen auf Teppichen, die man zu dem Zwecke über den Sand hingebreitet hatte; die Uebrigen standen in einer oder zwei Reihen dahinter. Röthlichbraune Flaggen von verschiedenen Größen wurden aufgerichtet. Der Haridasa, die Vina in der Hand, und an zwanzig Spielleute hinter sich trat vor und hielt mit lauter Stimme und heftigen Gebärden eine Ansprache über die Kürze des menschlichen Lebens und die unbefriedigende Natur der Welt-Freude. Nachdem er damit bis zu einem gewissen Punkte gediehen, citirte er zum Beweis dafür die erste Zeile einer wohlbekannten Ode von Tukaram, indem er „rasch in die Saiten fiel" und den Spielleuten hinter sich einen Wink gab. Diese stimmten auf der Stelle ein und suchten die Wirkung ihrer geräuschvollen Kunst von Zeit zu Zeit durch Tanz und Gebärdenspiel noch zu erhöhen. Zuweilen brach

auch die Menge händeklatschend in eine Art Chorus aus. Endlich gab der Haridasa das Zeichen zur Ruhe und fuhr, mit neugesammelten Kräften, in seiner Ansprache fort.

Bis gegen zehn Uhr ging es in dieser Weise mit großer Lebhaftigkeit fort. Bald aber sanken zwei Drittel der Gesellschaft tief ermüdet in die Arme des Schlafes. Auch die Ansprache des Haridasa wurde je länger je flauer. Bloß wenn wieder ein neuer Redner auftrat, bemühte man sich die Schläfer zu wecken: Leute gingen dann allenthalben umher und schrieen, rüttelnd und schüttelnd, ihr: Auf, steh auf! Einer besonders hatte sich darauf gesetzt, keinen Schnarcher unter seiner Zuhörerschaft zu dulden. Er machte es Jedem, den der Schlaf noch nicht überwältigt hatte, zur Pflicht, seine schlafenden Nachbarn zu wecken; er selbst half bald durch ein gellendes: „Pundalik! Pundalik! Pundalik!“ und bald durch Lachen-erregende Geschichtchen mit nach. In einer Abtheilung lag die ganze Zuhörerschaft in besinnungslosem Schlafe umher; der unermüdliche Haridasa aber, ein Gärtner von Fach, sang noch immer zu seiner Laute. Umsonst erinnerte ihn mein Freund: Lieber, alle deine Zuhörer schlafen, warum gehst du nicht auch zur Ruhe? Er antwortete auf der Stelle: „Herr, ich thue das nicht der Leute, sondern des Gottes wegen.“

Ein halb Stündchen stromabwärts von Pandharpur steht bei den Ruinen des Dorfes Gopalpuri ein einsamer Tempel. Dort versammelten sich am letzten Tage des Festes funfzehn bis zwanzig tausend Pilger, größtentheils Männer. Unter den meist braun- und rothfarbigen Fahnen weheten auch weiße: ein Zeichen, daß unter der feiernden Menge die Kabir-Panthi's (eine Art Hindu-Protestanten) nicht fehlten. Alle hatten nur Einen Wunsch, der Schlußfeierlichkeit noch beizuwohnen und dann mit dem vollen Segen des Gottes in ihre Heimath zurückzukehren. Geröstete Zondhalakörner, die man

der Gottheit vorgesetzt und dadurch geweihet hatte, wurden in allen Richtungen freigebig umhergestreut, begierig aufgelesen und andächtig gegessen.[28] Zuletzt dann zerbrach man noch ein Mardaki, d. i. ein rundes irdenes Gefäß mit geronnener Milch und geröstetem Zondhala. Scherben und Inhalt theilten die wenigen Glücklichen in der unmittelbarsten Nähe. Das war das quasi-sacramentale Ende der Pilgerfahrt und damit nun genug von Vithoba, der auf dem Marathi-Festlande je länger je mehr der eigentliche Gott des Volkes zu werden scheint, und auch von Bombay alljährlich Pilgerschaaren nach Pandharpúr hinüberzieht.

Auch Djaganatha, dessen Dienst, obgleich auch wischnuitisch, in Djaganatha selbst mit dem Grausen menschlicher Selbstopferung gepaart ist, hat seine warmen Verehrer zu Bombay. Wenn man das scheußliche Bild des „jugendlichen Herrn der Welt" (des Krischna) — einen hand- und fußlosen schwarzen Klumpen mit weißen Augen — an einem bestimmten Tage im Jahre auf einem gewaltigen Wagen nach Bhuleschwar zu zieht, so sucht ein Jeder aus dem begleitenden Haufen eines der Zugseile zu fassen, und diejenigen, die trotz allen Drängens nicht dazu kommen, sprechen etwa zu einem ihrer beglücktern Brüder: „Du hast genug gethan; laß mich nun auch mitziehen und so den Zweck meines Lebens erfüllen." Man hat aber meines Wissens nie gehört, daß in Bombay irgend Jemand unter den Rädern des Wagens dem Gott sich selber geopfert hätte.

Wenn der große Heidenapostel die Straßen Bombays hindurchginge, so würde er wohl wie einst zu Athen sprechen: „Ihr Männer von Bombay, ich sehe euch, daß ihr in allen Stücken allzu abergläubig seid." (Apostelg. 17, 22). Nach der Menge der Tempel zu urtheilen, die hie und da die im Ganzen unscheinbaren Häusermassen der Eingebornen unterbrechen oder aus

den dunkelſchattigen Palmenhainen hervorſchauen, ſollte man meinen, daß hier ein überaus gottesfürchtiges Volk ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen habe, und wenn wir die Gottesfurcht im Sinne des Heidenthums nehmen, ſo iſt das auch wirklich der Fall. Noch hat weder gutes noch ſchlechtes Beiſpiel, noch haben weder gottgefällige noch gottloſe Beſtrebungen der Europäer in Bombay den alten Aberglauben ſoweit übermocht, daß der heidniſchen Tempel weniger geworden wären; im Gegentheil, es war eben erſt wieder eine neue Pagode eingeweiht worden, und dieſe, ſo klein ſie iſt, macht ſich doch gerade in einer der Hauptſtraßen breit, und die gräulichen Götzenbilder ſchauen von der Höhe derſelben keck auf den Strom der Vorübergehenden, der hier ſein eigentliches Bett gefunden hat. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß die brahminiſchen Tempel alle andern an Menge und Pracht überbieten; die paar Heiligthümer der Djainas, die von den Brahminen als völlige Gottesläugner betrachtet und verachtet werden, reihen ſich wie ganz gewöhnliche Gebäude beſcheiden in die Maſſe der Wohnhäuſer ein, und zeichnen ſich etwa nur durch zierliches Schnitzwerk, ſo wie durch einen brennendrothen Anſtrich aus. Noch weniger bemerklich machen ſich die Feuertempel der Parſis, die, wenn ſie's haben können, gern an freiem Meeresſtrande ihre Heiligthümer errichten, und es muß Einem gradezu geſagt werden, wenn man ſie für Tempel erkennen ſoll. Die Moſcheen der Muslims dagegen, die früher mit Feuer und Schwert unter den Hindus miſſionirten, und manchen Tempel zerſtört und manches Götzenbild zerbrochen haben, treten noch immer keineswegs in den Hintergrund.

Man darf ſich aber ja nicht vorſtellen, daß das Hinduthum, — wie in Bombay, ſo allenthalben, wo fremde Religionen daneben ſtehen, — allem und jedem Einfluſſe widerſtanden hätte. Auch das indiſche Heidenthum, trotz ſeines Prahlens mit der Menge ſeiner

Götter, ſucht den „unbekannten Gott" und kann bei aller Strenge ſeinen unbefriedigten Anhängern nicht wehren, mitunter einmal einen Verſuch mit den Göttern der Fremdlinge zu machen. Sind doch Hindus die hauptſächlichſten Verehrer bei gewiſſen Gräbern muhamedaniſcher Heiligen, und ſelbſt an die Himmelskönigin und die Heiligen der Römer richten ſie in der Angſt ihres Herzens ihre Gelübde. Oft ſind es die glänzenden und lärmenden Feſtlichkeiten, die den feſtſeligen Hindu zur Theilnahme an fremden Religionsgebräuchen verlocken, obſchon bekanntlich ſeine eigne Religion ihn in derlei Dingen keineswegs knapp hält. Wenn die Muſelmänner von Bombay ihr großes Feſt zu Mahim feiern, ſo ziehen auch viele Hindus mit hinaus, und ſcheuen ſich nicht zu Ehren Haſſans und Huſſeins Weihrauch zu opfern.

In den religiöſen Volksfeſten findet die Macht, welche das indiſche Heidenthum auf die Gemüther übt, recht eigentlich ihren Brennpunkt. Das beliebteſte und dabei ſittengefährlichſte iſt das Holi, eine Art Carneval von der niedrigſten Gattung. Da wälzen ſich mindeſtens die Zungen in allerlei Unanſtändigkeiten, und zwar ſo öffentlich als möglich. Die niedern Kaſten geben den Ton an und die höhern laſſen es ſich gefallen. Erſt in der neuern Zeit hat ſich in Bombay auch unter den Hindus hier und da eine achtbare Stimme dawider erhoben und ſogar die Regierung zur Unterdrückung des „heiligen Unfugs" öffentlich aufgefordert.

Als man im September 1845 bei Gelegenheit eines Zeugenverhörs im oberſten Gerichtshof die Entdeckung machte, daß Spielhäuſer mit einigen Hindutempeln verbunden ſeien, ſo konnte der „gelehrte Richter, Sir Eskine Perry" ſeinen Unwillen und der Herausgeber der „Gentlemans-Gazette" ſein Erſtaunen nicht zurückhalten. Es iſt aber eine allbekannte Sache, daß, wenn im Auguſt die Geburt des Kriſchna begangen wird, man den „glück-

lichen Augenblick" unter Gebet, Faſten — und Hazardſpiel erwartet und daß beim ſogenannten Lampenfeſte[29] im October das Hazardſpiel ebenfalls einen Theil der heiligen Bräuche ausmacht.

Die Feſt-Sucht der Hindus beſchränkt ſich nicht auf die Oeffentlichkeit; man liebt die häuslichen Gelage nicht minder und läßt es ſich namentlich bei Hochzeiten ein gutes Stück Geld koſten, um den nöthig erachteten Glanz, Tumult, Gaumen-Kitzel und ſonſtigen Zeitvertreib herbeizuſchaffen. Sehr naiv war die Klage und die Frage, die in dieſer Beziehung ein junger Ehemann an den Herausgeber des Djnanodaja richtete: „Herr" ſo ließ er ſich vernehmen „wir haben zur Beſtreitung meiner und meines Bruders Hochzeit 900 Rupi's (= 600 preuß. Thaler) geborgt und müſſen nun jeden Rupi monatlich mit einem Pei (Pfennig) verzinſen. (6¼ Procent). Außerdem aber haben Vater und Bruder gegen meinen Rath ein Ganapati-Bild für neun Rupi's gekauft. Nachdem ſie das Haus mit Lampen, Spiegeln, Bildern u. ſ. w. ausgeſchmückt hatten, ließen ſie vor dem aufgeſtellten Götzen auch ſingen und tanzen. Die Brahminen wurden dabei gefüttert und in dieſer Weiſe haben ſie nicht weniger als achtzig Rupi's verſchwendet. Am fünften Tage nahmen ſie das Ganapati-Bild und warfen es (der Sitte gemäß) in den Teich. Ach lieber Herr Herausgeber, was ſoll ich unter ſolchen Umſtänden anfangen, — wie kann ich künftighin auch nur die Zinſen zahlen?"

Ein eclatantes Beiſpiel von Verſchwendungsſucht gab Seine Hoheit der Gaikwar von Baroda, bald nachdem wir ihn in Bombay zu ſehen die Ehre gehabt. Er hatte für die „Elphinſtone Inſtitution," darin ſeine Landsleute in allerlei nützlichem Wiſſen unterrichtet werden, nur 5000 Rupi's herausgerückt; für die Veranſtaltung einer Puppenhochzeit, deren Pomp vierzehn Tage dauerte, ließ er ſich 25,000 Rupi's nicht leid thun. Hatte doch Iswara-

Tſchandra, der Radja von Nadija, im Jahre 1790 100,000 Rupi's für den Spaß einer Affenvermählung nicht zu theuer erachtet.

Man weiß nicht, worüber man ſich mehr wundern ſoll, ob über den Charakterleichtſinn, mit welchem der Hindu im Allgemeinen ſich um glänzender Feſtgelage willen in Schulden ſtürzt, oder über den Verſtandesleichtſinn, mit welchem er hier wie anderwärts dem Betrüger in die Hände fällt. Das viele Pilgern und Betteln erzeugt fortwährend eine Maſſe umherziehender Abenteurer, die, meiſt unter dem Scheine der Frömmigkeit, den Leuten das Geld aus der Taſche ziehen. Dahin gehört beſonders der ſogenannte Zauberer. Dieſer fängt es etwa in folgender Weiſe an.

Zuerſt ſucht er ſich im ganzen Orte beliebt zu machen: er ſchenkt dem Einen ein wenig Roſenwaſſer, dem Andern etwas Sandelöl, dem Dritten ein wohlriechendes Pülverchen, dem Vierten Confect, — alles Dinge, die der Hindu leidenſchaftlich liebt. Im Uebrigen hält er ſich mit ſeiner Kunſt zurück, um deſto mehr zu reizen. Man bittet ihn; er warnt. „Wie wenn Vetala, der König der Dämonen, mit ſeiner grauſigen Schaar in Perſon erſchiene? Seid ihr dazu vorbereitet? Das aber iſt das Geringſte. Ich ſelbſt könnte euch ſchützen. Aber wie, wenn ihr bei der Verrichtung der langwierigen und hochſchwierigen Zauberceremonien nicht bis zu Ende aushieltet? So würden wir, — ich und ihr — Alle mit Wahnſinn geſchlagen werden.“ Mit ſolchen und ähnlichen Reden hält er die Leute hin, indem er ſie gleichwohl durch ein paar gelegentliche Taſchenſpielerpröbchen noch ſtärker lockt. Endlich aber läßt ſich die ungeduldige Schaar, die ſich allmählich um ihn geſammelt hat, nicht länger halten. Sie bittet mit Ungeſtüm und der „weiſe“ Guru giebt nach. Er beſtimmt Tag und Stunde.

Alle haben ſich an einem einſamen Orte verſammelt. Mit einem rothen Pulver porträtirt nun der Zauberer zuerſt den Dä-

monenkönig auf die Erde. Alle müſſen die Hand darauf legen und ſchwören, daß ſie die mitzutheilende Zauberformel Niemandem verrathen wollen. Dann ſchreibt er dieſelbe nieder. Sie muß nun von einem Jeden etwa 21,000 mal wiederholt werden, und zwar ohne den geringſten Anſtoß. Kein Wort aus dem Munde einer unreinen Perſon darf während dieſer Zeit das Ohr berühren; kein unpaſſender Gedanke darf bei Befriedigung gewiſſer natürlicher Bedürfniſſe in die Seele kommen. Sonſt iſt, — und wenn man die Formel bereits 20,999 mal wiederholt hätte, — die wochenlange Mühe rein vergebens.

Wenn Alles fertig iſt, ſo kommt die Probe. Der Schüler muß etwas Erde in die Hand nehmen. Giebt dieſe nicht einen Wohlgeruch von ſich, ſo iſt irgend ein Fehler mit untergelaufen. Natürlich riecht die Erde — wie Erde, und der arme Schüler muß von vorn anfangen.

An einem noch einſamern Orte verrichtet er nun vorſchriftsmäßig allerlei Sühn- und Reinigungsbräuche, ſchürt ein Feuer an und wirft, während er ſeine Formel wiederholt, zu Ehren des Feuergottes fort und fort Butter, Zucker und ähnliche Dinge hinein. Der Feuergott bläſt natürlich einen gewaltigen Rauch daher, um den Glauben ſeines Verehrers zu prüfen. Da fängt dann dem geplagten Schüler Herz und Auge an zu weinen. „Mein lieber, lieber Lehrer, ich kann nicht mehr; giebt es denn keine andre Weiſe, den Zauber zu vollenden?“ Der barmherzige Lehrer antwortet: Ja, aber ich muß dann eine Nacht auf dem Todtenacker zubringen, und die Ceremonien, die ich dort zu verrichten habe, ſind — etwas koſtſpielig. Da der Schüler nicht gern mit Wahnſinn geſchlagen ſein möchte, ſo muß er ſich wohl zur Darangabe von noch einigen Gulden verſtehen. Allein der Lehrer weiß zur rechten Zeit neue Schwierigkeiten in den Weg zu werfen, — und

wenn er ſeinen finanziellen Zweck erreicht hat, ſich aus dem Staube zu machen.

Man hat kaum einen Begriff, wie tief der Aberglaube dem Hindu in Sinn und Herzen ſitzt.

Als etwa zu Anfang dieſes Jahrhunderts Narajana Swami, dem Viſiſchtadvaita-Syſteme [30] zugethan, aus der Nähe von Aude her, in Ahmadabad, Guzerat, Cattiwar und Katſch eine Schülerſchaar um ſich ſammelte, glaubten ſelbſt erleuchtete Engländer ſich der Hoffnung hingeben zu dürfen, der Mann werde dem heidniſchen Aberglauben die Axt an die tiefſte Wurzel legen; er verkündigte nämlich die Verehrung nur Eines Gottes. Daß dieſer Eine Gott der von ihm in Sectenweiſe über alle andern Götter erhobene Wiſchnu war und er ſelbſt ſich für eine menſchgewordene Form deſſelben ausgab, überſah man unbegreiflicher Weiſe. Das Thun und Treiben des Narajana Swami, den, wenn ich nicht irre, ſelbſt ein Biſchof Heber für einen Hindureformator anſah, hat von dem alten üppigen Stamme des Hindu-Aberglaubens, ſtatt ihn entwurzeln zu helfen, vielmehr einen neuen Schößling abgeſenkt.

Man glaubt, daß bereits ein ganzes Viertel der Hindu-Bevölkerung von Surat der jungen Secte zugefallen iſt. Der Stifter war geſcheit genug, um neben dem minderintereſſanten Bilde des Wiſchnu als Narajana das Bild deſſelben Gottes in der poetiſchen, ſinnlichen und daher volksbeliebten Form des Kriſchna zuzulaſſen. Die Geliebte des jugendlichen Gottes, die reizende Radha, durfte ſich auch einſtellen.

Vor etwa zehn Jahren bildete ſich in Surat eine Geſellſchaft, die es ſich in der That zum Zweck geſetzt hatte, den alten Aberglauben auszufegen. Ihr Titel „Manu Dharma Sabha“ (Geſellſchaft zur Beförderung der menſchlichen Urreligion) ſagt ſchon, weß Geiſtes Kinder die Mitglieder waren. Sie wollten aus allen Reli-

gionen auf Erden die Quinteſſenz zu gewinnen ſuchen, indem ſie das fallen ließen, was die Brahminen, die Mollah's und die „Padri's" den betreffenden Religionen „ihres leichtern Fortkommens wegen beigemiſcht haben." Ein gelehrter Hindu hielt zu dieſem Zwecke allſonntäglich eine Art Vorleſung. Jeder hatte Zutritt, — nur nicht „der Leidenſchaftliche und Zankſüchtige." Die Geſellſchaft hielt ſich übrigens nicht bei bloßen Theorien auf. Sie erließ alsbald eine Bekanntmachung etwa des Inhalts: Die Mitglieder der Manu Dharma Sabha erklären hiermit ihren Unglauben an alle magiſchen Künſte und machen ſich anheiſchig demjenigen, dem es gelingen ſollte, von der Wahrheit jener Künſte auch nur Einen aus ihrer Mitte praktiſch zu überführen, 27 Rupi's und ein Ehrenzeugniß zuzuſtellen. Es ſammelte ſich nun jeden Sonntag eine Menge von ein bis zwei tauſend Perſonen vor dem Vorleſungslokale, voll heißer Begierde, daß doch irgend ein Zaubrer ſich einfinden und den Unglauben der gelehrten Herren an den Pranger ſtellen möchte. Das Volk drängte endlich mit Ungeſtüm in einen Mann, der ſich ſtets für einen Tauſendkünſtler ausgegeben hatte. Dieſer erſchien denn, halb wider Willen, am fünften Sonntage, war aber eine Probe ſeiner Kunſt zu geben nicht im Stande. Das verſammelte Volk, bei 4000, erhob nun ein ſolches Getümmel, daß die Mitglieder der Geſellſchaft ſich über die augenſcheinliche Eitelkeit der magiſchen Kunſt zu äußern verhindert wurden. Das Ende vom Liede war eine allgemeine Rauferei.

Einige Monate vor unſrer Ankunft ließ ſich auch in Bombay eine Stimme für Reform öffentlich vernehmen. Sechszehn Sätze wurden gleich als die Hauptzüge des zu reformirenden Hinduthums aufgeſtellt. 1) Alle ſollen Gott aufrichtig verehren. 2) Man betrachte das Intereſſe ſeines Nächſten als das ſeinige. 3) Alle Bräuche, mit Ausnahme derer, die mit der Brahminenweihe, mit

Hochzeiten und Leichenbegängniſſen verbunden ſind, haben aufzuhören. 4) Bei allen religiöſen Feierlichkeiten ſoll ſtatt des Sanſcrit die Landesſprache gebraucht werden. 5) Jeder ſoll in Bezug auf religiöſe Aeußerlichkeiten frei handeln, ſprechen, und ſchreiben dürfen. 6) Männer und Weiber haben in allen Stücken völlig gleiche Rechte. 7) Moral geht über Ceremonie. 8) Der Gebrauch ſinnloſer Sentenzen iſt aufzugeben. 9) Aller Kaſtenſtolz muß beſeitigt werden. 10) Jeder ſoll ſein Vaterland lieben. 11) Man wähle ſich die Beſchäftigung, die Einem zuſagt. 12) Tugend und nicht Geburt iſt hinfort die Grundlage geſelliger Unterſchiede. 13) Die Autorität der Unterthanen geht über die Autorität ihrer Beherrſcher; und die Wohlfahrt der armen Landbauer muß, wo nöthig, ſelbſt mit Gewalt geſichert werden. 14) Man hat den Befehlen des Souverains, wie auch den inſpirirten Geboten Gottes zu gehorchen. 15) Die Menſchen ſollen ſich unaufhörlich damit beſchäftigen, die Betrübten zu tröſten, die Kranken zu pflegen, die Unwiſſenden zu belehren und die Armen nach Kräften zu beſchenken. 16) Alle haben die Wahrheit zu ihrer Standarte zu machen. Man ſoll der Wiſſenſchaft nachjagen und die Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Wahrheit veröffentlichen.

Dieſe Reformſtimme, die ſich zugleich in höchſt naiver Weiſe über die Sammlung eines religiöſen Codex vernehmen ließ, klingt zum Theil ſo gut amerikaniſch, daß man ſich nicht gerade ſehr wundern kann, wenn ein amerikaniſcher Miſſionar ſie mit beſonderm Glimpf begrüßte. Ob und wie weit ſie praktiſche Folgen gehabt, vermag ich nicht zu ſagen. Ich weiß nur, daß im Jahre 1851 ein kleines Marathi-Magazin, Prabhoda-Tſchandrodaja (d. i. Aufgang des Mondes der Erkenntniß) begonnen wurde, mit dem erklärten Zwecke „die falſchen Religionen zu ſtürzen und die wahre aufzurichten.“ Wahrſcheinlich iſt auch aus dieſem kreiſenden Berge

nichts als eine „Maus herausgekommen." Die Herausgeber hielten es von Anfang an für gerathener, ein tiefes Incognito zu bewahren, und es dauerte nicht lange, so bestürmte sie ein „nach Wahrheit suchender Hindu" mit sehr kitzlichen Fragen, als: Was sind die Kennzeichen der wahren Religion? Ist diese bloß für Ein Land oder gar nur für Eine Kaste, oder aber für alle Menschen bestimmt? Was wird, wenn das Letztere nicht der Fall ist, mit den Uebrigen? Oder giebt es etwa mehrere wahre Religionen?

Diese Fragen erschienen in einem Marathi-Blatte, das unter dem Titel Djnana Prakasa (Weisheitsglanz) zu Puna herausgegeben wird. Es ist dieß das eigentliche Organ der „Conservativen", während der Prabhakara („der Aufklärer"), ebenfalls eine Marathi-Zeitschrift in Bombay selbst, die Interessen der Reform-Parthei vertritt, ohne jedoch der andern Richtung alles Mitreden zu versagen. [31]

Die nicht-hinduische Bevölkerung Bombay's.

Unter den nicht-hinduischen Elementen der Bevölkerung Bombay's thun sich die Parsi's an Reichthum und Einfluß, so wie auch, mit Ausnahme der Muselmänner, an Zahl hervor. Die letzte Zählung ergab 114,698 Seelen. Man glaubte jedoch in Bombay fast allgemein, daß die Angabe viel zu hoch sei, indem die Zählung im Jahre 1840 (oder 1841?) nur von 20,184 wußte. [32]

Die Parsi's stammen bekanntlich von den alten Persern ab. Als die muselmännischen Chalifen um die Mitte des siebenten

Jahrhunderts die Altäre „der Ungläubigen" in Persien umstießen, flüchtete ein Theil der Feuer-Anbeter in die Berge Khorasans, wandte sich — so berichtet die Ueberlieferung weiter — ein Jahrhundert später nach Hormazd (Ormus) am persischen Meerbusen, begab sich von dort nach funfzehn Jahren zu Schiffe, um im fernen Osten eine neue Heimath zu suchen, landete auf Diu, einem kleinen Eiland im Süden der Halbinsel Guzerat, blieb dort neunzehn Jahre, um indische Sprachen und Gewerbe zu lernen, und segelte dann nach Sanjan auf dem Festlande von Guzerat hinüber.

Der dortige Hindu-Fürst nahm zuerst von ihren religiösen Ideen und Bräuchen Kenntniß und erlaubte ihnen dann, sich in seinem Gebiete niederzulassen, wenn sie die Waffen ablegen, sich in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens der Landessprache bedienen, den Anzug ihrer Frauen ein wenig mehr hinduisiren und der allgemeinen Sitte gemäß ihre Hochzeiten bei Nacht feiern wollten. Sie willigten ein und bebauten nun den ihnen angewiesenen District mit allem Fleiße. Schon nach etwa 300 Jahren entsandte die bald zu voller Blüthe gelangte Kolonie neue Schößlinge nach Nausari, Kambhajat, Baroch, Ukaleschwar, Bankanir und andern nordwärts gelegnen Orten, und als im 16. und 17. Jahrhundert europäische Factoreien in Surat entstanden, zog sich ein großer Theil der Parsi's nach jenem Sitze des Handels hin. Was sie dorthin lockte, trieb sie dann auch nach Bombay, wo sie jedoch erst seit 120 bis 130 Jahren sich in großen Massen niederließen.[88] Sie haben hier den bedeutendsten Landbesitz erworben; Grund und Häuser im Fort, so wie auf Malabarhill, gehören ihnen — wenn ich nicht irre — fast so gut wie ausschließlich. Während sie sich auf dem Lande mit Acker- und Palmweinbau beschäftigen, machen sie in Bombay die großen Kauf-

leute, Bankiers, Schiffsbauer, Zwiſchenhändler und Unternehmer, Krämer und Handwerker. „Die Britten", ſo ließ ſich die Bombay-Gazette im Jahre 1839 vernehmen, „fanden die Parſi's arm, hauslos, Sclaven der raubgierigen Muſelmänner; ſie ließen ihnen Obdach, Schutz und Hülfe angedeihen." Die dem Abendlande näher ſtehenden Parſi's mit ihrem praktiſchen Verſtand und Geſchick, mit ihrer allgemeinen Betriebſamkeit und ihrem entſchiednen Speculationsgeiſt paßten für die klugen Britten, und die Britten mit ihren öffentlichen und kaufmänniſchen Rechen- und Schreibeſtuben paßten für die armen Parſi's. Ich weiß nicht, wer bei dem Bunde am meiſten gewonnen hat. Kein Handel wird ohne ihre Vermittelung geſchloſſen. Unter einem Tuche giebt man dem Parſi-Mäkler durch gewiſſe Händedrücke Forderung und Gebot kund, und wenn das Geſchäft zu Stande kommt, ſo erſtattet ihm der Verkäufer 2½ und der Käufer 3 Procent für die gehabte Mühe.

Der geliebteſte Gott der Parſi's in Bombay iſt im Allgemeinen der Mammon; er ſtrahlt ja auch wie das Feuer, ihr angeſtammter Gott, nur noch mit einem viel milderen, ruhigeren, angenehmern Glanze. Diejenigen unter ihnen, die viel mit Europäern in Berührung kommen, ſchämen ſich des altväterlichen Aberglaubens. Sie verwandeln daher ihren Ahriman in eine Perſonification menſchlicher Bosheit und betrachten das h. Feuer[84] als ein bloßes Erinnerungszeichen an die gegenwärtige Gottheit. Von dieſem Geſichtspunkte aus wird es dann weniger befremden, wenn wir auch die Feueranbeter ſich an der Freimaurerloge betheiligen ſehen. Manackdji Curſedji, der ſogenannte „Byron des Oſtens"; — der, man vergeſſe es ja nicht! mit der Königin Victoria geſpeiſt hat — iſt mit dem Charakter eines Meiſters derſelben bekleidet.[85]

Der erwachsene Parsi trägt als Gürtel eine heilige Schnur aus 72 Fäden. Sie soll eigentlich drei Mal den Leib umspannen. Nur der Priester oder des Priesters Frau darf sie flechten. Diese Schnur, Kusti genannt, und der Sadra, ein weißes Unterkleid von Mousselin, machen die ganze heilige Waffenrüstung aus, womit der Parsi allen übeln Einflüssen von dem bösen Urwesen her meint trotzen zu können.

Am Tage ist das „Gestirn des Tages" der Zielpunkt seiner Andacht; tritt er Abends in die erleuchtete Stube, so murmelt er der freundlichen Hauslampe sein Gebet entgegen. Wo aber Sonne und Lampe fehlen, da richtet er seine Blicke zu Mond und Sternen empor. So weit klingt alles mindestens gemüthlich. Stirbt er aber, so schafft man ihn nach Malabar-Hill. Dort setzt man seine Leiche in einem thurmartigen, oben offnen Gebäude den Raubvögeln zur Speise vor; denn die Mutter Erde ist, als Natur-Element, heilig, und darf nicht von einer modernden Leiche verunreinigt werden. In ängstlicher Spannung schauen die Verwandten zu, welcher Theil des Körpers zuerst von einem Raubvogel gepackt wird: denn das ist von Vorbedeutung für das jenseitige Loos des Verstorbenen.

Jeder zehnte oder funfzehnte Parsi in Bombay ist Priester.[86] Dieser zeichnet sich hauptsächlich durch eine weiße Kopfbedeckung von den Laien aus. Sie ist übrigens von ganz gleichem Schnitt mit der des Laien — tschakoförmig — und wird eben so getragen, nämlich ein wenig nach hintenzu gelehnt. Bejammernswerth ist die Unwissenheit, in der diese blinden Leiter der Blinden dahingehen! Sie lesen eben ihre Gebete her in einer Sprache, davon sie kein Wort verstehen, und lassen sich dafür so gut als möglich bezahlen. Geburt, Heirath und Tod sind ihre drei wichtigsten Erntezeiten. Wenn z. B. Einer stirbt, so muß ihr heiliges Buch von

Anfang bis zu Ende geleſen werden. Die Hauptſache aber iſt, daß die Angehörigen ¾ Rupi, d. i. 12 gute Groſchen dafür in den Beutel des Prieſters ſtecken. Das ſcheint wenig genug für die immerhin ſaure Arbeit, ein mäßiges Buch, davon man kein Wort verſteht, laut herzuleſen. Allein der Parſipriester hat eine ſolche Gewandtheit im Leſen und fährt ſo ſturmſchnell in dem gewohnten Gleiſe, daß es faſt ſcheint, als wendete der Wind die Blätter um. Natürlich ſind die Prieſter den Miſſionaren nichts weniger als hold; ſind doch ſeit jener Zeit, wo die Erſtlinge aus den Parſi's Chriſten wurden, wie ſie ſelbſt klagen, „die Gebete billiger" geworden und die Laien wollen die hohen Preiſe nicht mehr zahlen. Sie haben nämlich eine förmliche Gebetstaxe und die Höhe derſelben richtet ſich ganz nach der Länge der Gebetswaare.

Die Sektenſpaltung, welche die oſtindiſchen Parſi's in zwei ungleiche Lager theilt, geht zwar weit, aber nicht ſehr tief; der Streitpunkt betrifft nichts mehr und nichts minder als die kirchliche Zeitrechnung. Nur die Minderzahl hält an dem alten Herkommen feſt, das religiöſe Jahr zu 365 Tagen zu rechnen, während die Mehrzahl ſich zu einer Ausgleichung des Zeitverluſtes auf dem Wege der Einſchaltung verſtanden hat. So feiern nun die Letztern ihre Feſte um einen Monat ſpäter als die Uebrigen.[37]

Ungefähr zwei bis drei Stunden von Bombay liegt die Kirche „unſrer Dame vom Berge". Dort zahlen auch Parſi-Frauen ihre Gelübde mit Kerzen, Kokos-Nüſſen und Geld. Sie beugen ſich unbedenklich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau und ihres Kindes. Die rechtgläubige Parthei eifert dagegen als gegen Götzendienerei; allein die Frauen bleiben dabei, daß die „Mot Mavali und ihr Kind" Gelübde hören und annehmen.

Die Gemeindeangelegenheiten der Parſi's in Bombay werden

von einem Pantchat verwaltet, der, zu einem Viertel aus Prieſtern und zu drei Viertel aus Laien zuſammengeſetzt, über die Zahl 36 nicht hinaus- und unter die Zahl 24 nicht hinabgehen darf. Dieſer „Hohe Rath" iſt zugleich die oberſte Kirchenbehörde, und übt außerdem eine Art Schiedsrichteramt. Er durfte bis zum Jahre 1786 auch leiblich züchtigen, und zwar mittelſt des „Pantoffels", — eine der entehrendſten Strafen in den Augen des Morgenlandes. Der Pantchat ſoll ein bedeutendes Vermögen beſitzen und die Mitglieder deſſelben auf die Vermehrung des Schatzes ſo erpicht ſein, daß ſie nur ſelten einmal einen Theil der Zinſen anrühren.

„Geld" iſt wie geſagt das Loſungswort der Parſi's in Bombay. Starr und kalt, wie die Münze, die ſie handthieren, ſieht ihr ganzes Geſicht aus. Geld, meinen ſie, europäiſirt auch. Europäiſch aber möchte man gar zu gern ſein; Schade, daß die Parſi-Geſichtsfarbe doch etwas in's Gelbliche ſpielt!

Einſt kam ein reicher Parſi zu einem lieben Bekannten von mir. Er hatte ſeine Töchter und einen kleinen Sohn bei ſich. Sie wollten eben zu einer Hochzeit gehen. Die Töchter waren europäiſch, aber trotzdem, daß ſie für fünfzigtauſend Thaler Perlen und Juwelen an ſich trugen, geſchmacklos gekleidet. Sie hatten es bei dem Vater durchgeſetzt, daß ſie einen Verſuch, engliſche Ladies zu ſpielen, machen durften. Sind nicht meine Schweſtern weiß, wie Europäerinnen? frug der kleine Knabe. Sie waren aber weder ſo weiß, noch ſo gebildet.

Es verdrießt ſie im tiefſten Innern, daß die Engländer ſie trotz allen Geldes doch nicht ganz auf gleiche Stufe mit ſich ſtellen wollen. Einer der Parſi's machte vor mehreren Jahren ſeinem Aerger darüber auch öffentlich Luft. Er nannte die Europäer in Indien, — freilich nicht ganz mit Unrecht — im Allge-

meinen „dominirend", und erzählte dabei die ganze Leidenschronik ſeines „unterdrückten" Volkes in einer Art, die freilich theilweiſe die Farbe ſeiner Galle trägt.

„Einſt ſagte der Gouverneur Hornby zu dem grundfrommen Sett Dadibhoy Naſſerwandji: „„Du darfſt nicht in einem Palankin ſitzen oder in einem Wagen fahren."" Da mußte es Dadi Sett bleiben laſſen. Als dieß dem Kapitän des Schiffes, welches dem großen Manne gehörte, bekannt wurde, ſo ſchrieb er es an einen ſeiner Freunde in Europa. Da bekam der Gouverneur einen tüchtigen Verweis: „„Es war ſehr ungeziemend von Euch, den Eingebornen den Gebrauch des Palankin's zu unterſagen."" Nun ließ er den Dadi Sett im Palankin ſitzen. Zu jener Zeit durften wir uns auch des Wagens nicht bedienen, — es ſei denn daß wir eine ausdrückliche Erlaubniß dazu eingeholt hatten. Und ſelbſt dann mußten wir, falls wir dem Gouverneur begegneten, demüthig abſteigen und ihn ehrerbietigſt grüßen. Erſt damals fingen wir allmählig an den Palankin zu brauchen. Wenn wir aber in die Fort's von „Sri Madras oder Sri Bengalen" gehen wollten, ſo mußten wir den Palankin draußen laſſen. Wir durften auch in den Häuſern der großen Engländer nicht mit unſern Schuhen erſcheinen. Ja wenn zu jenen Zeiten Diener ihren Herrn um das Gehalt baten, und dieſer nicht bei Kaſſe war, ſo ſchrieb er ohne Weiteres an den Cotwal: „Mein Diener hat mir eine unverſchämte Antwort gegeben; laß ihm eine tüchtige Tracht Schläge zukommen!"

Unter den Parſi-Studenten der Elphinſtone Inſtitution wurde neulich ſogar die Frage aufgeworfen, ob die Parſis oder die Engländer höher ſtehen. Man war natürlich der Meinung, den Parſis gebühre die Krone. Und warum? „Sie verfertigen weit beßre Seife."

Das Selbſtgefühl der Parſis iſt auf's Höchſte geſtiegen, ſeit-

dem die Königin Victoria den obenerwähnten Jamſetji Jijibhoi zum Ritter erhoben hat.

Im Jahre 1844 erſchien eine Guzerathi-Lobſchrift auf den „erſten oſtindiſchen Ritter". Fünfzig bis ſechzig Seiten handelten von weiter nichts als von der Art und Weiſe, wie der Mann zu jener unerhörten Ehre gelangte. Die mitgeehrten und mitentzückten Parſi-Brüder jauchzten allerorten Beifall zu: und zwar 1000 Seelen in Bombay, 659 in Surat, 78 in Baroch, 615 in Nauſari, 114 in Udepur u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.

Die Freigebigkeit des feueranbetenden Ritters kann ſich in der That ſehen laſſen, und es wäre nur zu wünſchen, ſie würde minder beſprochen. Im Jahre 1847 vollendete Sir Jamſetji Jijibhoi ein Hoſpital für 75,000 Rupi's und gab außerdem 50,000 Rupi's zur Unterhaltung deſſelben her, indem er die Regierung bat, dieſes Kapital mit ſechs Procent zu verzinſen und das monatliche Einkommen durch anderweitige Beiträge von 250 R. auf 850 R. zu erhöhen. Uebrigens legte er die Verwaltung des Hoſpitals, das jedem Bekenntniß offen ſteht, in die Hand der „Diſtrict Benevolent Society."

Er beſchenkte ferner im Jahre 1848 das Grant Medical-College mit 15000 Rupi's, indem er die Regierung abermals erſuchte, dieſe Summe mit ſechs Procent zu verzinſen. Im Jahre 1849 endlich beſtimmte er 380,000 Rupi's zum Unterhalt und zur letzten Beſtattung armer Parſis, ſowie zur Verheirathung dürftiger Töchter ſeines Volkes.

Der obenerwähnte Lobredner, der die Wohlthätigkeit des Ritters bei Heller und Pfennig berechnen zu müſſen glaubte, ſchlug ſchon im Jahre 1844 die öffentlichen Spenden desſelben auf 1,700,000 Rupi's an und glaubte ſie auch durch die Beigabe eines Holzſchnitts verherrlichen zu müſſen. Ein Engel mit einem Horn in der Rechten regt die Schwingen, um über die Welt hin-

fliegend den Erdbewohnern Sir Jamſetji Jijibhoi's Lob zu verkündigen. Eine der Linken angehängte Wagſchale mit erklärenden Inſchriften zeigt deutlich an, daß die Spenden des Parſi-Ritters die Spenden aller „Andern" zuſammengenommen weit überwiegen!!

Wir wenden uns von den Parſis zu den Muſelmännern, deren Selbſtgefühl hauptſächlich aus der Vergangenheit ſeine Nahrung zieht und durch die Gemeinheit der Geſinnung, mit der es nur allzuhäufig verbunden iſt, ganz beſonders unleidlich wird.

Unter den Muhamedanern nehmen beſonders die Khodja's [38] unſre Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Sie ſtammen, wie es ſcheint, von dem benachbarten Katſch, wenn nicht urſprünglich gar von Sindh, und ſollen ſich bis Mascat und Zanzibar verbreitet haben. In Bombay leben ſechs bis ſieben hundert Familien, faſt alle in den mehr untergeordneten Zweigen des Handels beſchäftigt, als Krämer, Geldverleiher, Hauſirer u. ſ. w.

Ein gewiſſer Sadr Din ſoll ſie vor etwa 400 Jahren zum Islam bekehrt haben. Sie entſtammen wahrſcheinlich den unterſten Volksſchichten. Daher das ſonderbare Gemiſch von Dämonenthum, Brahmanismus und Islam, das ſich bei ihnen findet. Sie tragen zwar lange Bärte und ſchwören auf den Koran; das aber hindert ſie nicht, die Schlange zu verehren und bei gewiſſen Gelegenheiten die Brahminen zu Rathe zu ziehen. Sie bewallfahrten die heiligen Orte der Hindu's und Muslim's mit gleicher Liebe, und Hindubräuche werden nach Geburt eines Kindes mehrere Tage lang im Hauſe verrichtet. Die Sterbenden laſſen ſich einen Theil aus dem Koran und dem „Das Avatara" [39] vorleſen. Das letztere Work iſt eine hinduiſirte Geſchichte ihres Apoſtels Sadr Din. Als einen Abkömmling des Letztern betrachten ſie einen Mogul-Edelmann Aga Chan, der in der neuern indiſchen Geſchichte

nicht unbekannt geblieben ist. Ihm weihen sie daher eine Art Verehrung. Diese hält sich jedoch innerhalb sehr bestimmter Schranken. Denn als sich vor einer Reihe von Jahren die Großmutter des Aga Chan in Bombay sehen ließ und Huldigungsgeschenke von den „Gläubigen" forderte, da wurden sie ohne Weiteres „gegen das Blut ihres Heiligen" klagbar und erklärten dem Kadi von Bombay ihre Geneigtheit, sich mit dem Hauptstock der Muhamedaner auf dem Eilande zu vereinen.

Wir kommen nun zu den kleineren Bruchtheilen der Bombay-Bevölkerung, und reden zuerst von den Juden:

Die Juden sollen sich in Bombay und in den benachbarten Orten auf fünf bis sechs tausend Seelen belaufen. Sie zerfallen in drei Hauptklassen, in weiße, in schwarze, und in „Beni Israel." Die weißen Juden haben sich erst in jüngerer Zeit aus Arabien und die schwarzen aus Cochin in Bombay eingefunden, während die „Beni Israel", bei weitem die Mehrzahl, nach ihren eignen Berichten schon vor 1600 Jahren in Navagaum landeten.[40] Woher aber kamen sie? „Aus einem nördlichen Lande," so sagen sie selbst, und Dr. Wilson in Bombay, der sich mit ihnen besonders beschäftigt hat, neigt ziemlich entschieden zu der Meinung: sie seien Ueberbleibsel jener Israeliten, die von den assyrischen Königen in die Gefangenschaft geschleppt wurden. Auffallend in der That ist es, daß sie erst von den Juden aus Arabien und Cochin in den heiligsten Bräuchen ihrer Religion wieder unterrichtet werden mußten, daß sie die Bezeichnung „Jude" mit Verachtung von sich weisen und daß die jüdischen Lieblingsnamen „Juda und Esther" bei ihnen gar nicht vorkommen. Da sie im Laufe der Zeit sich von heidnischem Beisatz, namentlich von dem Dienst der „bösen Götter", sowie von den bösen Künsten der Wahrsagerei und Zauberei nicht frei erhalten haben, so werden sie von den persischen und arabischen

Juden, die des Handels wegen hierher kommen und zum Theil in langen prachtvollen Gewanden umherſtolziren, in der Regel tief verachtet. Sie ſind meiſt Oelmacher, Zimmerleute und Maurer, zum Theil auch Krämer, Schneider, Eiſen- und Goldſchmiede. Nicht Wenige gehen ſogar zur Armee, und faſt Alle verlaſſen den Dienſt nicht eher, als bis ſie ſich Titel und Mittel erworben haben. Der Wohlhabenden giebt es unter den Beni-Iſrael nicht Viele; doch ſoll ihr Häuptling immerhin über 200,000 Rupi's zu gebieten haben. Ihr Hauptwohnort auf der Inſel iſt nicht weit von Mazagaum in einem Theile des Ortes Barkota (Außenſtadt). Sie beſitzen zwei regelmäßige Synagogen in Bombay, und eine dritte zu Revadunda.

So viel über die ſemitiſchen Elemente der Bombay-Welt. Wir werfen nun einen flüchtigen Blick auch auf die europäiſchen, und zwar zuerſt auf die halbeuropäiſchen.

Die Indo-Portugieſen, mit Einſchluß ihrer Bekehrten aus den eigentlichen Eingebornen, beſitzen ſieben bis acht katholiſche Kirchen auf dem Eilande. Drei davon gehören dem Erzbiſchof von Goa, der ſie mit eingebornen Prieſtern beſetzt. Doch iſt auch in Bombay ein Seminar. Die römiſch-katholiſchen Kirchen dagegen werden von Italienern und Irländern bedient. Biſchof Whelan lockte damals durch ſeine „wohlſtudirten" Predigten an hohen Feſttagen auch viele proteſtantiſche Engländer in ſeine Kirche, während das Bild der „Großen Mutter" — vermöge ſeiner „Wunderthätigkeit" trotz einer Hindu-Göttin — die Hindu's und Parſi's fort und fort in die Kirche „Unſrer Dame vom Berge" zieht.

Die Indo-Briten wohnen meiſt in ganz niedlichen und, von außen wenigſtens, ziemlich behäbig ausſehenden Häuſern. Das angelſächſiſche Blut in ihren Adern macht ſich in ſo weit wohl

bemerklich. Sonſt freilich ſind ſie, wie überall in Oſtindien, ein bedauerliches Geſchlecht. Sie vereinen gewöhnlich die Untugenden der Engländer und der Hindu's und werden weder von den Einen, noch von den Andern ſehr geachtet. An die Bedürfniſſe ihrer Väter mehr oder minder gewöhnt und fort und fort zum Wetteifer mit den Europäern geſtachelt, fehlt es ihnen doch an den nöthigen Gaben des Verſtandes, des Geſchicks und des Charakters, um ſich die erforderlichen Mittel zu erwerben und die entſprechende Stellung im bürgerlichen Leben zu erringen. Traurig, daß ſie es in Handarbeiten und namentlich im Feldbau auch mit ihren Stammverwandten mütterlicherſeits nicht aufzunehmen vermögen. Sind ſie doch ein ſchwaches Miſchlingsgeſchlecht, das dem indiſchen Klima auch dann nicht wie ein Vollbluts-Eingeborner zu trotzen vermöchte, wenn ſie von Jugend auf an eine echt hinduiſche Lebensweiſe gewöhnt würden. Man dachte einmal daran, die indobritiſchen Waiſenkinder in den Freiſchulen zu Byculla[41] u. ſ. w. nach Auſtralien zu ſchicken, um dort „dem angelſächſiſchen Elemente ihres Blutes" zu einer vollen Entfaltung der angeſtammten Energie zu verhelfen. Das auſtraliſche Klima hält ja die Mitte zwiſchen Indien und Europa; man glaubte daher, Auſtralien ſei der rechte Ort für die Pflanze, deren Samen aus Europa kam und unter der tropiſchen Sonne Indiens aufging. Ich weiß nicht, was aus dem Plane geworden iſt. Man ſuchte ſpäter auch die Alten an- und aufzuſtacheln; allein ihr Ehrgeiz geht nicht über die „indiſche Marine und die Muſik-Bande des Gouverneurs" hinaus. Selbſt die Druckerei, die man ausdrücklich für ſie eingerichtet, hat ihnen bis noch vor wenigen Jahren nur ſehr wenig genützt. Sie bleiben eben, ſich und den Europäern zur Laſt, auf ihrer Hefe liegen, und da ſie ſich im Laufe der Zeit zwar ſchwerlich heben, ſicherlich aber mehren werden, ſo ſieht

57633

die Regierung ihretwegen schon jetzt mit Blicken der Besorgniß in die Zukunft.

Das Mischgeschlecht war von jeher eine rechte Eiterbeule an dem immerhin künstlichen Aufenthalte der Europäer in Ostindien.

Die reinblütigen Europäer — meist Civilbeamte, Militärs und Kaufleute — beliefen sich der letzten Zählung zufolge auf 5088; darunter waren 3109 männlichen Geschlechts von 14 bis 50 Jahren und nur 1325 weiblichen Geschlechts von dem gleichen Alter. Da liegt das Uebel. Der gemeine englische Soldat kann sich seine Frau aus der Heimath nicht leicht mitbringen oder holen; er muß sich daher in der Regel unter den Töchtern des Landes umsehen.

Zu unsrer Zeit herrschte unter den Europäern zu Bombay und überhaupt in Ostindien eine starke Aufregung, — in Folge der sogenannten „Black-Acts". Im Jahre 1836 nämlich hatte, auf Antrag Macauly's, der gesetzgebende Rath zu Calcutta beschlossen, daß hinfort auch die Briten in Ostindien den Provinzial-Gerichtshöfen der Compagnie in Civil-Sachen unterworfen sein sollten, und ein gewisser Bethune stellte im Jahre 1849 den Antrag, daß diese Verordnung auch auf Criminal-Sachen ausgedehnt werden möchte.

Das allgemeine Bewußtsein von der Mangelhaftigkeit der englisch-indischen Rechtspflege preßte den Engländern im Innern des Landes einen Schrei des Entsetzens und Unwillens aus. Man hat die englisch-indische Regierung je und je in Verdacht gehabt, als sei ihr die Niederlassung englischer Privaten als Pflanzer u. s. w. ein Dorn im Auge, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es ihr zuwider sei, wenn ihr irgend Jemand zu genau auf die Finger sehe. Daß einzelne Beamte so gedacht und gehandelt haben und noch immer so denken und handeln, unterliegt wohl kaum einem Zweifel. Es war daher so unnatürlich nicht, wenn

engliſche Privatleute im Innern des Landes Angeſichts des neuen Geſetzvorſchlags unter andern auch die ängſtliche Frage erhoben: Wie, wenn der engliſche Richter an der Spitze des Provinzial-Gerichtshofs, vor den ich geſtellt werde, mich zu fürchten Urſache und ſomit zu unterdrücken ein Intereſſe hat? „Indien iſt ein Ort, wo Ungerechtigkeit für ein ſchläfriges Gewiſſen ziemlich leicht gemacht werden kann; man fabricirt die allerſcheinbarſten Ausſagen und die allertriftigſten Beweiſe, ſo daß ſelbſt derjenige, den keine Furcht des eignen böſen Gewiſſens in Verſuchung führt, Mühe hat das Lügengewebe der Eingebornen bis auf die letzten Fäden zu verfolgen."

Man hielt daher Verſammlungen über Verſammlungen, um der engliſch-indiſchen Regierung zu „demonſtriren", daß ſie kein Recht habe britiſche Unterthanen der Criminal-Gerichtsbarkeit ihrer Gerichtshöfe, wie ſie damals waren, zu unterwerfen. In Bombay ſelbſt vereinigte man ſich zu einer Addreſſe an den General-Gouverneur, deſſen Ankunft mit jedem Tage erwartet wurde. Ein gewiſſer Freeman in Calcutta drohete, in eben nicht löblicher Weiſe, mit dem fernen Donner der europäiſchen Revolution — und mit dem Schreckbilde der bald bevorſtehenden Erneuerung der Charte. „Wenn die Regierung heute ſtatt des engliſchen Codex den muhamedaniſchen einführt, wer ſteht dafür, daß ſie nicht morgen an die Stelle der Taufe die Beſchneidung ſetzt!" Ja er ſprach es gradezu aus, daß dieſes Geſetz die Niederlaſſung engliſcher Privat-Perſonen in Indien hindere; es ſei ſomit auf der einen Seite entſchieden gegen das Intereſſe der heimiſchen Kaufleute, auf der andern aber auch ein offenbarer Schade für die Eingebornen, die auf dieſe Weiſe des „hebenden Einfluſſes" britiſcher Anſiedler entbehren müßten.

Ich ſelbſt erlaube mir in Bezug auf den letztern Punkt ein

großes Fragezeichen zu machen. Ob nicht der schlimme Einfluß britischer Ansiedler, bei Lichte besehen, der größere ist? Die Moral der Eingebornen würde, meines Erachtens, auch dann nur wenig gewinnen, wenn weit edlere Beweggründe, als es in der Regel wirklich der Fall ist, den Engländer nach Indien zögen — und wenn nicht ein einziger englischer Kaufmann in Ostindien mit Opium handelte[42]!! Der üble Einfluß, den die Vertrautheit mit dem europäischen Luxus sicherlich übt, würde auch so dem guten Einfluß, den die Bekanntschaft mit der europäischen Sittlichkeit allenfalls üben kann, bei weitem überwiegen. Wann werden doch christliche Journalisten diese einfache aber große Lehre lernen!

In der letztern Zeit haben sich auch ein paar Deutsche, der eine ein Baier, der andre ein Schweizer, als Kaufleute in Bombay niedergelassen[43]; ein deutscher Jude aber macht den Juwelenhändler. Der Letztere hatte damals einen Sattel zu verkaufen, an welchem die Steine allein 56,000 Rupi's werth waren.

In Ostindien ist nur das modig, was von Perlen und Juwelen blitzt.

Die Regierung und das Volk in der Bombay-Präsidentschaft.

In den Präsidentschaften von Madras und Calcutta stehen muhamedanisches und brahmanisches Gesetz unvermittelt nebeneinander, und nur nachträgliche Verordnungen des General-Gouverneurs auf Antrag seines gesetzgebenden Rathes schleifen allmäh-

lich die ſcharfen Ecken weg und durchdringen beide Seiten je länger je mehr mit dem Geiſte chriſtlicher Billigkeit. In der Präſidentſchaft von Bombay dagegen wurden die vorgefundenen Beſtimmungen für die Rechtspflege durch den Geſetzcodex des Gouverneurs Elphinſtone mit einem Male beſeitigt.

Man darf aber ja nicht meinen, daß in einer möglichſt ſchnellen und vollſtändigen Angliſirung des Geſetzes das Heil der indiſchen Rechtspflege zu ſuchen ſei. Der Engländer betrachtet das Geſchwornen-Gericht als die Krone engliſcher Einrichtungen „aus den Tagen des großen Alfred" (?), und hängt daran mit ſchwärmeriſcher Verehrung. Gleichwohl weiß ein Jeder, daß in den Tagen der Tudor's, der Stuarts, beſonders aber unter der Regierung Karls II. und Jakobs II., die Geſchwornen-Gerichte ſich zu Werkzeugen der gröbſten Ungerechtigkeit gebrauchen ließen. Erſt als der geſellſchaftliche Ton ſich entſchieden gehoben hatte und die öffentliche Meinung den Machthabern gegenüber eine Macht geworden war — etwa ſeit dem Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts — fingen die Geſchwornen-Gerichte an, die Wirkung, die von Anfang an beabſichtigt war, einigermaßen auf die Volksgemeinde zu üben. Sollte aber Indien, wo Stamm, Religion und Kaſte die Intereſſen hundertfach ſpalten, und wo Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit unter dem Volke faſt zur Fabel geworden ſind, für eine Rechtspflege auf dem Wege der Geſchwornen-Gerichte reif ſein?

Man ging eben, als ich in Bombay war, in dem geſetzgebenden Rathe zu Calcutta damit um, die Geſchwornen-Gerichte, die Lord William Bentink dem Lande geſchenkt, zu verbeſſern und auszudehnen. Die Einrichtung war nie populär geweſen. Von 1216 Fällen, die im Jahre 1847 vor den Seſſions-Judge gebracht wurden, waren nur 188 vor einem Geſchwornen-Gerichte unterſucht worden. Der neue Jury-Act, der zu Anfang des Jahres

1850 in Kraft treten sollte, beabsichtigte die Theilnahme an dem Geschwornen-Gerichte durch Geldstrafen zu erzwingen, indem er jedoch nach wie vor den Gebrauch oder Nichtgebrauch desselben in das Belieben des Verklagten stellen wollte. Der theilweise Zwang zum Genuß einer Würde, die man nicht zu würdigen weiß, kann die Einrichtung schwerlich populärer machen.

„Das Gesetz," so ließ sich damals ein Eingeborner öffentlich vernehmen, „stellt die Beilegung von Streitsachen auf dem Wege des Schiedsgerichts frei; diese Erlaubniß aber ist des allgemeinen Sittenverfalles wegen ohne wirklichen Nutzen. Wenn man auch dazu geneigt wäre, einen Streit vor dem Panschat schlichten zu lassen — es ist ja unmöglich einen Eingebornen zu finden, auf dessen Redlichkeit sicher zu bauen wäre."

Die Stimme dieses Eingebornen über die Zustände seines eigenen Volkes ist fast zu hart. So viel aber steht felsenfest: das erste Hinderniß zu einer bessern Rechtspflege liegt in den Zuständen der Eingebornen selber.

Andere Stimmen aus dem Volke freilich — und diese bilden weitaus den Chorus — gehen aus einer ganz andern Tonart. Sie schieben alles Elend in dieser Beziehung der englischen Regierung in die Schuhe, deren Rechtspflege allzu kostspielig, langwierig, buchstabenkrämerisch, zeugenpeinigend sei. „Hinweg mit der Gerechtigkeit der englischen Regierung. Besser offene Ungerechtigkeit als solch ein leeres Schauspiel von Gerechtigkeit. Es geht ein Gerücht unter unserm Volke daß, nachdem die Engländer das Land der Peischwas erobert hatten, ein gewisser Richter zu Ratnagiri zu beiden Seiten seiner Gerichtsstube zwei Bilder aufhing. Das eine stellte einen ganz Nackenden, das andere einen nur Halbbekleideten dar. Man frug den Richter, was er damit meine; dieser erwiederte: „„der ganz Nackende bezeichnet den, der

seinen Proceß verloren, der Halbbekleidete dagegen den, der ihn gewonnen hat. Das ist die Gerechtigkeit, die wir hier üben.""

Der Geograph Ritter bemerkt bei Gelegenheit der Elphinston'schen Reformen in Bombay:

„Vielleicht daß eben hieraus für Bombay eine neue Gefahr hervorgeht, wenn bei der noch vorhandenen niedern Stufe der Entwicklung statt Humanität Frechheit das Ergebniß der Milde sein sollte — was der trübe Blick der Gegenpartei wenn auch nur vermuthet." Nun, die vorerwähnte Stimme, die jedenfalls unverschämt genug ist, läßt sich vielleicht als einer von vielen Belegen dazu betrachten. Das „trübe" Auge der Gegenpartei hat wohl nicht durchweg zu schwarz gesehen.

Man wolle mich aber ja nicht so verstehen, als meinte ich, die englische Rechtspflege könnte bei den einmal vorhandnen Zuständen der Eingebornen nicht besser sein und nicht besser werden. Die Regierung wäre es dem Lande mindestens schuldig, die Zahl der europäischen Richter zu vermehren und so dem Unfuge der eingebornen Collegen, die mit beiden Händen Bestechungen annehmen, nach Kräften zu steuern. Die Sache ist auch finanziell nicht im mindesten schwierig, denn die bisherigen Gehalte, die bis ins Ungeheure gehen, lassen sich ohne alle Besorgniß, man möchte dadurch zur Bestechlichkeit reizen, ziemlich lang beschneiden. Mit der bloßen Vermehrung der europäischen Richter freilich ist es nicht gethan; man nöthige sie die Sprache des Landes gründlich zu lernen, und benehme ihnen nicht durch häufige Versetzung in ein ganz anderes Sprachgebiet die Lust und den Muth dazu."

Man muß der Bombay-Regierung das Zeugniß geben, daß sie trotz ihrer übertriebenen Angst vor den Vorurtheilen der Eingebornen gewisse Zumuthungen des Kastendünkels in Bezug auf die Gerichtsstube entschieden von der Hand gewiesen hat. Bis

zum Jahre 1843 nämlich ging die Unsitte ziemlich allgemein im Schwange, den sogenannten „Kastenlosen", mochten sie nun als Kläger, als Verklagte oder als Zeugen auftreten, den Eintritt in die Gerichtsstube zu versagen.

Dagegen gereicht es der englischen Regierung ganz und gar nicht zur Ehre, daß unter ihr der Gebrauch berauschender Getränke in auffallender Weise zugenommen hat. Selbst Brahminen scheuen sich nicht mehr vor dem „Feuertranke"; sie weihen ihn zuerst der Devi, um ihm so den Stachel für ihr zartes Gewissen zu nehmen. Unter der Regierung des Peischwa beschränkte man die Erlaubniß zum Verkauf berauschender Getränke auf ein paar Orte; jetzt — so klagt man bitterlich — sind derlei verführerische Genüsse „in jedem Gäßchen" zu haben.

„Die englische Regierung gleicht dem Thiere, das seine eigenen Jungen hinunterschlingt; im Geiste äußerster Selbstsucht sucht sie nur ihre Koffer zu füllen." Solche und ähnliche Lectionen muß sich nun die christliche Regierung von dem sittlich strengeren Theile der Heiden gefallen lassen. Sie hat aber, Gott Lob! schon im Jahre 1838 einzulenken angefangen. Im September desselben Jahres nämlich wies man von Bombay aus sämmtliche Collectoren im Innern des Landes an, der Bereitung und dem Verkauf berauschender Getränke möglichst zu steuern. Die Bhundari's sollten das unbeschränkte Recht der Brennerei hinfort nicht mehr haben, kein Erlaubnißschein zum Verkauf berauschender Getränke sollte in Zukunft ohne ausdrückliche Genehmigung der Regierung gegeben werden, und — was sehr wichtig ist — die paar Läden, die man nothgedrungen noch ferner gestatten würde, sollten allesammt den Augen des Publicums offen liegen, damit so der Besuch derselben von der öffentlichen Meinung in Schranken gehalten würde. Die Verordnung war gut, und es ist bloß

Schade, daß sie bis daher großen Theils ein todter Buchstabe geblieben.

Die Regierung erlaubte damals den in ihrem Dienste stehenden Hindus fünfzehn, den Muselmännern elf und den Christen sechs jährliche Feiertage. Wir wollen nicht hoffen, daß mit dieser Scala eine richtige Abstufung ihrer Sympathien gegeben sei.

Man geht oft zu weit in der Anschuldigung der Regierung in Bezug auf ihre Betheiligung am Götzendienste. Ein Reisender fand auf einer kleinen Insel des Godavery bei Kopergaum einen Wischnu-Tempel, an den die englische Regierung „zur Sicherung des rechtgläubigen Wischnu-Dienstes" monatlich 100 Rupies zahlte, und außerdem noch andere Heiligthümer, deren Priester „zur Erarbeitung eines Stocks von Gerechtigkeit" 410 Rupien von eben dorther empfingen. Er frug öffentlich an: ob denn die Regierung, welche vierzig heidnische Priester zu mästen für gut befinde, an die Götter jener Priester erfahrungsmäßig glaube? Die Sache ist aber die: die Regierung zahlt jene Gelder keineswegs aus ihrer Tasche, sondern aus den Einkünften der Tempelgüter, die in ihren Händen sind. So scheint es nur recht und billig, daß sie auch den heidnischen Tempeln das Ihrige zukommen läßt, aber es ist nicht fein und löblich, daß sie sich an der Verwaltung heidnischer Tempelgüter irgendwie betheiligt, — mögen auch, im Falle der Nichtbetheiligung, die Einkünfte derselben zum großen Theile in die Privattaschen der heidnischen Verwalter fließen.

Grant Duff erzählt uns in seiner Geschichte der Marathas, daß Dabhade Senapati einige tausend Brahminen mehrere Tage lang zu Tullygaum bei Puna zu füttern pflegte. Badjirao setzte nach seinem Siege über Dabhade diese jährliche Spende (Dakschina) fort, indem er besondere Gaben für allerlei Gelehrte hinzufügte. Madhu Rao beschränkte die Schenkung größtentheils auf

arme Brahminen, die sich durch Wissen, Sittlichkeit und Heiligkeit auszeichneten; allein unter Badjirao II. artete sie abermals fast ganz in eine abergläubische „Brahminen-Fütterung" aus.

Auch die britische Regierung wollte es mit den Brahminen nicht ganz verderben; sie machte aber Gelehrsamkeit hinfort zur unerläßlichen Bedingung für die Theilnahme an der üblichen Spende und verwandte einen Theil derselben zur Errichtung einer Sanscrit-Schule zu Puna (1821).[45] Eine erklärte Absicht dabei war es, „sich die Anhänglichkeit gelehrter Brahminen zu sichern, die durch den Regierungswechsel schwer gelitten hatten; und auf die Gesinnung des Volkes im Großen und Ganzen einen bedeutenden Einfluß übten."

Die Sanscrit-Schule, die hauptsächlich die alte Literatur erhalten und durch die alte der neuen aufhelfen sollte, wollte trotz aller Reformen die erwünschten Früchte nicht tragen. Fast Alle, die daraus hervorgingen, zeigten sich als die thätigsten Freunde des altväterlichen Aberglaubens und als die entschiedensten Feinde nützlichen Wissens, wohlthätiger Reformen und — der britischen Regierung selbst, die sie ja mit dem fettesten Mark der alten heiligen Literatur genährt hatte. Das Studium des Sanscrit in der Schule zu Puna, von eingebornen Gelehrten geleitet, hatte nämlich von vornherein einen religiösen Charakter, und die nachträglichen Versuche des Major Candy, der im Jahre 1837 die Leitung in seine Hände nahm, dieser quasi hindu-theologischen Facultät ein wenig Englisch und Marathi aufzupfropfen, wollten nicht nach Wunsch verfangen. Man suchte die Aufmerksamkeit der Studenten nebenbei auch auf europäische Medicin, Astronomie u. s. w. zu lenken. Umsonst. Was kümmerten sich die „Zweigebornen" um das copernicanische System der Barbaren! Man seufzte nach den glorreichen Tagen der Pandava's, wo die Brah-

minen wie Götter geehrt wurden, und Könige und Königreiche unter ihren Flüchen zitterten. Hinweg mit Dampfschiffen, Eisenbahnen und Druckerpressen!

Im Jahre 1849 hatten die Schüler des englischen Seminars zu Puna im Sinne, die Regierung zu bitten, sie möchte doch die jährliche Spende von 3000 Rupi's, die bisher nur dem Müßiggang einiger Brahminen Vorschub geleistet habe, mit dem Aussterben der bisherigen Empfänger zu einem bessern Zwecke, etwa zu Prämien für solche, die sich in nützlichem Wissen auszeichnen, künftighin zu verwenden geruhen. Allein die Priester zu Puna erregten die wüthende Menge wider sie; man drohte den „Atheisten" mit Verstoßung aus der Kaste. Erschrocken zog einer nach dem andern seinen Namen zurück. Auch Schüler des Sanscrit-Collegiums hatten mit dem Pöbel gemeinsame Sache wider die Schüler des englischen Seminars gemacht; da gingen der Regierung die Augen etwas weiter auf.

Schon um Mitte des Jahres 1851 verband man nun die Sanscrit-Schule zu Puna geradezu mit dem dortigen englischen Seminar und fügte außerdem eine vollständige Marathi-Abtheilung bei, damit nicht das mitzutheilende Wissen im Innern der Schüler versumpfen, sondern einen Canal zum freien Ausströmen unter das Volk finden möchte. Auch so noch sollte es den Sanscrit-Schülern frei stehen, ob sie an dem englischen Unterricht Theil nehmen wollten oder nicht, aber die hl. Sprache sollte hinfort bloß in philologischer Weise betrieben werden. Eine gleiche Freiheit wurde den englischen Schülern in Bezug auf das Sanscrit gestattet. Von dem Studium des Marathi aber sollte Niemand entbunden werden.

Schade, daß man in Bezug auf das Sanscrit in das entgegengesetzte Aeußerste verfallen ist. Zwischen dem rein sprachlichen

und dem hindu-theologischen Studium liegt das historische mitten inne. Wie lehrreich könnte dasselbe von einem tüchtigen europäischen Lehrer gemacht werden! Viel wäre schon gewonnen, wenn dabei auch nur der Eine Gedanke klar würde, daß das indische Religionssystem aus der Naturanschauung entsprungen ist, daß es im Laufe der Zeiten sich unter mancherlei historischen Einflüssen gemodelt hat, und daß sich auch durch die wirrsten Irrthümer ein rother Faden der Wahrheit zieht.

Die Regierung hat 5880 Rupi's jährlicher Unterstützung für arme Schüler an jener Anstalt ausgesetzt, die von nun an den Titel „Puna-College" führt und mit einer Normal-Schule zur Anlernung eingeborner Lehrer versehen ist. Nicht unbedeutende Prämien sollen überdieß die befähigten Schüler zur Verfassung nützlicher Schriften in der Volkssprache anfeuern. Leider sind die oben erwähnten 5880 Rupi's Stipendien größtentheils „armen Brahminen" durch eine ausdrückliche Bestimmung gesichert worden.[46] Was doch für einen unaustilgbaren Respect die englische Regierung vor den indischen Erdengöttern hat! Aufrichtiges Mitleiden mit den „schweren Verlusten, die sie durch den Regierungs-Wechsel erlitten haben," ist dabei schwerlich im Spiele.

In der Anstalt zu Bombay, die dem Gouverneur Elphinstone zu Ehren „Elphinstone-Institution"[47] heißt, tritt das Sanscrit fast ganz in den Hintergrund. Sie enthielt zu meiner Zeit. 705 Zöglinge in einer untern, 160 in einer mittlern und 51 in einer obern Abtheilung, die man mit dem Namen eines „College" zu schmücken beliebt hat. Fast alle leider, denen es nicht gelingt, sich durch die erforderliche Prüfung eine Freistelle in dem College zu erringen, verlassen die Anstalt, nachdem sie die beiden untern Abtheilungen durchgemacht haben, was sich bei leidlichen Anlagen und mäßigem Fleiß in einem Zeitraume von vier bis sechs Jahren

thun läßt.' Sie ſind dann mit den Werken ihrer eigenen Literatur ein wenig bekannt, haben die erſten Elemente des Sanſcrit inne, verſtehen ein leichtes engliſches Buch, wiſſen etwas Geographie, Geſchichte und Naturlehre, ſind bis zu den quadratiſchen Gleichungen vorgedrungen und haben fünf Bücher des Euklid — wenn nicht verdaut — doch vorſchriftsmäßig genoſſen.

Was wird dann aus einem Solchen? Wir wollen es uns von einem Eingebornen ſelber ſagen laſſen:

„Ein Hinduknabe wird zur Schule geſchickt, um die erſten Elemente einer engliſchen Erziehung zu empfangen. Seine Eltern, eng und ſelbſtſüchtig in ihren Anſichten von dem Werth der Wiſſenſchaft, wollen weiter nichts, als daß er ſich die drei großen Erforderniſſe des praktiſchen Lebens zu eigen mache: Leſen, Schreiben und Rechnen, um ſich ſo für den ausgezeichneten Poſten eines Schreibers mit 20 Rupi's monatlichen Gehalts geſchickt zu machen. Wie ſind ſeine Eltern ſo ſtolz, ihn mit einemmale als unabhängigen Mann zu ſehen, und wie ſchwillt er ſelbſt vor lauter Wohlgefallen in ſich auf! Die Bücher werden nun vor allen Dingen bei Seite gelegt; der Zweck, dem ſie dienen ſollten, iſt ja erreicht. Er geht um zehn Uhr in ſein Bureau und kommt um fünf bis ſechs Uhr ermüdet wieder. Der Tag endet im beſten Falle mit elendem Geſchwätz, im ſchlimmſten mit einer ſündlichen Nacht voll Spiel und Ausſchweifung."

Ich hatte Gelegenheit einer Prüfung für Collegial-Freiſtellen beizuwohnen. Die meiſten der Bewerber waren Parſis; unter den Hindus bemerkte ich mehrere Banjanen mit rother Kopfbedeckung. Nur Ein Muſelmann hatte ſich eingefunden. Der damalige Vorſteher der Anſtalt, Green, ein eifriger und durchgreifender Mann, meinte: die Hindus ſtudiren beſſer, aber die Parſis ſind Leute des Lebens. Parſis bildeten damals die Mehrzahl unter den dreizehn

eingebornen Lehrern der Anſtalt. Etwa weil ſie praktiſcher ſind? Der Lehrgang des College iſt auf vier Jahre berechnet. Geſchichte und Literatur, Logik, politiſche Oekonomie, Mathematik, Phyſik, Chemie und Botanik ſind die Gegenſtände, die darin gelehrt werden. Vollkommen genug, um jungen Hindus, denen die europäiſche Wiſſenſchaft das Herz gründlich leert oder doch leer läßt, den Kopf bis zum Schwindel zu überfüllen. Es empört mich noch heute, wenn ich daran denke, mit welcher vornehmen Nonchalance die ausgezeichnetſten Zöglinge des College — meiſt Parſis — den Preis ihres Talentes und Fleißes aus den Händen des General-Gouverneurs, der der öffentlichen Prüfung beiwohnte, in Büchern geſchichtlichen, poetiſchen und philoſophiſchen Inhalts entgegenzunehmen beliebten. Der edle Lord Dalhouſie, General-Gouverneur und nebenbei „Lordpatron der Freimaurerloge in Oſtindien", ſtand bei weitem beſcheidener da.

Ich habe ſelbſt aus der Feder eines Heiden eine bittere Klage über die ſittliche Bodenloſigkeit derer geleſen, die in den Regierungsſchulen erzogen werden. „Ihre eigne Religion wird ihnen entzogen und eine andre nicht eingepflanzt; wie kann man da erwarten, daß ihr Betragen von ſittlichen Grundſätzen, die auf Gottesfurcht beruhen, geleitet werde." Sonderbar! Ich fand in der Anſtalt ſelbſt ein ſogenanntes „Moral-Claß-Book" vor, deſſen Einleitung ganz richtig ſagte, daß es ohne Religion keine wahre Sittlichkeit gebe. Als ob der „Board of Education", unter deſſen oberſter Leitung das geſammte Unterrichtsweſen in der Präſidentſchaft ſteht, vor ſeinen eignen Schulen warnen wollte.

Henderſon, einer der tüchtigſten europäiſchen Lehrer an der „Elphinſtone-Inſtitution", gab während meines Aufenthalts in Oſtindien ſeine Verbindung mit jener Anſtalt „Gewiſſenshalber" auf. Er wollte kein „junges Hindoſtan" in ſittlicher und politi-

ſcher Beziehung heranbilden helfen. Vielleicht, daß auch der Regierung ſelber die Augen aufgehen, wenn ſie ſich erſt eine noch größere Anzahl freigeiſteriſcher Demagogen wird auferzogen haben.

Die Regierung freilich hat hiebei keinen ganz leichten Stand, dafern ſie nicht etwa — gegen ihr nächſtes Intereſſe — ihre bisherigen Verſuche, die Eingebornen in den Kreis europäiſcher Bildung hereinzuziehen, ſo gut wie fallen läßt. Daß ſie *berechtigt* wäre ihren Unterthanen die europäiſchen Wiſſenſchaften nur unter der Bedingung feilzubieten, daß man den chriſtlichen Religions-Unterricht mit in den Kauf nehme, wer wollte das beſtreiten? Auch wäre durchaus nicht zu fürchten, daß eine ſolche Maaßregel die Regierungsſchulen völlig leeren würde. Wozu ſich die Eingebornen in den Miſſionsſchulen ſchon ſeit längerer Zeit verſtehen — warum ſollten ſie ſich davor in den Regierungsſchulen ſträuben, vorausgeſetzt nämlich, daß auch die letztern den Unterricht ganz umſonſt zu geben ſich entſchlöſſen? Es frägt ſich aber, ob ein ſolches Verfahren ſeitens der Regierung im Großen und Ganzen wahrhaft frommen würde. Die Stellung der Regierung zu den Eingebornen iſt jedenfalls eine andre, als die einer Privatgeſellſchaft. So muß denn, was für die eine recht iſt, nicht unbeſehens auch für die andre billig heißen.

Man hat der Regierung den Vorſchlag gemacht, ſie ſolle wenigſtens eine „freiwillige Bibelklaſſe" einführen; allein wie Viele würden daran Theil nehmen! Die ganze Maaßregel könnte faſt nur den Sinn eigner Gewiſſens-Verwahrung haben.

Ich weiß nicht, ob die Regierung dem Geſchichtslehrer in der Elphinſtone-Inſtitution auch nur geſtattet, die Weltgeſchichte im *Lichte* des Chriſtenthums vorzutragen. Sie fürchtet ſich jedenfalls viel zu viel vor der ſogenannten „Einmiſchung." Die ganze britiſche Regierung in Oſtindien iſt ja nichts als Ein großer,

fortgeſetzter Akt der Einmiſchung. Sie hat Griffe gethan — und thut ſie fortwährend, — die dem armen Hindu bei weitem mehr ans Herz und ans Leben gehen, als die gelegentliche Anhörung chriſtlicher Gedanken, mit denen ſich am Ende viel leichter fertig werden läßt, als etwa mit der Auflage der „Werkzeug-Steuer."

Das mit dem Hoſpital verbundene „Grant Medical College" unter Dr. Moreheads Leitung zählte damals 22 Zöglinge: 10 Hindus, 9 Parſis und 3 Hinduportugieſen. Man fürchtete, die Zahl derſelben würde nicht leicht zunehmen. Der Unterricht nämlich wird mittelſt der engliſchen Sprache ertheilt, und diejenigen, die derſelben inſoweit mächtig ſind, daß ſie mediciniſchen Vorleſungen darin zu folgen vermögen, können mit Leichtigkeit ein Aemtchen mit 25 Rupis monatlichen Gehalts erhaſchen, während die Zöglinge des „Medical College" nur 7, höchſtens 12 Rupis zu ihrem monatlichen Unterhalt empfangen und am Ende ihrer Studien — ſo fürchtete man anfangs — nicht ganz ſicher auf eine gute Anſtellung zu rechnen im Stande ſind. Dazu kam eine faſt unüberwindliche Scheu der Hindus und Parſis vor der anatomiſchen Zergliederung des menſchlichen Körpers. Gerade zu meiner Zeit hielt man zum erſtenmale kliniſche Vorleſungen, und ein oder zwei Jahre ſpäter entließ das College die erſten acht Graduaten: drei Hindu-Portugieſen, drei Hindus und zwei Parſis, mit der Anwartſchaft auf den neuerrichteten Poſten eines „Unter-Hülfswundarztes" mit einem monatlichen Gehalt von 100 Rupis für den Anfang und einer beſtimmten Ausſicht auf weitere Beförderung. Die Halle war, als man den jungen Leuten ihr Diplom überreichte, zum Erdrücken voll, und der Hauptrichter, der bei dieſer Gelegenheit den Vorſitz führte, gratulirte in ächt engliſcher Uebertreibung der engliſchen Verdienſte um die Bildung der Eingebornen, daß nun „der zweitauſendjährige Schlummer der Hindus zu Ende gehe."

So viel über die Stellung der engliſchen Regierung zu den geiſtigen Intereſſen des Volkes. Wie nimmt ſie denn die materiellen Intereſſen wahr?

Ich habe Einzelne ſagen hören, daß die von Maratha-Fürſten regierten Landſtriche bei weitem blühender ſeien als die den Engländern unterworfenen Provinzen. Auf ſolche Ausſagen der Eingebornen iſt nicht allzu viel zu geben, und da ich nicht die Mittel hatte, obige Behauptung an der Wirklichkeit zu meſſen, ſo mag ſie auf ſich beruhen.

Es iſt bekannt, daß die Politik der Engländer, als eines Handelsvolkes, in Oſtindien darauf hinausgeht, die Manufakturen der Eingebornen durch engliſche je länger je mehr zu verdrängen. An manchen Orten, wo der Weber ſonſt ſeine 10 — 25 Rupis monatlich verdiente, muß er ſich nun ſchon mit 3 — 5 Rupis begnügen. Ein gewaltiger Unterſchied!

Kaufmänniſche Klugheit ſowohl als gemein menſchliche Barmherzigkeit machen es daher den Engländern zur Pflicht, zum Erſatz für die Unterdrückung der Manufakturen nun wenigſtens den Ackerbau zu heben.

Thun ſie das? Antwort: Ach leider nicht nach Kräften. Es iſt nicht ſo ſehr die ſchwere Abgabe, welche den Ackerbauer zu Boden drückt, als die Zahlung derſelben in baarem Gelde. Ueber baares Geld hat der arme Mann nicht zu verfügen. Wie ſoll er dazu gelangen? In ſehr leichter Weiſe. Da wohnt ein wohlhabender Reishändler dicht neben ihm; der ſtarrt von Schmutz und ſieht faſt wie ein Bettler aus, hat aber Geld die Fülle und dazu die größte Luſt damit zu helfen. Er macht nur eine kleine Bedingung, die nämlich, daß der Bauer ſeinen Reis für einen Spottpreis hergebe — und zwar die ganze Ernte, um ſo mindeſtens einen Theil der alten Schuld ſammt den aufgehäuften

Zinsen zu tilgen. Der arme Bauersmann hat weiter keine Wahl, und er ist am Ende auch gar wohl zufrieden. Der gute Freund, der heuer den Reis in klingende Münze verwandelt und damit seine Steuern bezahlt, ist zu gleichem Liebesdienste auch das nächste Jahr bereit. Außerdem will er ihm ja, so viel er bedarf, von seinem Reis um den gewöhnlichen Marktpreis wieder ablassen. Wie gütig! Schade nur daß, sobald weit und breit der Reis aus den Händen der Bauern in die Hände der Händler gewandert ist, der Marktpreis mit einem Male hoch hinaufgeht. Wehe wenn nun der Regen zu seiner Zeit etwas dürftig ausfällt! So kostet dieselbe Quantität, die der Bauer für einen Gulden hingeben mußte, mindestens zwei. Das kann und will der arme Mensch nicht geben. Da hilft ihm sein treuer Freund von neuem aus. Er bietet ihm eine billigere Sorte an, die er, gerade für einen solchen Nothfall, 8 — 10 Jahre hat liegen lassen. Der himmlisch-gute Reishändler!

Ich frage im Namen der Menschlichkeit: Warum erlaubt man dem armen Bauer nicht, die schwere Steuer allenfalls in Reis, wenn auch immerhin zu einem mäßigen Preise, an die Regierung zu entrichten? Eben in diesem Jahre herrscht in Folge einer gänzlichen Mißernte wieder eine furchtbare Theurung in Indien; die hungernde Menge hat hie und da die Magazine der Reishändler gestürmt und geplündert, und die Regierung Reistransporte, die zur Ausfuhr bestimmt waren, aufgegriffen und an die Darbenden verkauft. Zu solchen Zwangsmitteln brauchte es hinfort nicht wieder zu kommen, wenn zur Zeit der Noth die Regierung selbst wohlgefüllte Reisspeicher öffnen und somit dem Reiswucher Maaß und Ziel zu setzen im Stande wäre.

Die Engländer könnten aber zur Hebung des Landes noch weit mehr thun. Viele Flüsse verschütten den größten Theil des

jährlichen Monſum-Segens in die Salzfluth und verwüſten dabei ſtets das Flachland. Was für eine Wohlthat, wenn man dem überflüſſigen Lebensblut einen künſtlichen Körper mit weitverzweigten Adern und Gefäßen ſchüfe, ich meine, wenn man das überflüſſige Waſſer in Kanälen und Teichen über das umliegende Land hinführte und ſo auf der einen Seite das lechzende Erdreich befruchtete, auf der andern Seite aber dem Ungeſtüm der Monſum-geſchwellten Flüſſe wehrte!

Neben dem Bau von Bewäſſerungsanſtalten ſollte man aber auch die Herſtellung der nöthigen Landſtraßen, ſowie überhaupt einer guten und billigen Verbindung über das ganze Land hin eifrigſt betreiben. Es iſt nicht genug, daß man die Zeugungskraft des Landes erhöhe, man muß auch den Austauſch der Erzeugniſſe ſelbſt zu fördern ſuchen. Eiſenbahnen freilich thun es in Indien nicht — ſchon deßhalb nicht: „Eilbeförderung iſt ein Luxusartikel und Indien iſt gegenwärtig zu arm, um für Luxusartikel zu zahlen.“

Aber auf Eiſenbahnen hat ſich das engliſche Publicum in ſeinem *eigenen kaufmänniſchen Intereſſe* geſetzt. Gerade als ich in Bombay war, ſtampfte man in allen Blättern mit den Füßen, daß der Bau der Eiſenbahn — zunächſt von Bombay bis Kalliani — wieder auf ein Jahr hinausgeſchoben ſchien. „Weſſen Wagen ſteht denn im Wege?“ ſo frug man entrüſtet, indem man nicht recht wußte, ob man ſeinen Aerger über die „ehrenwerthen Zwanzig und Vier“ im oſtindiſchen Hauſe, oder über den königl. „Board of Control“ ausgießen ſollte. Denn nur wenn „die Weſtküſte Oſtindiens mit Eiſenbahnen verſehen wird, iſt ſie im Stande, es mit den Vereinigten Staaten auf den Baumwollenmärkten aufzunehmen. Darum *müſſen* Eiſenbahnen gebaut werden, oder das Land geht zu Grunde.“ [48]

Mit der beabsichtigten Eisenbahn zwischen Tankaria-Bander und Baroda, einem der fruchtbarsten Gebiete des westlichen Indiens, war es damals noch viel weiter im Felde.[49] Die Kapitalisten in Guzerat zeichneten eben nur unter der Bedingung, daß die Regierung auch hier, wie bei der Eisenbahn zwischen Bombay und Kalliani, fünf Procent im Voraus sicherte und eine Verbindung mit der Bombay-Linie zu Stande käme.

Daß die Kaufleute zu Bombay große Erwartungen an das Eisenbahnnetz knüpften, womit sie namentlich die Baumwollendistricte des westlichen Indiens übermaschen wollten, kann man nicht unnatürlich finden. Sehr befremdlich aber klingt es jedenfalls, wenn der Oriental Spectator, herausgegeben in Verbindung mit der Mission der schottischen Freikirche zu Bombay, unter der Rubrik „Religious Intelligence" die Bildung eines Eisenbahn-Comités im Jahre 1845 mit folgenden Worten anzeigt:

„Viele sollen hin- und hergehen und Erkenntniß soll sich mehren. So sagt der Prophet. Er meint ohne Zweifel die Erkenntniß Gottes. Die Erfüllung dieses Wortes hat schon begonnen; aber schnell herbeieilende Jahre verheißen eine noch merkwürdigere Erfüllung."

Was für Fische gedenkt man denn in dem indischen Eisenbahnnetz dereinst zu fangen? Die Leichtigkeit, mit welcher der Missionar auf den eisernen Schienen ins Land hineinzugleiten vermag, wird durch anderweitige Nachtheile mehr als aufgehoben. Die Eisenbahnen werden am Ende ein paar Eingeborne noch reicher, Hunderte dagegen viel ärmer machen. Das Schlimmste aber, was in ihrem Gefolge sicherlich kommt, ist der Geschmack an dem europäischen Luxus, der dem englischen Kaufmann den Koffer füllt, dem armen Hindu aber die Taschen leert und bei der Unerschwinglichkeit der Mittel, die zur Verschaffung desselben unentbehrlich

ſind, ihn zu Lug und Trug ſtachelt. Der Kerkermeiſter zu Colombo auf Ceylon weiß es aus ſeinen Liſten zu beweiſen, daß die unvermittelte Einführung des europäiſchen Luxus unter ein ſittlich verfaultes Heidenvolk nicht ſowohl eine Vermehrung der Betriebſamkeit, ſondern vielmehr der Schurkerei zur Folge hat.

Zu Anfang dieſes Jahres hieß es in den öffentlichen Blättern: der Eiſenbahn- und Telegraphenbau ſchreitet rüſtig voran, und viele Fürſten des Landes kommen nach Bombay, um die „europäiſchen Wunder" anzuſtaunen; der Radja von Dharr campirt eben jetzt mit einem glänzenden Gefolge von 2000 Köpfen vor der Stadt.

Einen altgläubigen Brahminen vom Lande aber hörte ich ſchon damals klagen:

„Wehe, Wehe! Alles geht in dieſem entarteten Zeitalter zu Grunde. Man hört nur von Landſtraßen, Dampfſchiffen u. dgl. Dingen; blicke wohin du willſt — du findeſt europäiſches Zeug und chineſiſches Gut. Doctoren und Apotheker, wunderbare Maſchinen, Poſtanſtalten und Druckerpreſſen auf allen Seiten. Jeder hat ein Buch in der Hand und denkt, er muß den Gelehrten ſpielen."

Ein aufgeklärter Spaßmacher dagegen warnte alle Hindupilger im voraus vor dem Gebrauch der Eiſenbahn, die erſt werden ſollte.

„Es war einmal ein reicher Mann, der wollte doch auch eine Pilgerfahrt nach Benares machen; ſie ſollte ihm aber nicht gar zu ſauer werden. Er ſetzte ſich daher zu Pferde. Sein Lieblingshund begleitete ihn. Alle drei ſtarben in dem Sitze aller Heiligkeit. Als nun der Wagen der Götter kam, um die Abgeſchiedenen in den Himmel einzuholen, wurden dem Pferde und dem Hunde die Ehrenſitze angewieſen; dasſelbe geſchah bei ihrer An-

kunft im Götterſaale. Und was war der Grund? Pferd und Hund hatten die Pilgerreiſe, den heiligen Büchern gemäß, barfuß gemacht und dabei Hitze und Kälte ausgeſtanden, während der reiche Mann in aller Bequemlichkeit geritten war.

Merkt euch das, ihr Hindupilger und hütet euch vor den Verdienſt-ſchmälernden Eiſenſchienen der Barbaren!"

Auch in Bombay hoffte man von der „Erneuerung der Charte" den Anbruch eines neuen goldenen Zeitalters. Engliſche „Gracchus und Lentulus" an Ort und Stelle ſtachelten die Eingebornen zu gemeinſamen Maaßregeln, und ſelbſt aus England bliesen die Gegner der britiſchen Regierung in Oſtindien wacker mit drein.

Mr. Lewin, der, früher Mitglied des „Oberſten Rathes", in gewiſſen Kreiſen als Märtyrer für die Sache der Freiheit gilt, ſchrieb an den Herausgeber einer engliſchen Zeitung in Oſtindien geradezu: „Vom Hofe der Directoren iſt im wahren Sinne der Gerechtigkeit wenig zu erwarten; bei dieſen Leuten gilt Macht für Recht. Die Bewohner der Gebiete, die der oſtindiſchen Compagnie gehören, ſeien ſie nun Hindus oder Muſelmänner, ſollten ſich ſelbſt zu regieren ſuchen. Bis ſie ſich inſoweit aufraffen, werden ihre Klagen nur ein ſpöttiſches Lachen ſeitens der Directoren zur Folge haben."

Mit einem Male rafften ſich die Eingebornen wirklich auf und zuſammen — in „Aſſociations." So patriotiſch waren ſie auf einmal geworden? Ach nein, es war nur eine gewiſſe Klaſſe, die bereits in den untern Regionen der Verwaltung Poſto gefaßt hatte und nun noch höher hinauf wollte — wo möglich bis in die oberſten Regionen hinein. An die Uebel, die auf dem Rücken des Volkes laſten, dachte man meiſt auch nicht mit Einem Gedanken. Die Inder, durch Stammes-, Religions- und Kaſten-

verſchiedenheit hundertfach zerklüftet, haben im Grunde einen rechten Begriff weder von „Volk", noch von „Vaterland."

Die ſogenannte „Britiſch Indian Aſſociation" fand an der ganzen bisherigen Verwaltung auch nicht Ein gutes Fäſerchen. Sie beabſichtigte das Parlament um eine Umgeſtaltung von Grund aus und bis an den Gipfel hinan zu petitioniren.

Erſtens: Hinweg mit dem Hof der Directoren! An die Stelle desſelben ein „London Board", gewählt halb von den Eigenthümern indiſcher Actien und halb von den Inhabern der Regierungs-Obligationen. (Die letztern ſind nämlich meiſt Eingeborne).

Zweitens: Man errichte einen „geſetzgebenden Rath" aus fünf Europäern und — zwölf Eingebornen.

Drittens: die Mitglieder des Board in London mögen die eine Hälfte der Beamten ernennen, die Localbehörden die andre — aus den Eingebornen mit vollkommen gleichem Gehalt wie die europäiſchen.

Nun das iſt in der That eine heitre Kinderſchaar, welche die gute, gute Tante an einem ſchönen Feiertage in einen Laden mit ſchönem Spielzeug führt. Sie greifen flugs nach allem, was ſie faſſen können, und zwar nach dem Glänzendſten zuerſt.

Am verſtändigſten ließ ſich die „Bombay Aſſociation" an, die im Jahre 1852 entſtand, um die Bedürfniſſe der Eingebornen in der Bombay-Präſidentſchaft zu erforſchen, und von Zeit zu Zeit den Behörden geeignete Vorſchläge zur Beförderung der Landeswohlfahrt unterzubreiten.

Ich weiß freilich nicht, ob der „Kern des Pudels", der ſich erſt nach meiner Abreiſe von Indien herausgeſchält hat, mit der äußern Hülle harmonirte. [50]

Ausflüge nach den alten Felsentempeln auf Salsette und Elephante.

Es war am 9. Januar, als wir uns um vier Uhr des Morgens nach Kanari auf den Weg begaben. Dort nämlich liegen die Hauptgruppen der alten buddhistischen Felsentempel und -Grotten, die Salsette so berühmt gemacht haben.[51]

Unser lieber Landsmann, Herr Volkart, deutscher Kaufmann zu Bombay, hatte schon Tags zuvor Lebensmittel in jene Wildniß hinschaffen und mitten auf dem Wege dahin ein paar frische Pferde aufstellen lassen. Er selbst fuhr uns nun in seinem leichtfüßigen Wagen auf der Straße nach Tannah bis zu dem Dorfe Vihara. Dort nämlich biegt der Weg links ab in den Wald, in welchem die Felsentempel und -Grotten von Kanari liegen. Ein Marsch von 1½ Stunde brachte uns an den Ort unsrer Bestimmung. Es war noch nicht ganz neun Uhr, als wir, zuletzt durch vielverschlungnes Dickicht bergan klimmend, dort anlangten.

"Man weiß nicht, ob man mehr die wild-romantische Natur oder die buddhistischen Kunst-Ueberreste bewundern soll. Kloster-ähnliche, mit Buddha-Bildern verzierte Aushöhlungen (Vihara's) ziehen sich zu beiden Seiten einer wilden Bergschlucht, durch die zur Zeit des Regens ein reißender Gießbach jäh herabfährt, hinauf und hinab, und an dem großartigen Eingange eines fast in Form einer normannischen Kirche ausgehöhlten Tempels empfangen dich zwei kolossale Buddha-Standbilder und heißen dich mit erhobner Hand willkommen. Eine grüne Harznatur, nur in höherem Styl

und von milderem Charakter, breitet ſich vor dir nach allen Seiten hin aus, und dahinter öffnet ſich das blaue Meer in eben dem Maaße, als du auf den in den Fels gehauenen Stiegen aufwärts klimmſt. Rings umher die einſamſte Einſamkeit, nur die Fledermaus ziſchelt ſchlaftrunken im dunkeln Hintergrund des Tempels und die wilde Taube fliegt ſcheu davon. Du findeſt faſt vor jeder Kloſterhöhle eine bequeme Terraſſe mit der reizendſten Ausſicht, und eine von trübem Regenwaſſer gefüllte Ciſterne; innen aber bietet jede Zelle ohne Ausnahme eine ſteinerne Lagerſtätte, und das hie und da darauf geſtreute Heu zeigt, daß mancher Reiſende noch jetzt gelegentlichen Gebrauch davon macht. Aber wo ſind die eigentlichen Herren, die buddhiſtiſchen Mönche? Dort in der ſchön gelegenen Kloſterhöhle ſitzt wohl ein wunderlicher Heiliger und läßt ſich von den benachbarten Dorfbewohnern anſtaunen, verehren und bewirthen; aber es iſt ein brahmaniſcher Einſiedler, und das brahmaniſche Götzenbild, ein elend bemaltes Kopfſtück, ſtimmt ſchlecht zu dem ſchlichten Buddha-Bilde, das er in grobem Mißverſtande, als ob es eine ſeiner brahmaniſchen Gottheiten wäre, mit friſchen Blumen bekränzt hat. — Alſo wo ſind die buddhiſtiſchen Mönche?

Der Buddhaismus, obgleich einſt mit dem Sivaismus in dieſem Theile Indiens um die Herrſchaft ringend, iſt durch brahmaniſche Ketzer-Verfolgungen, wie auf der ganzen vorderindiſchen Halbinſel, ſo auch hier ausgerottet worden. Einige wenige Djainas, die bekanntlich von gleicher Wurzel mit den Buddhiſten ſind, und die in Bombay meiſt das Krämer-Gewerbe treiben, erinnern an den Buddhaismus und machen ſich durch ein paar rothbemalte und mit Schnitzwerk verzierte, übrigens aber wie gewöhnliche Wohnhäuſer ausſehende Tempel bemerklich. Noch iſt die proteſtantiſche Miſſion mit dieſen Leuten wenig in Berührung gekommen,

und das gewiß nicht ohne tiefern Grund. Wenn im gesammten Brahmanismus die Götter Menschen werden, so werden in dem Djainaismus, so gut wie im Buddhaismus, die Menschen durch eignes Streben und Ringen (ihre Priester heißen die „Ringenden!") zu Göttern, und es ist daher kaum anders zu erwarten, als daß die Djainas noch weniger als die Sivaiten von dem Evangelium angezogen werden, dessen Loosung ist „Gott geoffenbaret im Fleisch" und „Gott widerstehet dem Hoffärtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade!" Wenn aber der wackre Geograph Ritter die Schonung alles thierischen Lebens seitens der strenggläubigen Djainas aus einem „regen Mitgefühl" herleitet, so hat er wohl nicht erwogen, daß dieselbe auch auf einer bloßen Verstandes-Folgerung aus ihrer Lehre von der in alle fühlenden Wesen verbreiteten Weltseele beruhen kann, und so lange die Djainas neben den Hospitälern für Katzen, Hunde, Ratten u. s. w. keine Lazarethe für die leidende Menschheit errichten, müssen sie jedenfalls als sehr wunderliche Heilige gelten.

Vor dem eigentlichen Tempel (Tschaitja) im tiefsten Schatten des Walddickichts schlugen wir unser Lager auf. Dieser Tempel, 88 Fuß lang und 39 Fuß breit, war gewissermaßen die Klosterkirche. Ein imposantes Werk! Durch eine mit Buddha-Statuen geschmückte Vorhalle tritt man in das Schiff des Heiligthums, das von einigen dreißig Pfeilern umgeben ist. Nur die kleinere Hälfte derselben hat man mit Figuren verziert: heilige Elephanten z. B. gießen Wasser aus Krügen, die sie mit dem Rüssel halten. Weder Pfeiler noch Figuren sind irgendwie geschmackvoll zu nennen, und die leblose Eintönigkeit des buddhistischen Geistes ist Allem aufgeprägt. Dennoch macht der Tempel einen großartigen Eindruck, denn die Plumpheit des Einzelnen verschwindet in dem Ganzen, und die Oede des Ganzen wird von dem strengen Ernste,

der darin waltet, übertragen. Ein ſchmaler Gang umgiebt das Innere, und unter dem Mittelpunkte des Halb-Doms, der den Tempel endet, erhebt ſich, 39 Fuß in Umfang, ein ſogenannter Dhagob — eine Art Mauſoleum über einer Buddha-Reliquie — das eigentliche Heiligthum des Tempels.

Die klöſterlichen Vihara's, die mit dieſem Tempel verbunden ſind, nehmen einen bedeutenden Raum ein. Die vollendetſte Form derſelben iſt eine Verandah, die ſich hinten in eine viereckige Halle mit Zellen an den drei Seiten öffnet. Säulen ſtützen das Centrum der Halle, und dem Eingange grade gegenüber befindet ſich eine tiefeinwärtsgehende Blende für die Aufnahme buddhiſtiſcher Heiligthümer.

Den oben erwähnten brahmaniſchen Einſiedler trafen wir leider nicht daheim; er war in ſeinen Garten am Abhang des Berges hinabgeſtiegen. So ſagte man uns. Möglich auch, daß er ſich vor den ungläubigen Franken mit dem ſpöttiſchen Lächeln bei Zeiten zurückgezogen hatte. Seine Leute öffneten das Gehege des heiligen Mannes mit einigem Widerſtreben. Die buddhiſtiſche Zelle im Felſen gewährte dem brahmaniſchen Einſiedler eine angenehmere und geſichertere Wohnung, als den meiſten ſeiner ärmern Volksgenoſſen zu Theil wird, und der prachtvolle Baum am Eingange derſelben hatte etwas Tief-gemüthliches.

Im Vorhof des Tempels, wo wir unſer Lager aufgeſchlagen hatten, machten wir uns, vom Sehen müde, an die wohlſchmeckenden Sachen, die unſer gütiger Landsmann zu unſrer gemeinſchaftlichen Stärkung beſorgt hatte. Ein Hôtel in Hamburg oder meinetwegen am Rhein hätte uns nicht beſſer bedienen können: ſelbſt Schinken und Rheinwein fehlten nicht.

Sobald die Sonne ihre eigentliche Macht verloren hatte, begaben wir uns auf den Heimweg. Zuerſt ging es durch dichtes

Gebüſch auf loſen Steinen ziemlich ſteil hinunter, und dann immer noch etwas abwärts fort durch wildverſchlungne, dunkelſchattige Waldung. Nach einer halben Stunde gelangten wir in eine Thalſenkung, die vom Monſum an manchen Stellen noch voll Waſſer ſtand. Nun wurde es immer lichter und freundlicher. Ein zum Theil bewachſener Wieſengrund dehnte ſich zu unſern Füßen aus; hie und da zeigte ſich ſchon eine Palmyra. Noch einmal umfing uns, zwiſchen zwei Bergreihen, dichter Wald; aber ſchon nach einer Viertelſtunde traten wir abermals auf freien Wieſengrund hinaus. Dieſer breitete ſich in eben dem Maaße, als die Berge zu beiden Seiten auseinander gingen. Wir waren nun wieder in der Region der Palmyra; ganze Schaaren grüner Papageien flatterten luſtig umher. Hier eine Strohhütte und dort eine Heerde oder auch eine mit indiſchem Cactus eingefriedigte Tenne. Die Seele wurde ganz friſch beim Anblick dieſer gemüthlichen Scenen, — obſchon die Kraft des Leibes der indiſchen Sonne zu erliegen drohte.

In Vihargaum ſetzten wir uns todtmüde wieder in den Wagen. Eine angenehme Straße! Zu beiden Seiten eine Reihe oft rundlicher Berge, die hie und da mit Palmyra-Palmen ganz eigentlich gekrönt ſind. Dieſe treten jedoch je länger je weiter von der Straße zurück. Allenthalben grüne Reisfelder, und dicht am Wege Häuſer und Gärten bald mit buſchiger, bald mit ſtachlichter Cactus-Hecke; endlich ſchattige Bäume.

Kurz vor dem Damme, der Salſette und Bombay auf der Oſtſeite verbindet, iſt der Ort, wo jener Artikel bereitet wird, der dem Eiland ſeinen portugieſiſchen Namen gegeben hat: das Salz. Bis dahin fuhren wir in drei Viertelſtunden, den Aufenthalt durch den Pferde-Wechſel mit eingerechnet.

Schon ſenkte ſich „des Abends Bräune“ über Land und Meer.

Noch anderthalb Stunde und wir ſetzten uns in dem wohlgekühlten, ſchön erleuchteten Hauſe unſres freundlichen Landsmanns zu Tiſche.

Doch ich gönne meinen Leſern noch keine Ruhe. Wir müſſen gleich noch das brahmaniſche Gegenſtück zu Elephante in Augenſchein nehmen, in welchem, — wahrſcheinlich bald nachdem das Brahmanenthum über den Buddhaismus wieder die Oberhand zu gewinnen angefangen hatte (im 6. und 7. Jahrhundert unſrer Zeitrechnung), — der erneuerte Eifer um die alten Götter ſich ein großartiges Denkmal aufrichtete.

Göthe zwar ſagt:

„Auch dieſe will ich nicht verſchonen,
Die tollen Höhlexcavationen,
Das düſtere Troglodytengewühl,
Mit Schnauz' und Rüſſel ein albern Spiel;
Verrückte Zierrathbrauerei,
Es iſt eine ſaubere Bauerei.
Nehme ſie Niemand zum Exempel,
Die Elephanten- und Fratzen-Tempel!
Mit heiligen Grillen trieben ſie Spott,
Man fühlt weder Natur noch Gott —
In Indien möcht' ich ſelber leben,
Hätt' es nur keine Steinhauer gegeben."

Wir ſetzen uns aber trotz Göthe zu Mazagaum-Bander (-Hafen) in ein ſegelbeſchwingtes Boot, und fliegen zwiſchen Butcher's-Eiland mit den wenigen Bäumen und Neatstongue, mit dem weißen muhamedaniſchen Veli grade auf die Inſel Elephante los. Von der linken Seite ſchauen uns die kahlhäuptigen, ſcharfkantigen Gipfel der Ghats wie drohend an.

Schon nach zwei Stunden ſteigen wir, — nicht an's Land, ſondern zunächſt auf die Schultern von je zwei Hindus, die uns

durch die ſeichte Furth an's Ufer tragen, und eilen dann den Berg hinan, freilich mit Weile, denn die Sonne brennt heiß hernieder und der Aufſtieg iſt auch zu romantiſch, — „man freuet ſich bei jedem ſeiner Schritte.“ Nach etwa fünfzehn Minuten halten wir ſchon vor der Hauptgrotte am Abhange der mittleren jener drei Berghöhen, aus denen die kleine von ſchönen Bäumen und Sträuchen überwucherte Felſeninſel beſteht.

Der oben grün bewachsne und frei auf Meer und Berg ausſchauende Eingang nimmt ſich in der That romantiſch aus. Nachdem wir ein wenig ausgeruht haben, wagen wir uns in den kühlen Felſentempel hinein, der auf zwei und dreißig Pfeilern in vier Reihen ruht. Es umfangen uns hier nicht die hohen Räume des Hauptheiligthums zu Salſette: die Pfeiler, welche die Felſendecke tragen, ſind ziemlich niedrig und geben dem Ganzen etwas Gedrücktes. Auch ſchaut die Hinfälligkeit aus allen Ecken und Enden her, denn ſchon haben die Wirkungen des Regens, der durch die Felsſpalten von obenher ſeinen Weg in das Innere findet, viele Pfeiler mehr oder minder zu „gewaltigen, von der Felsdecke herabhängenden Stalaktiten“ gemacht. Dazu ſind die Wände mit Sculpturen ein wenig überladen. Dennoch ſpricht das Ganze mehr an, als jener buddhiſtiſche Tempel auf Salſette, denn während uns dort die „große Leere“ (Sunja) des Gott-loſen Syſtems aus dem ewigen Einerlei der Figuren angähnt, reden hier zu uns die fleiſchgewordnen Götter in lebensvollſter Wirklichkeit.

Ich führe meine Leſer gleich zur Hauptſache, — zu jener koloſſalen dreiköpfigen Büſte, die vom hinterſten Ende des Tempels her nach Norden ſchaut. Dieß iſt zwar grade die mindeſt lebensvolle, aber wegen ihrer philoſophiſchen Bedeutung bei weitem intereſſanteſte Figur. Man hat früher gar zu gern die ſogenannte Trimurti oder Dreigeſtalt darin ſehen wollen: Brahma, Viſchnu

und Siva. Müßte man dieſe darin ſehen, ſo dürfte man die Entſtehung dieſes brahmaniſchen Denkmals in ein höheres Alterthum hinaufſchieben, als es im entgegengeſetzten Falle möglich iſt, denn die Zeit der „drei großen Götter" geht jedenfalls weiter zurück, als die Zeit der Sectenbildung im ausſchließlichen Sinne des Viſchnu- oder Siva-Dienſtes.

Die dreiköpfige Büſte in der Hauptgrotte zu Elephante läßt ſich aber durchaus nicht als eine Trimurti im Sinne von Brahma, Viſchnu und Siva deuten. Alle Symbole, womit ſie ohne Unterſchied geſchmückt iſt und worunter namentlich der Halbmond, die Schlange und die Schädelkette hervorſtechen, ſind die ſtehenden Abzeichen Sivas. Zu beiden Seiten der Büſte erſcheint der ebengenannte Gott in ganzer Figur, als Ardhanariſa (Mannweib) und als Mahadeva, Gemahl der Parvati, und wenn hier, wie anderwärts, Brahma und Viſchnu mit auftreten, der eine auf ſeinem Schwangezogenen Lotusthron, der andre auf dem Rücken des breitgeſchwingten Vogelkönigs, ſo treten ſie eben, und zwar in vielfach verkleinertem Maaßſtabe, neben ihn und verlieren ſich in den übrigen Hofſtaat Siva's als beſonders ausgezeichnete Mitglieder desſelben. Jene Büſte im Sinne der „drei großen Götter" deuten, hieße den Geſammtcharakter der Sculpturen, denen ſie die Krone aufſetzen ſoll, vollkommen verkennen. Sie ſtellt offenbar den Siva ſelber dar, als den oberherrlichen Inhaber des ſogenannten „Dreigeſchäfts" d. i. als Schöpfer, Erhalter und Zerſtörer. Noch heut zu Tage ſchreiben beſonders die Lingaiten zwar dem Brahma die Schöpfung und dem Viſchnu die Erhaltung, dem Siva aber Beides, und daneben die Zerſtörung zu.[52] Das eigentliche Heiligthum des Tempels iſt übrigens auch hier eine Art Linga-Kapelle, in welcher Linga-Verehrer noch immer gelegentliche Opfer bringen. So wird denn der ganze Tempel ohne Zweifel dem Siva im

Sinne der ſpätern Sectenbildung geweiht ſein. Dazu ſtimmt dann ganz beſonders die an einer der Wände dargeſtellte Störung jenes patriarchaliſchen Opfers, zu welchem Siva und ſeine Familie nicht mit geladen waren, durch Virabhadra, den feuerflammenden Sohn des eiferſüchtigen Gottes. Die kriegeriſche Geſtalt des rächenden Sohnes tritt dir ſchon am Eingange entgegen, während der Vater ſelbſt mit den Abzeichen des frommen Büßers erſcheint.

Tempel und Pfeiler und Figuren ſind bekanntlich mit ungeheurer Mühe, Geduld und Koſten in den Fels hinein und aus dem Felſen herausgearbeitet. Wo ſolche Bauten entſtehen konnten, da mußte wohl der Siva-Dienſt eine bedeutende Geltung erlangt haben, und wenn ſie einmal entſtanden waren, ſo konnten ſie wiederum nur fördernd auf denſelben zurückwirken. „Der Künſtler Ehrgeiz trieb die Unverſtändigen zu ſtärken ſolchen Gottesdienſt.“ (Weisheit 14, 18.) Nimmt man nun noch hinzu, daß man von dieſen Felſentempeln, und namentlich von dem großen Haupttempel aus die entzückendſte Ausſicht über Meer und Inſeln genießt, ſie ſelbſt aber von der romantiſch wildeſten Natur unmittelbar umſchloſſen ſind, ſo ſtill und ſo feierlich, als wenn die Natur einen großen Feſttag beginge, — ſo wird man ſich wohl eine Vorſtellung machen können von dem Zauber, den dieſe Kunſtwerke auf die zum Staunen und Beſchauen und Träumen ſo ſehr aufgelegte Natur des Hindu üben mußte.

Als wir am 17. Januar mit der Familie Iſenberg dieſe Grotte beſuchten und nach Beſichtigung der altindiſchen Herrlichkeiten einen ganz gemüthlichen deutſchen Kaffee zu uns genommen hatten, verfolgten wir den Weg, der ſich rechts am Berge hinwindet, noch auf eine gute Strecke. Ein einſamer, romantiſcher Pfad! Zur Linken tritt eine andere, zum Theil von indiſchem Cactus überwucherte Berghöhe ziemlich dicht heran und macht die Einſamkeit

noch geſchloßner. Eine ſchöne Doppelausſicht öffnete ſich, nach der einen Seite auf die Ghats, nach der entgegengeſetzten auf Salſette. An mehrern andern Aushöhlungen vorüber gelangten wir zu einem Schleichweg, der rechts durch üppiges Walddickicht die Bergſteile hinaufleitete. Uns an Zweigen und Aeſten feſtklammernd und zuletzt durch faſt undurchdringliches Dorngeſträuch mehr als mühſam hinwindend, klommen wir eine gute Weile jäh bergan. Endlich ſtanden wir, bis zum Hinſinken erſchöpft, vor einer unvollendeten und wohl nur dann und wann von wilden Thieren beſuchten Höhle. Wir warfen einen Stein hinein. Da ließ es ſich erſt wie fernes Wagengeraſſel und endlich wie das Brauſen eines unterirdiſchen Stromes vernehmen. Mit Einem Male umſchwirrten und umziſchelten uns Hunderte von Fledermäuſen, deren Flügelſchlag in dem wiederhallenden Gewölbe uns ſo gar getäuſcht hatte.

So haben ſich denn die Fledermäuſe in die alten Hinduheiligthümer einzuniſten angefangen; wann aber wird die glorreiche Zeit kommen, wo die Hindu's umgekehrt ihre Heiligthümer in die „Löcher der Fledermäuſe" werfen werden?

Die proteſtantiſchen Miſſionen in Bombay.

Ehe ich dir, lieber Leſer, einen Abriß der proteſtantiſchen Miſſionsarbeiten und -Erfolge vorlege, will ich dich lieber gleich einmal an die Miſſions-Arbeitsſtätten führen, und dort die verſchiednen Waffen zeigen, welche die Miſſionare in dem heiligen Kriege hand-

haben. Sie ſind im Ganzen genommen dreierlei Art. Du ſollſt ſie dir beſehen.

Geh mit mir von meiner gaſtfreundlichen Herberge in Mazagaum, das in grünen Gärten wie begraben liegt, nach dem ſonnigen Quartier der Eingebornen in die Mitte der Stadt. Wir ſchreiten erſt ſchnurgrade fort; noch bieten uns die aus den Gärten Mazagaums auf die Straße überhängenden Bäume willkommnen Schutz gegen die Sonne, die hier auch im Januar ſo mächtig wirkt, daß dich vielleicht wenige Schritte in Schweiß baden, ſobald das Geſtirn des Tages nur einige Grade an dem wolkenloſen Himmel heraufgekommen iſt. Nun aber verlaſſen wir die gerade Straße und biegen rechts ein. Das langgedehnte, ziemlich niedrig hinlaufende, in Form eines Vierecks errichtete Gebäude mit den vielen Spitzen, das dir alsbald von der rechten Seite her entgegentritt, iſt das Hoſpital für Eingeborne; es iſt halb auf Koſten der Regierung, halb auf Koſten jenes reichen Feueranbeters, den die Königin von England zum Baron gemacht hat, erbaut worden. Ein eigenthümlicher Anblick in einem Lande wie dieſes. Du weißt, daß dergleichen Anſtalten allgemeiner Menſchenliebe ſonſt nicht auf heidniſchem Boden wachſen, am allerwenigſten in Indien mit ſeinem ſteinernen Kaſtenweſen. Auch darfſt du dieſe Anſtalt, worin fortwährend Hunderte von armen Kranken aller Nationen, Kaſten und Religionen die beſte Pflege finden, getroſt als eine Frucht des Chriſtenthums betrachten, ſelbſt ſoweit der erwähnte Parſi-Baron dabei betheiligt iſt, wenn auch nur in mittelbarer Weiſe. Doch wir haben hier weiter nichts mit dieſer immerhin alles Lob verdienenden Anſtalt zu thun; wir ſchlagen uns um den Tank oder Teich zu unſrer Linken in das Quartier der Eingebornen hinein. Eine lange, breite Straße öffnet ſich; Läden und Werkſtätten der Eingebornen laufen unabſehbar zu beiden Seiten hin; hier wird

die Nadel geſchwungen, dort geht der Schmiedehammer, hier locken ſaftige Früchte, dort blinken zierliche Kupfergeſchirre. Wir biegen noch einmal links ein und ſtehen vor der Druckerei der amerikaniſchen Miſſion, einem ziemlich ſchwarz geräucherten ſteinernen Gebäude, deſſen oberes Stockwerk zu einer kleinen Kirche eingerichtet iſt, deren Verandah wiederum einem der amerikaniſchen Miſſionare zur Wohnung dient. Da haſt du auch gleich ein Bild von dem rein praktiſchen Charakter der Amerikaner, die das Lob des Herrn (Matth. 26, 10.) „ſie hat ein gut Werk an mir gethan," etwa auf die gute Abſicht des Weibes beſchränken, und demgemäß auch allen Schmuck der Gotteshäuſer halb und halb für „Unrath" zu halten geneigt ſind. Doch muß dir dieſe Bemerkung die Luſt an den hieſigen amerikaniſchen Miſſionaren nicht verderben, die ehrenwerthe Männer ſind und in ihrer Weiſe wacker arbeiten.

Wir treten nun in die Druckerei, die uns hier allein angeht. Da fallen dir gleich eine Menge Bilder in die Augen, die dir unverhohlen ſagen, daß die amerikaniſchen Miſſionare richtige „Teetotaler's" ſind, — verſchiedne Geſtalten des menſchlichen Magens nämlich unter dem zerſetzenden Einfluſſe des Branntwein's. Sollte dir dabei etwas ſonderbar zu Muthe werden, ſo ſieh lieber weg. Wohl acht Preſſen ſind im Gange und etwa 100 eingeborne Arbeiter fort und fort beſchäftigt. Die braunen Setzer- und Druckergeſichter nehmen ſich bei dieſem Geſchäft als Handlanger der indiſchen Volksbildung eigenthümlich aus. Ich ſage der Volksbildung, denn obſchon hier auch wiſſenſchaftliche Sachen gedruckt werden, ſo ſind doch die meiſten Schriften und Blätter, die aus den acht Preſſen Jahr aus Jahr ein hervorgehen, religiös-ſittlichen Inhalts. Man druckt in etwa 7 Sprachen, in Engliſch, Mahratti, Guzerati, Hinduſtani, Sanſcrit, Perſiſch und Arabiſch.

Das iſt alſo die eine Waffe, die namentlich von den amerikani-

ſchen Miſſionaren gehandhabt wird. Ich möchte ſie wegen ihrer bedeutenden Tragweite bei immerhin ungewiſſer Wirkung das Wurfgeſchoß nennen.

Die chriſtliche Schule iſt die zweite Waffe, die von den Miſſionaren gehandhabt wird. Da ihr Hauptzweck darauf hinausgeht, das wilde Gebüſch heidniſcher Vorſtellungen und Gebräuche in jungen Gemüthern zu lichten, den Boden zu lockern und für die Aufnahme der chriſtlichen Wahrheit nach und nach empfänglich zu machen, ſo ſieht ſie der Hacke und der Pflugſchaar ähnlich. Die Miſſionare der ſchottiſchen Freikirche führen dieſe friedliche Waffe zumeiſt; es iſt daher natürlich, daß wir nun die Hauptſchulanſtalt derſelben in Augenſchein nehmen.

Wir verlaſſen die amerikaniſche Druckerei, mit der eine Typengießerei und eine Buchbinderei verbunden iſt, und gehen wieder bis an das Hoſpital zurück. Die Sonne iſt unterdeß höher heraufgekommen; wir athmen Feuer und ſchleichen möglichſt dicht an einer der niedrigen Häuſerreihen hin, die einen ſchmalen Schatten werfen, behalten aber trotz des Schattens den Schirm ausgeſpannt, daß nicht die Sonne unverſehens über ein minder hohes Gebäude hinweg oder durch irgend eine Lücke hindurch uns auf den Kopf ſcheine, und wir einen Sonnenſtich davontragen. Das Leben in der Straße iſt faſt ganz verſtummt. Der Verkäufer ſitzt ſchläfrig neben ſeinen Waaren, der Handwerker läßt die Hände ſinken; hie und da ſchläft auch Einer gradezu lang ausgeſtreckt im Schatten der Verandah.

Wir ſtehen nun wieder an dem Tank, von wo wir links in das Quartier der Eingebornen abbogen, vor uns das freundliche Hoſpital, und verfolgen die vorhin verlaßne Straße in grader Richtung. Schon öffnet ſich vor uns eine weite Fläche, die früher zum Theil von der Meeresfluth heimgeſucht wurde, nun aber

durch Dämme und Abzugsgräben trocken gelegt iſt. Eine erhöhte Fahrſtraße führt uns mitten darüber hinweg. Hier zur Linken die leichten Hütten der Korbmacherkaſte, dort rechts das zeitweilige Lager von dem zahlreichen Gefolge des Fürſten von Baroda. Hier ein Trupp langhörniger-Büffel, dort eine Heerde jener eigenthümlichen indiſchen Kühe, deren Höcker ſich der Brite wohlſchmecken läßt. Wir ſind am Ende der ſonnigen Fläche und Girgaum, ein noch grüneres und ſchattigeres Revier, als Mazagaum, umfängt uns. Hier gleich am Saume des ungeheuren Palmenhains, unter deſſen prächtigen Kronen und breiten Schirmen einzelne Häuſer, Häuſergruppen und Häuſerreihen geborgen liegen, wohnt einer der ſchottiſchen Miſſionare, der uns nach der benachbarten Schulanſtalt der ſchottiſchen Freikirche geleitet.

Ehe wir die Schule ſelbſt beſichtigen, die mehrere hundert heidniſche Schüler zählt, laſſen wir uns mit den Lehrern näher bekannt machen.

Ein bunter Kreis in Farbe und Tracht! Der eine ein Brahmine, der andere ein Muſelmann, der dritte ein Jude, der vierte ein Hindubrite. Unter den Brahminen nur ein Einziger, der kein abgöttiſches Zeichen an der Stirn trägt. Er iſt früher ſelbſt Schüler in der Anſtalt geweſen; das Wort der Schrift, die hier geleſen, gelernt und erklärt wird, hat ihn gefaßt; er iſt Chriſt geworden, und hat nun ſelbſt die Stelle eines Lehrers übernommen. Alle übrigen Lehrer der Anſtalt, mit Ausnahme des Miſſionars und des Hindubriten, ſind leider keine Chriſten und werden daher nur für untergeordnete Lehrfächer verwendet. Du kannſt denken, daß ſie auch in dieſer Stellung nur ein Nothbehelf ſind.

Wie die Lehrer ſo die Schüler, — ich meine eben ſo buntgemiſcht und noch bunter; denn zu dem Hindu, Muſelmann, Juden und Hindubriten kommt hier noch der Parſi und der Hindupor-

tugieſe. Dort der europäiſch gekleidete Kleine mit dem ſchmuzig braun gefärbten Geſicht iſt ein Hinduportugieſe, im Ganzen ein trauriges Geſchlecht, wie alle Miſchgeſchlechter, von noch dumpferem Geiſte als der Hindubrite, der ſich meiſt auch durch ein hellergefärbtes Geſicht auszeichnet. Jener Knabe mit der rückwärts gelehnten tſchako-ähnlichen Mütze aus kleingeblümtem Calico, — du kannſt ihn nicht verkennen, — iſt der Sohn eines Feueranbeters; er hat einen leidlichen Verſtand, aber einen ſtarren Charakter. Dieſer mit dem dunklen Turban iſt ein Muslim; das ſchmuzige Bürſchlein neben ihm iſt, trotz der ganz hindumäßigen Kleidung, ein echter Nachkomme Abrahams; ſeine Züge verrathen ihn. Die große Maſſe der Schüler aber, in der die genannten faſt verſchwinden, ſind durchweg Hindus aus den verſchiedenſten Kaſten, beſonders der brahminiſchen. Sieh nur die verſchiednen abgöttiſchen Zeichen auf den Stirnen, und dazu die mannichfaltigen Trachten!

Das kannſt du wol denken, daß die Maſſe dieſer Schüler nicht die Perle des Chriſtenthums in der Schule ſucht, und ich ſetze hinzu: nur Wenige, ſehr, ſehr Wenige ſind es, die ſie ungeſucht darin finden. Aber warum kommen ſie denn zur Schule? Warum bei uns zu Hauſe die meiſten Aeltern ihre Kinder zur Schule ſchicken: damit ſie etwas lernen und ſich einen Weg durchs Leben bahnen. Dazu kommt, daß ſie hier kein Schulgeld zu entrichten brauchen. Und was wollen denn dieſe Kinder einmal werden? fragſt du weiter. Nun der Muslim, wenn er es durchaus nicht weiter bringen kann, wird einmal bei einem engliſchen Herrn Haushalter, und der Hinduportugieſe Koch; der Hindubrite wird ſich ſchwerlich damit begnügen. Der Parſi iſt allenfalls zufrieden, wenn er einmal ein tüchtiger Kaufmann wird und als gewandter Unterhändler zwiſchen den Europäern und den Eingebornen von dem Käufer und Verkäufer ſeine ſchweren Procente nehmen kann.

Der Hindu endlich, beſonders der Brahmine, trachtet nach einer gemächlichen und einträglichen Stelle in den Bureau's der Regierung, und der Jude — ſchickt ſich am Ende in Alles, ſelbſt in die Armee.

Du magſt übrigens von der Anſtalt in Bezug auf den Hauptzweck der Miſſion denken, was du willſt: das mußt du den Schotten laſſen, daß ſie in Bombay vielleicht die tüchtigſten Schulmänner ſind. Verſtandesbildung iſt bei ihnen eine Hauptſache, und darauf mag man wohl zu hohe Hoffnungen ſtellen. Sonſt aber geht alles friſch und munter her. Die Knaben werden bald vom Lehrer unterrichtet, bald müſſen ſie, unter Anleitung des Lehrers, ſich ſelbſt über das Gelernte unter einander fragen; bald werden ſie niederzuſitzen, bald aufzuſtehen beordert. Das alles aber geſchieht um dem erſchlaffenden und einſchläfernden Klima entgegenzuarbeiten und die Schüler geiſtig und leiblich friſch zu erhalten.

Wir ſcheiden nun von der Anſtalt mit dem aufrichtigen Wunſche, daß von den vielen Samenkörnern göttlicher Wahrheit, die in alle Fächer gemeinnützigen Wiſſens mit eingeſtreut werden, je länger je weniger verloren gehen! Jedenfalls dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß die Anſtalt zu einem allgemeinern Umſchwung der Hindugedanken an ihrem Theile mitwirkt.

Du wirſt nun begierig ſein zu hören, wie denn die Hauptwaffe, das Schwert des Geiſtes, welches iſt das Wort Gottes, von den hieſigen Miſſionaren geführt wird. Antwort: Das Wurfgeſchoß der Preſſe ſowol als die Pflugſchaar der Schule hat an ſich ſelbſt etwas von der Natur des Schwertes: Preſſe und Schule ſetzen das Wort Gottes ebenfalls in Umlauf. Doch das genügt dir nicht: du verlangſt, daß das Wort gepredigt werde. Wohlan, nicht gar weit von der Schulanſtalt, die wir ſoeben beſichtigt

haben, wohnt ein zweiter ſchottiſcher Miſſionar, Dr. Wilſon, deſſen Name in Bombay faſt allgemein bekannt iſt, und dazu einen guten Klang hat. Dort verſammelt ſich jeden Sonntag die aus den Heiden gewonnene Gemeinde zur Anhörung der Predigt, und zu ihr geſellt ſich auch mancher wahrheitſuchende Heide. Die amerikaniſche Kapelle über der Druckerei kennſt du ſchon; ſie liegt ſo recht im Herzen des Quartiers der Eingebornen und es iſt nur Schade, daß der vorübergehende Heide dem Aeußern die Beſtimmung des Innern nicht an- und abzuſehen vermag. Auch hier verſammeln ſich allſonntäglich Heiden mit der Chriſtengemeinde aus den Eingebornen; es ſind meiſt die in der Druckerei Angeſtellten. Endlich hält natürlich auch die anglikaniſche Miſſion mit der kleinen Gemeinde aus den Heiden jeden Sonntag öffentlichen Gottesdienſt, und auch dort nimmt dann und wann ein Heide an der Anhörung der Predigt Theil. Obſchon die Kapelle keine ſo günſtige Lage hat als die amerikaniſche, ſo hat ſie doch das vor jener voraus, daß ſie ſich auf den erſten Blick als ein chriſtliches Gotteshaus zu erkennen gibt. Hier pflegt unſer Landsmann Iſenberg, mein gütiger Gaſtfreund, der durch ſeine intereſſanten Miſſionsverſuche in Abyſſinien bekannt iſt, jeden Sonntag ſehr früh den Gottesdienſt zu halten.

Ich habe nun die Hauptgelegenheiten zur Anhörung der Predigt ſeitens der Heiden genannt. Aber wenn ich auch hinzufüge, daß neben ſonntäglicher Predigt Wochenandachten ähnliche Gelegenheiten bieten, — ich weiß, ganz befriedigt dich das immer noch nicht. Du ſagſt: Ein Evangeliſt ſoll nicht blos die Heiden nicht hinausſtoßen, ſondern ſie auch herein nöthigen, ſoll ſie nicht blos zur Anhörung der Predigt zulaſſen, ſondern ihnen auch mit der Predigt nachgehen. Was geſchieht nun in dieſer Weiſe?

Ich kann dir zur Zeit nur von Einem Miſſionar ſagen, der

den Heiden auch öffentlich zu predigen angefangen hat. Er heißt Bowen und gehört der amerikaniſchen Miſſion an. Ihn begleitet gewöhnlich jener Brahmine, von dem ich dir vorhin geſagt habe, daß ihm die ſchottiſche Schulanſtalt eine Brücke zum Chriſtenthum geworden ſei.

Wir wollen uns den Beiden in Gedanken zugeſellen. „Der abgefallene Brahmine! der abgefallene Brahmine!“ ſo ſchreit hier ein Gaſſenbube und da einer, und deutet auf unſern jungen brahminiſchen Gefährten, der, die Bibel unter dem Arm, in ſeiner langen weißen Tunica ruhig dahin ſchreitet. Wir eilen nach dem Meeresſtrande, wo mehrere Male in der Woche eine Anzahl Heiden die beiden Miſſionare erwartet. Schon ſind wir wieder in dem grünen Girgaum, und die Sonne, die, wenn ſie hoch am Himmel ſteht, nur hie und da mit einem matten Schimmer durch das dichte Gewölbe der Palmenkronen bricht, iſt bereits ſo tief geſunken, daß ſie eine wahre Goldfluth zwiſchen den glatten Palmenſchäften in die untern Regionen hereinſtreut. Ein kühler Wind verkündet uns zugleich die Nähe des Meeres. Wir haben kaum Zeit im Vorübergehen einen Blick auf den neugebauten Feuertempel zu werfen, in deſſen luftiger Verandah eine Menge Parſis dem Augenblick entgegenharrt, wo die Sonne das alte und doch ewig neue Schauſpiel wiederholt und in die Wellen des Meeres freudeſtrahlend hinabtaucht. Noch ein paar Schritte und wir ſtehen am Meere. Dort ſehen wir einen Hindu, um ſich zu waſchen, bis zum halben Leib in's Meer waten; hier nähert ſich ein Parſi dem Rande und verrichtet, gegen die untergehende Sonne gewandt, ſeine Andacht. Er löſt die heilige Schnur, ſchwenkt das Ende derſelben einige Mal hin und her, um ſich der unſaubern Geiſter zu entledigen, und legt ſie dann wieder an. Nun iſt ſeine volle Gemeinſchaft mit dem guten Urweſen hergeſtellt.

Unterdeſſen haben ſich unſre beiden Freunde auf den weichen Sand niedergelaſſen und ihre Bibeln aufgeſchlagen. Der Hauptgegner, ein Parſi, der wol den Mund, aber nicht das Herz auf dem rechten Flecke hat, hat ſich auch bereits auf ſeinem gewöhnlichen Platz den Beiden gegenüber eingefunden. Er ſitzt mit untergeſchlagnen Beinen und ſtreicht ſich wohlgefällig den Bart. Noch ein paar Minuten, und ein Kranz von Zuhörern aus Hindus, Parſis und Muslims umſitzt oder umſteht die Drei. Es dauert nicht lange, ſo hat ſich der Kranz verdoppelt und verdreifacht, und es lauſchen Alle der immer lebhafter werdenden Unterredung.

Du mußt aber nicht denken, daß dieſen Allen die Ermittlung der Wahrheit am Herzen liegt. Die Eingebornen ſchwatzen gern und hören gern ſchwatzen; ſie disputiren gern und hören gern disputiren, und dazu macht der Parſi, der im Namen des Parſismus, des Hinduismus und Islams das Wort führt, die Verſammlung einmal über das andre lachen. Sieh nur, wie er bei jedem Worte, das er ſpricht, den eitlen Blick in der Verſammlung umherſchweifen läßt. Wir wollen hoffen, daß unter dem großen Haufen doch Einige ſind, denen es nicht blos um Zeitvertreib und Erſchütterung des Zwerchfells zu thun iſt. So wünſchen wir auch, daß den Beiden, die erſt ſeit Kurzem in dieſer Weiſe öffentlich aufzutreten angefangen haben, die nicht leichte Aufgabe gelingen möge, einem ſolchen eitlen Disputirer ein für allemal „das Maul zu ſtopfen“ und das Heft der Rede ganz in ihre Hände zu bekommen.

Ueber dem Hin- und Herdisputiren iſt die völlige Nacht hereingebrochen. Wir eilen durch einen Theil Girgaums, wo nur hie und da ein Licht aus den zerſtreuten Hütten unter den Palmbäumen hervorbricht, in die eigentliche Stadt. Da die vielen

Kokoshaine dieſes Land reichlich mit Oel verſorgen, ſo finden wir auch die Bazars faſt tageshell erleuchtet, und wir können, wo nicht ein Hochzeitszug mit Fackelträgern, Pfeifern und Trommelſchlägern oder derlei Etwas uns in engerer Gaſſe den Weg verrennt, in der Kühle des Abends raſch dahinſchreiten und das Haus unſres Gaſtfreundes zu Mazagaum etwa in einem Stündchen erreichen.

So weit unſre vorläufige Miſſionsſchau. Das Arbeitsfeld, das ſich dem Miſſionar in Bombay öffnet, iſt trotz des geringen Umfangs an Flächenraum ziemlich groß. Die Bevölkerung der kleinen Inſel überſteigt die ungeheure Summe einer halben Million — die zu- und abfluthende Bevölkerung ganz ungerechnet. So iſt denn dem Evangeliſten die Möglichkeit gegeben, ohne bedeutenden Zeitverluſt einen großen Kreis mit dem Schall des Evangeliums zu erfüllen, und der unter das Mehl gemengte Sauerteig kann, wenn Gott ſeinen Segen dazu giebt, eine große Maſſe Mehl durchſäuern (Matth. 13, 33). Dazu kommt, daß eine Kunſtſtraße von Mahim über den ſeichten engen Meeresarm nach der weit größern, aber allerdings wohl kaum den zwölften Theil ſo bevölkerten Inſel Salſette hinüberführt und ſo dem Miſſionar ein neues Arbeitsfeld eröffnet.

Es iſt aber Bombay nicht bloß ein umfangreiches, ſondern auch ein bedeutungsvolles Arbeitsfeld. Denn erſtens iſt es eine der drei Hauptſtädte Indiens und übt als ſolche einen entſchiedenen Einfluß auf ganz Nordweſt-Indien aus, und zweitens giebt es wohl kaum eine andre Stadt in der ganzen Heidenwelt, deren Verbindungen mit andern Heidenländern ſo reich und mannichfaltig wären. Perſien und Arabien, die Oſtküſte Afrika's, Hinter-Indien, der indiſche Archipel, ja ſelbſt China reichen ſich hier die Hand. Da kann ja manches Samenkörnlein von hier aus in dieſe weiten Ländergebiete mit hinübergeſpielt werden.

Endlich ist Bombay selbst eins der mannigfaltigsten Missionsfelder. Sivaismus und Djainathum, Parsismus und Islam, Judenthum und Römerthum in einer seiner entartetsten Formen umringen den Missionar auf allen Seiten und machen nicht selten Gemeinschaft wider ihn. Und wie sechs Hauptreligionen sich der Mission zur Bekämpfung entgegenstellen, so bieten sich ihr vier Sprachen zur Erlernung dar: Marathi, Guzerati, Hindostani und Indoportugiesisch. Das erstere ist die eigentliche Landessprache, das zweite die Familiensprache der von Guzerat eingewanderten Parsis, das dritte die Muttersprache der Hindu-Moslims und überhaupt die allgemeine Verkehrs-Sprache der ganzen vorderindischen Halbinsel, das vierte, was schon der Name andeutet, die Sprache der von Portugiesen und Hindus zugleich abstammenden Bevölkerung — eine durch indischen Beisatz verderbte Mundart des Portugiesischen. Von Erlernung des Hindustani neben dem Marathi kann der Missionar kaum Umgang nehmen, eben weil es zugleich die allgemeine Verkehrs-Sprache der ganzen vorderindischen Halbinsel, und Bombay so recht ein Sammelplatz der verschiedensten Nationen Indiens ist; nur das Guzerati und Indoportugiesische ist minder nöthig, indem die hier ansässigen Parsis und Indoportugiesen alle auch der eigentlichen Landessprache, des Marathi, mächtig sind. Eine Kenntniß des Arabischen und Persischen aber wird für alle diejenigen Missionare von Wichtigkeit sein, welche, die gute Gelegenheit, die der lebhafte Handelsverkehr Bombay's mit Persien und Arabien an die Hand giebt, benutzend, einzelne Samenkörner in jene Gebiete mit hinüberzustreuen versuchen wollen. Aus dem Allen geht wohl zur Genüge hervor, daß die Bombay-Mission ganz besondere Ansprüche an Talent und Zeit des Missionars macht, und daß, wenn irgendwo, recht tüchtige Missionare hier am Platze sind.

Also Pagode, Djaina-Heiligthum, Feuertempel und Moschee, und zu dem allen die Synagoge, das sind gewiß fünf starke Fragezeichen für den Glauben eines christlichen Missionars in Bombay! Es fällt dem natürlichen Menschen gar zu schwer einfältig zu glauben, daß das alles einmal christliche Kirchen werden sollen, oder daß wenigstens kein Stein auf dem andern bleiben wird. Drei verschiedne Missionsgesellschaften haben seit länger als einem Vierteljahrhundert an dem allen gerüttelt, und noch sind kaum ein paar Steinchen herabgefallen. Die Djaina's lassen sich kaum die Missionsschulen gefallen, die Juden und Muslims allenfalls; ich habe aber von keinem gehört, der zur Missionsgemeinde wäre hinzugethan worden. Die getauften Parsis kannst du noch nicht einmal nach Zehnern zählen; und die Hindus, aus deren Reihen die meisten zur christlichen Gemeinde gekommen sind, noch nicht nach Hunderten.

Das alles aber sage ich dir, lieber Leser, nicht, um dich in deinem Missionseifer kühl, sondern nur um dich in deinen Missionshoffnungen nüchtern zu machen und dich von dem menschlichen Standpunkte des Erfolgs auf den göttlichen Standpunkt des Gebots und der Verheißung hinauf zu ziehen.

Wir wollen nun die Arbeiten und Erfolge der verschiednen Missionen im Einzelnen etwas genauer ansehen.

Der protestantischen Missionen, die in Bombay an der Ausbreitung des Reiches Gottes arbeiten, sind drei: die amerikanische, die englische und die schottische. Die erstere geht von dem großen „Board of Commissioners for foreign Missions" zu Boston aus, die zweite von der „Church Miss. Society" in London, die dritte zum Theil von der „General Assembly" der schottischen Landes-Kirche, zum Theil, und zwar zum größten Theil, von der General Assembly der „freien Kirche" zu Edinburgh. Die Amerikaner, obgleich die

fernſten, waren die erſten auf dem Plan (1813); ihnen folgten die Anglikaner (1820); die Schotten traten als die letzten ein (1823).

Ich rede zuerſt von der amerikaniſchen Miſſion, als der älteſten. Die Amerikaner hatten die erſten paar Jahre um ihre Exiſtenz in Bombay zu kämpfen; denn da ſie gerade zu einer Zeit in Bombay ankamen, wo England mit den Vereinigten Staaten auf kriegeriſchem Fuße ſtand, ſo wurde ihre religiöſe Miſſion für den Deckmantel einer politiſchen gehalten, und da ſie ſich nun aus ihrer Verlegenheit durch heimliche Flucht zu ziehen ſuchten, und doch nicht vermochten, ſo wurde ihre Lage nur noch mißlicher, bis endlich die Bildung einer inländiſchen Leitung zu Calcutta, die erneuerte Charte von 1814 und kräftige Verwendung ſie auf völlig freien Fuß ſetzte. Nun legten ſie rüſtig Hand an's Werk. Sie fingen an zu predigen, die Schrift zu überſetzen, Schulen anzulegen, eine Preſſe zu errichten und kleine chriſtliche Schriften zu verbreiten, und ſo hatten ſich bis zum Jahre 1823 bereits alle weſentlichen Züge in dem Charakter der amerikaniſchen Miſſion zu Bombay herausgebildet.

Ihr charakteriſtiſcher Hauptzug aber iſt offenbar die Druckanſtalt, die wir bereits in Augenſchein genommen haben. (S. 135) Sie dient natürlich nicht bloß der eignen Miſſion, auch nicht bloß der Miſſion überhaupt; die Bibel- und Tractat-Geſellſchaft, ja ſelbſt die Regierung machen von ihr Gebrauch. Es ſind zwar ſeitdem auch von Eingebornen, namentlich von Parſis, mehrere Druckanſtalten errichtet worden, aber erſtens ſind dieſelben faſt alle bloß lithographiſcher Art, und die zwei (oder gar nur eine?), die eine Ausnahme machen, ſind weder von gleichem Umfang, noch drucken ſie ſo gut. Ein jedes Buch, das aus der amerikaniſchen Preſſe hervorgeht, iſt zugleich ein Bote der amerikaniſchen Miſſion. So iſt es ſchon deßhalb natürlich, daß ſie

der allgemeinſten Kenntnißnahme genießt. Dazu kommt, daß die amerikaniſchen Miſſionare ſelbſt eine Zeitung, halb mahrattiſch und halb engliſch, herausgeben, die in 1000 Exemplaren gedruckt wird und in etwa 900 Exemplaren weit und breit in's Land hineingeht. So wenigſtens zu meiner Zeit. Da nicht ſelten die mahrattiſchen Artikel in's Engliſche, und die engliſchen in's Mahrattiſche überſetzt ſind, und der Preis überdieß für jede Nummer nur einen Anna, das iſt einen guten Groſchen, beträgt, ſo wird ſie nicht bloß von Europäern, ſondern auch von Eingeborenen, die Engliſch verſtehen und ſich gern weiter darin forthelfen möchten, vielfach geleſen. Man hatte ihr, als ſie im Jahre 1832 unter dem ſchönen Namen Dnyanodaya, „Erkenntniß-Aufgang", an's Licht trat, ein kurzes Leben geweiſſagt; allein chriſtliche Freunde haben es ihr bisher nicht bloß gefriſtet, ſondern auch ſo weit geſtärkt, daß ſie ſchon ſeit längerer Zeit alljährlich vier und zwanzigmal vor dem Publikum erſcheint, während ſie ſich ſonſt mit zwölf Malen begnügen mußte. Es iſt auch in der That eine nicht unintereſſante Zeitſchrift. Ihr Hauptzweck iſt allerdings die Bekämpfung des Hinduthums in ſeinen verſchiednen Geſtalten und Verbreitung chriſtlicher Wahrheit, allein ſie öffnet ihre Spalten Allem, was für die Eingebornen wiſſenswerth erſcheint, und beutet dazu namentlich die Welt- und Kirchen-Geſchichte aus, was für den Hindu ganz beſonders wichtig iſt. Der Hindu hat nämlich gar keinen Begriff von Geſchichte. Seine ganze Literatur iſt Sage. Bei den Griechen hat ſich aus der Sage ſehr bald die Geſchichtsſchreibung entwickelt, bei dem Hindu iſt die Literatur kindlich und zum Theil kindiſch geblieben, und weit enfernt, den geſchichtlichen Kern aus der Sage herauszuſchälen, hat ſie ſich je länger je mehr darin eingeſponnen. Das Blatt iſt ſchon Manchen eine Brücke zum Chriſtenthum geworden, und hat wohl auch fremden

Miſſionen dieſen und jenen Wahrheitsſucher zugeführt. Ich ſelbſt weiß nicht weniger als Vier aus der Mitte des Landes, denen das Leſen des Dnyanodaya auf den rechten Weg mit geholfen hat.

Die Thätigkeit der amerikaniſchen Miſſion geht aber nicht in der Preſſe auf. Etwa 500 Knaben und 75 Mädchen empfingen damals Unterricht, während 23 andre Mädchen, zum Theil Waiſen, in dem Hauſe eines der Miſſionare geradezu erzogen wurden. Eine höhere Bildungsanſtalt beſitzt die amerikaniſche Miſſion in Bombay nicht; alle diejenigen, die dafür reif erſcheinen, werden nach Ahmadnagar geſchickt, wo fünf andere Miſſionare derſelben Geſellſchaft arbeiten, und unter anderm auch eine ſolche höhere Bildungsanſtalt leiten, natürlich zu dem letzten Zwecke eingeborne Prediger und Lehrer heranzuziehen. Doch war dieſer letzte Zweck noch ſo wenig erreicht worden, daß ſich die Miſſionare zu Bombay für ihre Schulen faſt lauter heidniſcher Lehrer bedienen mußten.

Einer der drei Miſſionare in Bombay ließ es ſich beſonders angelegen ſein, die Heiden auch draußen um ſich zu verſammeln und ihnen das Wort des Lebens zu verkündigen. Das Meeresufer, das gegen Sonnen-Untergang von badeluſtigen Hindus und andächtigen Parſis häufig beſucht wird, war dann die gewöhnliche Predigtſtätte. Wir ſind bereits dort geweſen. (S. 141) Zudem findet ſich dann und wann ein neugieriger Heide bei dem ſonntäglichen Gottesdienſte ein, wo ſtets ein Theil der Schrift mit beſonderer Rückſichtsnahme auf die Heiden erklärt wird. Als ich eines Sonntags demſelben beiwohnte, war ich zuerſt von der großen Zuhörerſchaft, die ſich auf 70 bis 80 Seelen belaufen mochte, angenehm überraſcht. Daß dieſe Zuhörer dem größern Theile nach wirklich Heiden waren, ließ ſich jedoch bald bemerken; denn der ununterbrochen Aufmerkſamen waren nur Wenige, und

ſo oft man ſich zum Gebet erhob, ſtellte ſich die Mehrzahl gar eigen dazu an. Nachher erfuhr ich, daß die Meiſten in der Druckerei u. ſ. w. angeſtellte Heiden waren, deren regelmäßiger Kirchenbeſuch von den amerikaniſchen Miſſionaren zwar nicht förmlich geboten, aber doch ſo beſtimmt erwartet wird, daß jedesmal die Namen derſelben verleſen werden. Natürlich bleibt da Niemand gern weg.

Ich laſſe für jetzt die amerikaniſche Miſſion liegen, und gehe zur anglikaniſchen über. Sie nahm 1820 ihren Anfang und hat fort und fort durch Krankheits- und Todesfälle der Miſſionare viel gelitten. Von 15 Miſſionaren, die nach und nach in die Arbeit einrückten, waren bis 1850 vier geſtorben und ſieben hatten nach England zurückkehren müſſen. Hierbei iſt allerdings die Station zu Naſik auf dem Feſtlande mit eingerechnet. Wenn äußere Rührigkeit ein hervorſtechender Charakterzug der amerikaniſchen Miſſion iſt, ſo bezeichnet im Gegenſatz dazu eine gewiſſe Stetigkeit den Gang der anglikaniſchen. Das läßt ſich von vornherein erwarten. Der Amerikaner iſt von Natur zur Thätigkeit nach außen hin mehr aufgelegt, weil durch die Verhältniſſe mehr dazu angeleitet, als der Engländer — und dazu kommt hier der Gegenſatz der Kirche, auf amerikaniſcher Seite die Flüſſigkeit des congregationaliſtiſchen Weſens, und auf engliſcher Seite die Feſtigkeit des Episcopal-Syſtems. Auch iſt nicht zu vergeſſen, daß der ſtets zu äußerer Thätigkeit beſonders geneigte Methodismus die kirchlichen Gemeinſchaften Nord-Amerikas in weit höherm Grade durchdrungen hat, als die Episcopal-Kirche Englands.

Die anglikaniſche Miſſion hat, wie faſt in allen engliſchen Colonien, ſo auch hier, die verhältnißmäßig ſicherſte Stellung. Sie findet nicht bloß an den vielen Gliedern der anglikaniſchen Kirche, die hier für immer oder vorübergehend leben, natürliche

Haltpunkte, ſondern auch an dem anglikaniſchen Biſchof, der die Miſſionare der anglikaniſchen Kirche als ſeine Miſſions-Geiſtlichkeit betrachtet, einen Patron von Amtswegen. Was aber das Verhältniß der anglikaniſchen Miſſionare zu ihrer Geſellſchaft anlangt, ſo wird daſſelbe durch einen hier am Orte befindlichen Zwiſchen-Comité einigermaßen vermittelt.

Der Haupt-Schauplatz ihrer Miſſions-Thätigkeit in Bombay iſt die Schule. 512 Knaben, 194 Mädchen und 6 Erwachſene empfingen in Verbindung mit der anglikaniſchen Miſſion Unterricht, und dazu kam eine höhere engliſche Schule mit 171 Zöglingen, die zugleich zur Heranbildung eingeborner Lehrer und Prediger dienen ſollte. Leider mußte auch die anglikaniſche Miſſion noch immer ſich mit heidniſchen Lehrern behelfen; unter den 25—30 Schullehrern und Schullehrergehülfen war nur ein einziger Chriſt. Auch auf der Preſſe war die anglikaniſche Miſſion damals nicht unthätig. Miſſ. Iſenberg gab ſchon ſeit längerer Zeit den „Bombay Church Miſſionary Record" heraus, ein eigentliches Miſſionsblatt. Er wurde in etwa 600 Exemplaren gedruckt und auch meiſt durch freiwillige Beiträge erhalten, die aber wohl nicht ſo reich floſſen, wie in Bezug auf den Dynanodaya, da bei der Fülle engliſcher Miſſionsblätter die Nothwendigkeit eines ſpeciell für Bombay berechneten nicht einleuchtete. Wenn ich nicht irre, iſt er ſeitdem eingegangen.

Einen Beleg übrigens zu der oben gemachten Bemerkung, daß Bombay vermöge ſeiner vielverzweigten Verbindungen ſo recht der Ort iſt, um gelegentlich einzelne Samenkörner in entfernte Länder hinüberzuſtreuen, kann der Umſtand liefern, daß damals ſechs Abyſſinier in dem Hauſe Iſenbergs unterrichtet wurden, die, menſchlich zu reden, durch Zufall hierhergekommen waren und in einiger Zeit zurückkehren ſollten. So waren auch erſt vor kurzem zwei

Abyſſinier von der ſchottiſchen Miſſion zu Catecheten ausgebildet und in ihr Vaterland zurückgeſandt worden.

Einen andern Beleg zu der obigen Bemerkung kann überhaupt die Zuſammenſetzung der ganzen eingebornen Gemeinde abgeben, der unſer Landsmann als eigentlicher Paſtor vorſteht. Sie faßte zu meiner Zeit die verſchiedenſten Elemente in ſich: 10 Marathi's, 7 Guzerati's, 3 Canareſen, 17 Tamulen, 2 Malabaren, 2 Chineſen, 6 Abyſſinier.

Die Meiſten freilich waren nicht hier getauft, ſondern nur zu einer Gemeinde geſammelt worden.

Die ſchottiſche Miſſion zu Bombay endlich theilt mit der amerikaniſchen die äußere Rührigkeit. Es iſt nicht ohne Bedeutung, daß Dr. Wilſon, wohl der einflußreichſte Miſſionar der Schotten in Bombay, zugleich Präſident der geographiſchen Geſellſchaft iſt. Er und ſein Kollege Mitchel betheiligten ſich auf das lebhafteſte an allen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, und manche Seite des Hindu- und Parſithums iſt von ihnen beleuchtet worden. Es werden auch von Zeit zu Zeit von den ſchottiſchen Miſſionaren Vorleſungen über religiöſe und allgemeine wiſſenſchaftliche Gegenſtände gehalten und Dr. Wilſon giebt den Oriental Chriſtian Spectator heraus, ein Blatt, das alles, was ſich auf Indien bezieht und für den Chriſten von Intereſſe iſt, umfaßt, und ſelbſt von den Beſtrebungen der verſchiedenen aſiatiſchen und geographiſchen Geſellſchaften in Indien nicht bloß, ſondern auch in Britannien, Deutſchland, Frankreich und Amerika gelegentlich Notiz nimmt.

So iſt denn der eigenthümlichſte Charakterzug der ſchottiſchen Miſſion in Bombay — wiſſenſchaftlicher Kampf mit dem Heidenthume. Daneben ſucht ſie, wie die beiden übrigen, hauptſächlich durch die Schulen zu wirken, in denen damals etwa 300 Knaben

und 550 Mädchen unterrichtet wurden. Eine damit verbundne engliſche Schulanſtalt zählte über 450 Zöglinge. In der höchſten Abtheilung derſelben, einer Art College, ſtudirten etwa 16 Jünglinge.

Es giebt wenigſtens im weſtlichen Indien keine von einer Miſſion unterhaltene Bildungsanſtalt für Eingeborne, die ein höheres wiſſenſchaftliches Ziel anſtrebte. Bis jetzt ſind zwei eingeborne Prediger nicht gewöhnlicher Art daraus hervorgegangen, der eine ein Parſi, der andre ein Brahmine. Trotzdem muß auch dieſe Miſſion noch immer auf Beſetzung der wichtigſten Schullehrer-Stellen mit eingebornen Chriſten verzichten. Dagegen benutzte ſie damals den einen ihrer eingebornen Prediger, den Brahminen, um den Heiden auch draußen das Evangelium predigen zu laſſen. Wie die ſchottiſche Miſſion ihre Schulthätigkeit anſieht, mag man aus folgender Darlegung erſehen, die ich dem Jahresberichte derſelben von 1849 entnehme. Da es Worte des oben erwähnten Parſi, Hormasdji Peſtondji, ſind und dieſe Worte zugleich echtſchottiſchen Geiſt athmen, ſo werden ſie meinen Leſern von um ſo größerem Intereſſe ſein.

„Sind unſre Lehrer und Schüler in ſittlicher Beziehung beſſer geworden? Dann iſt ein Punkt gewonnen. Haben wir ſie zu treuen Unterthanen und zu geſitteten Menſchen gemacht? Dann iſt der zweite Punkt gewonnen. Zu nützlichen Gliedern der menſchlichen Geſellſchaft? Dann iſt ein dritter Punkt gewonnen. Zu nützlichen Gliedern der Familie? Dann iſt ein vierter Punkt gewonnen. Haben wir ihnen richtige Vorſtellungen von Gott und göttlichen Dingen beigebracht? Dann iſt ein fünfter und zwar ſehr wichtiger Punkt gewonnen. — Nun alles dieß iſt erreicht worden, ſofern ich meinen eignen Beobachtungen und Erfahrungen während ſieben Jahren trauen darf. Und ob dann auch nicht

wirkliche Bekehrungen das Ergebniß unſrer vielfachen Miſſionsarbeiten ſind, ſo müſſen wir doch Gott, den Geber aller guten Gabe, preiſen, wenn Verſtandes- und Gewiſſens-Ueberzeugung und überhaupt geiſtige Aufklärung nur etwas werth ſind, und wenn wir, wozu wir ja vermahnt werden, dieſe geringen Tage nicht verachten ſollen."

So weit Reverend Hormasdji, der — beiläufig — gerade damals Vorſitzender der Kirk-Seſſion war, zu der außer ihm noch fünf eingeborne Chriſten gehören, und durch deren Errichtung ſich die Bekehrten vor einiger Zeit zu einer förmlichen Gemeinde der freien Presbyterial-Kirche Schottlands organiſirt hatten.

Dr. Wilſon ſelbſt ſpricht ſich über das Schulſyſtem ſo aus:

„Wir leſen nicht, daß die Apoſtel oder die Chriſten der erſten Zeit ſich viel mit Erziehung der Jugend beſchäftigten, ausgenommen ſo weit es ihre unmittelbaren Verbindungen betraf. Der Grund ſpringt von ſelbſt in die Augen: ſie wurden im Allgemeinen mit politiſcher und religiöſer Eiferſucht angeſehen und von heftiger Verfolgung heimgeſucht, wo immer ſie ihrem Einfluß einen feſten Grund und Boden zu verſchaffen ſuchten. Allein die Kirchengeſchichte verſchiedener Nationen belehrt uns, daß die Chriſten, ſobald ſie nur die Gewalt dazu in Händen hatten, ihre Aufmerkſamkeit ſofort auf Errichtung von Schulen zum Beſten und zur Bekehrung der Heiden richteten und ihre Sache gewann, wie in unſerm eignen glücklichen Vaterlande während der angelſächſiſchen Siebenherrſchaft, durch derlei Anſtalten ſehr bedeutend. Ihre Beſtrebungen verdienen in dieſer Beziehung unſre Nachahmung allenthalben, wo es die Umſtände geſtatten, beſonders hier in Indien, wo ähnliche Beſtrebungen mit einer in der That erfreulichen Leichtigkeit verfolgt werden können."

Es hatte einmal den Anſchein, als würde die Arbeit der ſchot-

tiſchen Miſſion unter den Parſis ihr ergiebigſtes Feld finden. Dieſe Hoffnung hat ſich jedoch nicht erfüllt. Gerade die Parſis zeigen ſich als die bitterſten, die bedeutendſten und die mächtigſten Gegner des Evangeliums. Sie ſind die bitterſten, denn als Nachkommen von Märtyrern ihres vom muſelmänniſchen Schwerte verfolgten Glaubens, und zumal als letzte Haupt-Ueberreſte einer einſt glorreichen Nation, halten ſie im Ganzen zäh an der Ueberlieferung der Väter, und obgleich ſie ſich ſonſt hoch über die Hindu's, als grobe Götzendiener, erheben, ſo ſtehen ſie doch gerade den Hindu's wider den Miſſionar treulich bei, — offenbar weil ſie fürchten, das Feuer in des Nachbars Haus möchte das eigne Haus mit ergreifen. Sie ſind ferner die bedeutendſten Gegner des Evangeliums, denn ſie vor allen machen Gebrauch von den Regierungsſchulen, und da ſie als unentbehrliche Unterhändler zwiſchen den europäiſchen und eingebornen Kaufleuten ſich der engliſchen Sprache in nicht geringem Grade bemächtigt haben, ſo ſteht ihnen auch der Zugang zu der europäiſchen Literatur offen und ſie ſind ſo wohl bewandert in demjenigen Theile derſelben, welcher dem Unglauben dient, daß ſie ſelbſt von Strauß Kenntniß genommen haben. In ihren Händen ſind die meiſten einheimiſchen Zeitungen, und obſchon ſie es einzelnen Hindu's in tieferer Faſſung ihres Gegenſtandes nicht gleich thun, ſo ſind ſie doch die Leute, das, was ſie wiſſen, an den Mann zu bringen. Sie ſind endlich auch die verhältnißmäßig mächtigſten Gegner des Evangeliums, denn wenn auch ihr Pantchat, — eine Art von Synedrium, — immer mehr an Anſehen verliert, ſo dient er doch dazu, den miſſionsfeindlichen Beſtrebungen unter den Parſis mehr Einheit zu verleihen, ſo weit das bei ihrer Geſpaltenheit in zwei Secten angeht. Dazu kommt, daß einzelne Glieder des „hohen Rathes" ein bedeutendes Vermögen beſitzen, — eine Eigenſchaft, die bei den Parſis um

ſo mehr gilt, da ſie als Krämer im Ganzen genommen die klingende Münze zu ſchätzen wiſſen. Die Parſis bilden mit Einem Worte die eigentliche Geldmacht in Bombay.

Die ſchottiſche Miſſion in Bombay hat auch äußerlich mancherlei Wechſelfälle durchzumachen gehabt. Im Jahre 1823 von der ſchottiſchen Privat-Geſellſchaft begonnen, ging ſie 1838 in die Hände der ſchottiſchen Kirche über, und als etwa fünf Jahre ſpäter ein Theil derſelben unter dem Namen „freie Kirche" ausſchied, ſo erklärten ſich die bedeutendſten Miſſionare in Bombay für die Ausgeſchiedenen. Wie es ſcheint unerwarteter Weiſe, mußte ſie die Miſſions-Grundſtücke und Baulichkeiten der Landeskirche überlaſſen, und es gehörten in der That nicht geringe Anſtrengungen dazu, den ungeheuern Verluſt durch Sammlung von Privat-Beiträgen zu erſetzen. So unterhielt denn damals die ſchottiſche Landeskirche nur noch einen einzigen unordinirten Miſſionar zu Bombay und dieſer beſchränkte ſeine Wirkſamkeit auf die Schule.

Meinen Leſern wird nun, nachdem ſie einen Blick in das Getriebe der hieſigen Miſſion gethan haben, die Frage auf der Zunge ſchweben: Was iſt das Geſammt-Ergebniß derſelben in Bezug auf den eigentlichen Zweck der Miſſion!

In der amerikaniſchen Miſſion waren von Anfang an bis 1850 etwa 50, in der ſchottiſchen etwa 40 und in der anglikaniſchen etwa 25 (Kinder eingerechnet) getauft worden. Darunter wird es natürlich Wenige geben, die nicht innerhalb der Miſſion angeſtellt ſind oder doch von der Miſſionskaſſe mehr oder minder abhängen. Am fernſten halten ſich die religionskalten Djaina's, die fanatiſch-heißen Muhamedaner und die überlieferungszähen Juden.

Bedenkt man, daß drei verſchiedene Miſſions-Geſellſchaften länger als ein Vierteljahrhundert hindurch in Bombay gearbeitet haben

und daß damals die amerikaniſche Miſſions-Geſellſchaft 3 Miſſionare und 19 eingeborne Lehrer und Lehrerinnen, die anglikaniſche ebenfalls 3 Miſſionare, 1 europäiſchen Katecheten, 1 europäiſche Lehrerin und 25 bis 30 eingeborne Lehrer und Lehrergehülfen, — die ſchottiſche endlich 4 Miſſionare und eine große Menge eingeborner Lehrer und Lehrergehülfen in Bombay unterhielt, ſo kann man nicht anders ſagen, als daß das Ergebniß auffallend gering erſcheint und der Umſtand, daß im Augenblick faſt eben ſo viele in der Miſſion beſchäftigt waren, als von Anfang an getauft wurden, macht das Mißverhältniß zwiſchen Arbeits-Kräften und Erfolgen noch hervorſtechender.

Man würde indeß der Sache Unrecht thun, wenn man das Maaß der Erfolge lediglich nach der Zahl der einzelnen Bekehrungen beſtimmen wollte. Die allgemeine Wirkung der Miſſion auf die umgebende Hinduwelt nicht bloß, ſondern auch auf die hieſigen Europäer iſt gewiß mit in Rechnung zu bringen. Daß aber die Heiden in weitern Kreiſen von der hieſigen Miſſion berührt worden ſind, davon zeugen mehrere Thatſachen, beſonders die eine, daß die Muslims ihren Koran eifrig zu drucken und zu verbreiten angefangen, und die andre, daß die Parſis einen Theil ihrer h. Bücher, ihre Zend-Aveſta, lithographirt und eine Ueberſetzung derſelben in's Guzerati bewerkſtelligt haben. Bei alledem aber bleibt das gewiß: Das Ergebniß der hieſigen Miſſions-Arbeit muß zur Zeit ein verhältnißmäßig geringes genannt werden, und die vielfach gemachte Bemerkung, daß die großen Städte Indiens, namentlich ſolche, die eine ſtarke europäiſche Bevölkerung haben, ſich für die Miſſion am unfruchtbarſten erweiſen, erſcheint nicht ſo ungegründet. Es wurde zwar neulich in einer indiſchen Zeitung von dem verbeſſernden Einfluſſe, den die britiſche Bevölkerung auf Calcutta ausgeübt, viel Rühmens gemacht;

ich muß aber ſtark daran zweifeln, daß ſich dieſer verbeſſernde Einfluß auf das Beſte, — die Sittlichkeit — mit erſtrecke. Hier wenigſtens ſcheint die eingeborne Bevölkerung von den Europäern im Großen und Ganzen nicht den Eindruck zu haben, daß ſie ihnen in ſittlicher Beziehung durchweg überlegen ſeien. Den verhältnißmäßig beſten Titel, den ſie ihnen im Allgemeinen geben, iſt: Schuldenmacher. Wie viel aber ein einzelner leichtſinniger Europäer der Miſſion ſchaden kann, davon habe ich ſelbſt ein Beiſpiel vor Augen gehabt. Als nämlich Bowen, Miſſionar der amerikaniſchen Geſellſchaft, und der mit der ſchottiſchen Miſſion verbundene Brahmine Narayen mit den Heiden am Strand des Meeres öffentlich diſputirten, kam ein junger Engländer zu Pferde vorbeigeritten. Der verſammelte Volkshaufen zog ſeine Aufmerkſamkeit an ſich. Er reitet heran und hält. Nachdem er eine Weile zugehört, fragt er einen der Umſtehenden: Was giebts? Da er die Antwort nicht gleich verſteht, ſo drängt ſich faſt die Hälfte der Zuhörerſchaft dienſtgefälligſt um des Sahibs Pferd. Kaum aber vernimmt er, daß man ſich hier mit den Miſſionaren unterredet, ſo macht er eine verächtliche Geberde und galoppirt in demſelben Augenblicke davon. Ein ſchallendes Gelächter folgte ihm ſeitens der dankbaren Heiden nach. Es iſt hier wohl der Ort, ein paar Worte mehr zu ſagen darüber, wie die Miſſion von verſchiedenen Seiten her in Bombay angeſehen wird. Nun, die Regierung als ſolche legt ihr kein eigentliches Hinderniß in den Weg. Die religionsloſen Regierungsſchulen können wohl kaum in einem ſolchen Lichte betrachtet werden, denn einerſeits folgt die Regierung hierbei ihren eigenen, wenn auch beſtreitbaren Grundſätzen, und in der Einrichtung derſelben nichts als einen beabſichtigten Gegenſatz gegen die Miſſionsſchulen zu ſehen, möchte wohl ungerecht ſein; anderſeits aber leiten ſie eine große Maſſe

von Elementen, die nichts als gemeinnützige Kenntniſſe zu ihrem künftigen Fortkommen ſuchen, von den Miſſionsſchulen ab, und bewahren dieſelben vor unnützer Ueberfüllung und unnöthigem Koſtenaufwand, indem ſie ihnen zu gleicher Zeit einen heilſamen Sporn in die Seite drücken. Wie wenig es förmlicher Grundſatz der hieſigen Behörden iſt, der Miſſion wehe zu thun, läßt ſich ſchon daraus erklären, daß die Gemahlin des Gouverneurs, Lady Falkland, kein Bedenken trägt, einige Schulen unter Beaufſichtigung der anglikaniſchen Miſſion auf eigne Koſten zu unterhalten. Leider betheiligt ſich das engliſche Publicum verhältnißmäßig noch immer wenig an der Miſſionsſache. Das Jahresfeſt der Auxiliary Church Miſſionary Society, an deren Spitze der Biſchof von Bombay ſteht und die ſchon aus national-kirchlichen Gründen hier auf den breiteſten und ſicherſten Boden rechnen darf, war wohl kaum von 100 Perſonen beſucht, und wenn auch die perſönliche Theilnahme an einem Miſſions-Jahresfeſte noch kein untrügliches Maaß der Herzenstheilnahme iſt, — ſo läßt ſich doch etwas daraus erſehen. Der Jahresbericht von 1849 weiſt nicht mehr als 1650 Rupien ſtehender Beiträge aus Bombay auf.

Was die öffentliche Meinung anlangt, ſo nahm von den vier engliſchen Zeitungen, die damals in Bombay erſchienen, eigentlich nur eine zuweilen Parthei gegen die Miſſion, ſo jedoch daß heilſame Wahrheit mit unterlief. Aber auch die Heidenwelt hat hier eine öffentliche Stimme, die ſich in verſchiedenen Zeitungen auf Marathi, Guzerati, Perſiſch und Hindoſtani vernehmen läßt. Hier war es wiederum nur Ein Blatt „die Geißel", das, wie ich höre, zuweilen einen Ausfall auf die Miſſion machte.

Soll ich nun auch den confeſſionellen Standpunkt der hieſigen Miſſionen bezeichnen, ſo kann ich mich kurz faſſen. Der große American Board iſt bekanntlich unions-geſinnt. Da mein Bericht

über die nordamerikaniſche Miſſion auf dem Libanon (Erſter Band, S. 81 — 103) ſich auch über den Charakter derſelben ausließ, ſo brauche ich nur zu bemerken, daß die hieſige nordamerikaniſche Miſſion alle weſentlichen Charakterzüge jener Miſſion auf dem Libanon in confeſſioneller Hinſicht theilt, und ſie vielleicht noch ſtärker hervortreten läßt. Charakteriſtiſch iſt es jedenfalls, daß das untere Stockwerk der Miſſionscapelle die Druckerei bildet, daß der kleine Communionstiſch vor der dahinterſtehenden gewaltigen Kanzel faſt ganz verſchwindet, daß der Prediger in rein bürgerlicher Tracht vor die Gemeinde tritt, und daß in dem ganzen Gottesdienſt auch nicht eine Spur von Liturgie zu finden iſt. — Die anglikaniſche Miſſion betreffend, ſo iſt ihr confeſſionell entſchiedner Charakter nicht minder bekannt, nur daß, der eigenthümlichen Richtung der anglikaniſchen Kirche gemäß, der Hauptton nicht ſowohl auf das Bekenntniß, als vielmehr auf die Verfaſſung fällt. Am aller entſchiedenſten confeſſionell aber ſcheint mir die ſchottiſche Miſſion zu ſein. Ich ſchließe das aus einer Stelle des Jahresberichts von 1848, die ſo lautet: „In der Zeit, die zwiſchen ihrer (der Kirchenälteſten) Wahl und Ordination lag, gingen die Vier von ihnen, die nicht im geiſtlichen Amte waren, mit mir (Dr. Wilſon) unſer ganzes Glaubensbekenntniß, das ſie zu unterzeichnen hatten, Satz für Satz durch u. ſ. w.“ Es bedarf übrigens wohl kaum der Bemerkung, daß die ſchottiſche Miſſion der amerikaniſchen in confeſſioneller Eigenthümlichkeit am nächſten ſteht.

Sonſt ſind wiederum alle drei darin ähnlich, daß keine derſelben ganz frei von methodiſtiſcher Anſchauungsweiſe iſt; denn Ausdrücke wie der „die Verſammlung kann ſich nicht eher zufrieden geben, als bis eine entſchiedne und allgemeine Ausgießung des Geiſtes aus der Höhe verwirklicht iſt“ laſſen ſich doch wohl kaum anders als aus methodiſtiſcher Anſchauungsweiſe erklären,

und ähnliche Ausdrücke, wenn auch nicht von derſelben Stärke, kommen bei allen dreien gelegentlich vor. Ein Gleiches läßt ſich in Bezug auf die Feier des Sonntags ſagen, in der alle drei mehr oder minder auf altteſtamentlichem Standpunkte ſtehen.

Trotz confeſſioneller Verſchiedenheit aber unterhalten die Miſſionare zu Bombay einen perſönlich freundſchaftlichen Verkehr. Schon vor mehr als zwei Jahrzehnten traten Abgeordnete von fünf Miſſionen in der nordamerikaniſchen Miſſionscapelle zuſammen und bildeten einen Verein für Förderung chriſtlicher Gemeinſchaft und für Beſprechung der beſten Mittel zur Förderung des Reiches Chriſti hier zu Lande. Der Verein ging zwar in der Folgezeit wieder ein; an deſſen Stelle iſt aber nach längerer Unterbrechung ein andrer getreten, der ohne ausdrückliche Grundbeſtimmungen ſich möglichſt formlos hält und ſich auf die Miſſionare in Bombay beſchränkt. Allmonatlich verſammeln ſich dieſelben in dem Hauſe eines ihrer Collegen. Jeder lieſt ein von ihm ſelbſt gewähltes Capitel der Schrift und knüpft daran ein Gebet, und zwar unmittelbar, indem eine Beſprechung des Inhalts, weil ſie zu confeſſionellen Differenzen führen könnte, abſichtlich vermieden wird. Darauf folgt eine kurze Berathung über praktiſche Miſſions-Fragen. So wurde es wenigſtens damals gehalten.

Ich würde übrigens der Sache nicht völlig gerecht werden, wenn ich nicht zum Schluß noch eines Miſſionars der nordamerikaniſchen Geſellſchaft, des Rev. Bowen, noch einmal beſonders Erwähnung thäte. Dieſer hat nämlich unter dem 8. Januar 1849 eine Anſprache an ſeine hieſigen Collegen erlaſſen, die auch ihren Weg in öffentliche Blätter gefunden hat. Der Gegenſtand, den er darin behandelt, betrifft das Leben des Miſſionars, namentlich in Indien. Der Verfaſſer erklärt, lange darüber nachgedacht zu haben und endlich an der Hand der Schrift zu folgendem Ergebniß

gelangt zu ſein: Die Art, wie wir bisher gelebt, iſt nicht die möglichſt angemeſſne. Diejenigen, die durch die weltlichen Vortheile, die mit unſrer Stellung verbunden ſind, ſich haben anziehen laſſen, — wie unempfänglich ſind ſie für den religiöſen Einfluß geblieben, den wir auf ſie zu üben geſucht haben. Zwiſchen den Sahiblog (den engliſchen Gentlemen) und den Eingebornen iſt eine gähnende Kluft. Die Sahiblog ſind in Wahrheit die Herren des Landes. In ihren Händen liegen die Schätze des Landes, liegen alle Aemter des Staates, und wen von den Eingebornen nach dieſen Dingen gelüſtet, der ſchauet zu ihnen auf. Wenn nun der Bote des Evangeliums als mit ihnen auf gleicher Stufe ſtehend erſcheint, ſo wird ihn ein gewiſſer äußrer Nimbus (Superiority) umkleiden, der ſeinem moraliſchen Einfluſſe als Miſſionar nur im Wege iſt. So oft der Miſſionar Sahib[63] auf den Bazar geht, wird er wie auf einem hohen Piedeſtal daſtehen, und das Volk wird natürlich zu ihm hinaufblicken, mag er auch mit Rückſicht auf ſeine frühere Stellung in der Heimath vielleicht tief abwärts geſtiegen ſein.

So und in ähnlicher Weiſe ließ ſich der Verfaſſer nicht lange vor meiner Ankunft in Bombay vernehmen. Und was er ſo als ſeine innerſte Ueberzeugung in dem gedachten Schriftchen ausgeſprochen, das hatte er auch alsbald für ſeine Perſon in's Werk geſetzt. Er hatte ſeine Wohnung mitten unter den Eingebornen in einem ganz gewöhnlichen Hauſe derſelben aufgeſchlagen und erwarb ſich dadurch, daß er täglich eine Stunde Unterricht in einer europäiſchen Familie ertheilte, ſeinen Lebensunterhalt, der ihm erſtaunlich wenig koſtete. Gleichwohl wollte er ſeine Lebensweiſe nicht für allgemein maßgebend angeſehen wiſſen, am allerwenigſten für Verheirathete, indem allerdings nicht jeder Miſſionar ſo kräftig und ſo abgehärtet ſei, wie er. Uebrigens beſtand zwiſchen ihm und ſeinen

Collegen nach wie vor ein freundschaftliches Verhältniß; auch möchte sein immerhin ehrenhaftes Beispiel, obschon die Nachahmung desselben in seinem ganzen Umfange nicht einem Jeden ohne Weiteres zur Pflicht gemacht werden kann, kaum ohne allen Segen bleiben.[54]

II.

Tulu-Land.

Nach Mangalore. Aufenthalt daſelbſt.

Die zwei Monate, die wir in Bombay zubringen durften, gingen raſch und angenehm zu Ende. Am Morgen des 11. Februar geleitete uns unſer lieber Gaſtfreund auf den Dwarka, einen kleinen Dampfer, der in dieſer Jahreszeit zwiſchen Bombay und Colombo lief und auf dieſer Küſtenfahrt bei Goa, Calicut und Cochin und, falls es die Umſtände mit ſich brachten, auch bei Mangalore anlegte. Für den letztern Ort hatten wir ſelbſt uns einſchreiben laſſen. Erſt um drei Uhr des Nachmittags wurden wir flott.

Das war eine der luſtigſten Meerfahrten. Nie verloren wir die felſige, ſteile, ſchluchtenreiche Küſte aus den Augen, die beiläufig für Seeräuber wie gemacht iſt. Mit dem Fernrohr in der Hand ließ ich ſie Schritt für Schritt an mir vorüberziehen. Zwiſchen neun und zehn Uhr am Abend paſſirten wir Fort Victoria, ſo recht in der Mitte Concans.[65]

Als ich am andern Morgen auf das Verdeck trat, fand ich das Ausſehen der Küſte bedeutend geſänftigt. Um ſechs Uhr lagen die unverkennbaren Felſen von Bingorla vor uns, von wo diejenigen Miſſionare, die für Süd-Mahratta beſtimmt ſind, die Ghats hinaufzuſteigen pflegen, und um elf Uhr ankerten wir in dem ſchönen Hafen von Goa, — der alten Hauptſtadt der portugieſiſchen Niederlaſſungen in Vorder- und Hinterindien, auf den indiſchen

Inſeln, in Oſtafrika, Arabien und Perſien, — dem letzten Aſyl portugieſiſcher Herrſchaft in Indien.

Schade, daß wir nur ſo lange anhielten, bis die paar Paſſagiere für Goa gelandet waren. Die Stadt ſelbſt mit ihren dunkeln Kirchen und ihren noch dunkleren Inquiſitionsgefängniſſen liegt zu weit landeinwärts, als daß man vom Hafen aus auch nur einen Theil derſelben erblicken könnte. Wir ſahen nichts als den Leuchtthurm.

Wie biſt du herabgekommen, du Fürſtin der Heiden, du Meeresbeherrſcherin! Es gab eine Zeit, wo die Kinder der indiſchen Könige ſich zu Goas Füßen ſetzten! Was für ein Leben in den jetzt verödeten Straßen wogte, als z. B. der König von Tanur, der, 1549 heimlich getauft, auf dem nackten Buſen ein eiſernes Kreuz, äußerlich aber die ariſche Schnur trug, die indiſche Capitale ſeiner neuen Glaubensgenoſſen beſuchte!

Verwandte und Prieſter beſchworen ihn, doch ja zu bleiben, als die acht Zweiruderer, die ihn nach Goa geleiten ſollten, im Hafen ſeiner Reſidenz anlangten. Er aber ließ ſich mitten in der Nacht an einem Seile über die dreifache Mauer hinunter und erreichte die Schiffe ſicher, obſchon nicht ohne Verletzung. Nun donnerten die Kanonen; Tanur ſchreckte auf aus ſeinem Schlafe und ſammelte ſich händeringend am Ufer. Dom Joao — ſo unterſchrieb ſich der König ſeit ſeiner Taufe — wurde in Goa mit Artillerie-Salven empfangen. Die Straßen waren mit ſeidenen Decken belegt und Triumphbogen erhoben ſich allenthalben. Der Vicekönig war in Zweifel geweſen, ob er ihn als einen *chriſtlichen* Monarchen empfangen dürfe; der weitherzige Biſchof hatte ihn mit Berufung auf Leute wie Gamaliel darüber beruhigt. Der Biſchof ſelbſt zog dem krypto-chriſtlichen Könige ohne Weiteres mit einem großen Kreuze entgegen. Dom Joao umarmte es, eilte

in die Kirche, um einem pomphaften Te Deum beizuwohnen, und ritt dann in seine Herberge. Zehn Tage blieb er in Goa. Während der ganzen Zeit hörte man nichts als Glockengeläute, und sahe nichts als Stierkämpfe, Reitergefechte und Spiele aller Art. In allen Kirchen wurde ihm als einem christlichen Monarchen geräuchert. Noch ehe er aber in der Sacristei die Firmelung empfing, ging man ihm ernstlich zu Gewissen: er solle doch nicht länger auf beiden Seiten hinken, sondern seinen Unterthanen durch ein offnes Bekenntniß zum Christenthum vorangehen. Dom Joao versicherte unter Thränen, er trage die arische Schnur vor der Hand bloß fort — aus Sorge nicht für sich, sondern für die Seelen seiner Unterthanen, die nur auf dem langen Wege milder Vorsicht für etwas Neues zu gewinnen seien; zudem habe sein älterer, Regierungs-unfähiger Bruder an dem Tamutiri (dem Zamorin der Portugiesen) einen beständigen Aufreizer! Als Vicekönig und Bischof im folgenden Sommer seinen Besuch in Tanur erwiederten, ließ er ihnen zu Ehren vor seinem Schlosse zwei große Kreuze errichten und allenthalben ausrufen: Alle Fischer sollen flugs Christen werden, wo nicht — das Land räumen. Die Nairen und Brahminen dagegen lockte er durch die goldigsten Versprechen. Vergebens. Er selbst ist trotz seiner heiligsten Confirmations-Gelübde als Krypto-Christ gestorben.

Doch ich muß meine Leser für diese kleine Abschweifung um Nachsicht bitten. Wir hatten bei Goa bereits die größere Hälfte unsrer dießmaligen Seereise hinter uns.

Unter unsern paar Reisegenossen war ein ziemlich wunderlicher Kautz, — ein Engländer aus Cochin. Der wußte aufs genauste zu sagen, wie ein gewisses Gericht in Süd-Amerika und wie in China schmecke. Auch war ihm mit nichten unbekannt, wo man in Calcutta die besten Stachelbeeren mit Milch und in Bombay das beste Beef speise.

Am 13. Februar waren wir früh um acht Uhr Andjudivu (Fünf-Inſel) gegenüber, einer portugieſiſchen Niederlaſſung für Sträflinge. Dort gründete der erſte portugieſiſche Vicekönig, Almeida, von Franziskanern und andern Geiſtlichen unterſtützt, die erſte Colonie. Später ſahen wir die Umgegend von Honore, der nördlichſten Küſten-Station der Basler Miſſionen, in Nord-Canara, und lagen dann um zwei Uhr am Morgen des folgenden Tages vor Mangalore. Leider iſt der Hafen dieſer Stadt ſo ſchlecht beſtellt, daß wir weit im Meere Anker zu werfen genöthigt waren. So mußten wir denn bis zur Morgendämmerung warten, ehe man uns in einem kleinen Boote zu landen vermochte.

Kaum hatten wir unſern Fuß auf das Ufer geſetzt, ſo kam uns ſchon die fürſorgende Liebe der Basler Freunde entgegen, die unſre Ankunft erwarteten. Herr Mögling bewillkommnete uns zuerſt auf dem ſchönen grünen, luſtigen Hügel Balmatta, der unſre zweite Heimath in Oſtindien werden ſollte.

Und eine freundliche Heimath war's. Einſt rauſchte dieſer Hügel vom Getümmel des Krieges, denn hier hatte zu ſeiner Zeit der wohlbekannte Heider Ali ſein Lager. Jetzt handhabte man hier die geräuſchloſen Waffen des Evangeliums und die Künſte des Friedens, denn auf dieſem Hügel iſt ein Seminar zur Heranbildung eingeborner Lehrer, Katecheten und Prediger, eine Induſtrieſchule und eine Druckerpreſſe.

Der Hügel hatte aber auch ſeine natürlichen Reize. Alles duftete ſo friſch und die Vögelchen ſangen ſo luſtig, wenn wir am Morgen darauf umherſpazirten. Welch' eine üppige Mannichfaltigkeit des Baum- und Pflanzenwuchſes! Zierliche Kokospalmen, rieſige Banianen, großblättrige Jackbäume, rothblütige Kadſchu's, zitterlaubige Pippala's dazwiſchengedrängt, kerzengrade dunkelgrüne Sampraſi's, Papa's mit kronenartig gruppirten gefingerten Blättern

an langen Stielen, laubloſe Baumwollenbäume mit weißen duftigen Blüthen, ſchattige Mango's mit braungrauer Rinde und langen ſchmalen ſpitzigen Blättern. Daneben aber noch eine ganze Menge von Bäumen, deren Namen ich nicht anzugeben vermag: manche ebenfalls blätterlos und manche äußerſt feinblättrig, mit hochrothen, Roſa-farbigen und Jasmin-artigen Blumen. Der Boden ſelbſt war hie und da von einem Pflänzchen bedeckt mit kleinen friſchgrünen Blättern und einer Blüthe, deren Form an den Jasmin und deren Farbe an die Granate erinnert. In dem Garten ſelbſt, welcher, der Bewäſſerung fähig, an einen engliſchen Beamten verpachtet war, wucherten neben den wohlbekannten Küchen-Pflanzen des Abendlands, als Salat, Kohl und Selerie, ganze Beete voll Ananas mit langen ſchmalen ſtachelrandigen Blättern, und Bananen mit ſo rieſigen Trauben, daß wir zuweilen dreihundert Stück Finger-lange und drei Finger dicke Früchte an einem einzigen Stengel zählten.

Hier auf Balmatta koſteten wir zuerſt den Palmenſaft, der, friſch von dem Baume abgezogen, wie ſüßer Moſt ſchmeckt, ſchon nach einer Stunde aber ſauer wird, gährt und zu einem berauſchenden Getränke wird. Auch verſuchten wir die Früchte der Palmyra-Palme, die, von der Größe wie Stettiner Aepfel, Johannisbeertrauben-artig an einem ſtarken Stengel ſitzen. In jedem Viertel der Frucht ſteckt ein großes gallertartiges Auge von ziemlich ſüßem Geſchmacke.

Die Ausſicht von unſerm Hügel war in der That reizend. Am Fuße desſelben nach Mittag zu lag ein dunkelgrüner Palmenwald und darüber hinaus das blaue Meer mit ſeinen ſtets webenden Farben. Aus dem erſtern blickte hie und da eine freundliche Wohnung heraus, auf dem letztern flog dann und wann ein ſchwellendes Segelſchiff vorüber. Dahinab ſchauete es ſich gar zu

ſchön aus der kühlen Verandah, und die Mahlzeiten, die wir in der luftigſten Ecke einzunehmen pflegten, mundeten vortrefflich. Schaaren von Krähen ſammelten ſich dort ſtets zur Mittagszeit um unſre Tafel und miſchten ihre kreiſchenden und doch in gewiſſer Weiſe traulichen Stimmen in unſre freundlichen Geſpräche.

Es war, als wenn auf Balmatta immer Sonntag wäre; ſo ſtill und friedlich erhob ſich der ſchöne Hügel über Wald und Meer. Unten in der Stadt ging es, wie in allen Hindu-Orten, laut genug her. Die Hindufeſte reißen ja nicht ab, beſonders an Orten wie Mangalore, wo ſo viele Kaſten, Secten und Landsmannſchaften zuſammengedrängt ſind, und an dieſen Feſten grade findet der ſinnliche Theil des Hindu, der ohne Lärmen keine Freude kennt, ſeine eigentliche Rechnung. Denn ſo ſagt das Sprüchwort: Wenn ihr Oel bekommt (zum Bade), ſo iſt's Jugadi (Neujahr am 25. März) und wenn ihr zu eſſen bekommt, ſo iſt's Dipavali. In jenen Tagen aber feierten die Radjputen, die meiſt im Heere dienen, und die Guzerati Leute ihr Holi, und dieſes Feſt iſt bekanntlich das allergeräuſchvollſte. Dennoch drang der Lärm der heidniſchen Trommel nicht nach Balmatta hinauf, — und auch die geſchäftige Zunge müßiger Hindus ließ ſich nur ſelten da oben vernehmen. Bloß zwei Koraga's aus den Bergen, die ſich mit dem Flechten von Körben und Stühlen beſchäftigen, hatten unter dem hohen Schattendach der Banianen hinter dem Hauſe ihr zeitweiliges Lager aufgeſchlagen. Nach dem frühern Geſetze durften weder Koraga-Männer noch -Weiber ſich kleiden. Sie gehen auch jetzt noch ziemlich nackt; die Frauen pflücken ſich ihre Bedeckung vom erſten beſten Baume mit breiten Blättern. Aber ihre Ausſage vor Gericht gilt faſt wie ein Eid, und Ehebruch wird unter ihnen nicht gefunden. Alſo allen Reſpect vor den armen nackten Creaturen, die für die einſtmaligen Herren des Bo-

dens gelten. Zu gewiſſen Stunden verſammelten ſich auch mehrere eingeborne Gelehrte auf Balmatta, die dem Herrn Mögling bei ſeiner Bearbeitung einer canareſiſchen Blumenleſe halfen. Ein halb nackter Brahmine, der die Bhagavat Purana abſchrieb, nahm ſich mit der heiligen Schnur über der bloßen Schulter und Bruſt — und mit der europäiſchen Brille auf der Naſe faſt ſchnurrig aus.

Die Unpäßlichkeit, die mich auf der ganzen Reiſe begleitet hatte und nur auf der See immer gewichen war, ſtellte ſich auch hier wieder ein. Dennoch verlebten wir auf Balmatta ein paar recht glückliche Wochen. Beſonders wohlthuend war es, daß ich mich dort in der That von einer eigentlichen Miſſionsthätigkeit umgeben ſah, während in Bombay die Arbeiten der Miſſionare in Schule und Preſſe faſt aufzugehen ſchienen. Die Miſſionsthätigkeit im engern Sinne war freilich mehr an das Miſſionshaus unten in Mangalore gebunden; allein die Heranbildung eines eingebornen Lehrſtandes aus der fähigſten Jugend der neugewonnenen Gemeinde läßt ſich ſo wenig davon trennen, daß ſie recht eigentlich den Schlußſtein bildet. Und ſo war denn das Seminar auf Balmatta für mich immerhin das Wichtigſte.

Wir waren übrigens auch nicht ſelten im untern Miſſionshauſe. Herr Greiner, einer der drei erſten Basler Miſſionare auf dieſer Küſte, der ſich meiner leiblichen Schwäche wahrhaft mütterlich annahm, bewohnte es. Ein wunderhübſches Haus in einem Gehöft voll dunkelſchattiger Kokospalmen und damals gerade ſchneeweiß blühender Kaffebäume. Wir fanden mehrere chriſtliche Familien in dem reizenden Garten angeſiedelt: Schloſſer, Schmied, Weber, Polizeiſoldat und Knecht. Dort ſind auch die Gemeindeſchulen und das Gemeinde-Kirchlein. In dem letztern wohnten wir eines Sonntags zum erſten Male einer Heidentaufe bei.

Die engliſche Schule, die der Miſſion nur im entferntern Sinne dient, liegt nicht mit innerhalb des Miſſionsgehöftes. Herr Hoch geleitete mich, mitten durch das Quartier der Brahminen, eines Tages dorthin. In dem dazugehörigen Garten ſah ich zuerſt die rohrſchlanke Areka und die feinblättrige Tamarinde mit ſäuerlicher Frucht in ſchotenähnlicher Hülſe. Ein ungeheurer Götzenwagen kam mir auf dem Nachhauſewege entgegen.

Herr Greiner war ſo gütig, mich eines Vormittags in und bei Mangalore umherzuführen. Die ganze Stadt ſammt Umgebung iſt ein ungeheurer Park von Palmenhainen, Reisfeldern und Zuckerpflanzungen. Allenthalben ſchattige, in vielen Farben blühende Bäume, Hecken von Aloe und Ananas, grasbedeckte Hütten der Eingebornen aus Bambus. Eine zauberiſche Landſchaft!

Bergbewohner begegneten uns mit wildem Honig, den ſie von den Ghats her zu Markte brachten. Frauen, zum Theil mit einem Kinde auf dem Arme, umgingen feierlich die heilige Pippal am Wege. Im Hafen ſahen wir gewaltige Haufen von Betelnüſſen und Reis, — dem Hauptſtapel von Mangalore. Weiterhin verkündete uns eine alte graue Moſchee, daß auch hier die Jünger des falſchen Propheten ſich eingeniſtet haben. Dicht daneben liegt ein Teich, der in der Geſchichte der dortigen Miſſion eine Rolle geſpielt hat. Dahinein hatte man in jener Zeit, wo noch der erſte Unwille über die neue Miſſions-Niederlaſſung nicht überwunden war, den Leichnam des Thieres geworfen, das den Juden und Muhamedanern ein Greuel iſt, und dieſen Frevel den Miſſionaren aufgebürdet. Dem muhamedaniſchen Aufſtande, den dieß zur Folge hatte, entgingen die Miſſionare kaum mit dem Leben.

Wir beſuchten darauf eine ganze Menge heiliger Gebäude: einen Durga-Tempel der Goldſchmiede, einen Siva-Tempel der Sarasvata's, einen Ganeſa-Tempel der Tulu's, ein Heiligthum der

Maha-Devi und ein Heiligthum des Rama, ein Hoſpiz für Concani's und ein anderes für Sarasvata's. Auch in eine Herberge für umherziehende Religioſen traten wir, und ſprachen dort einen Jogi aus Benares ſammt Frau. Die Sonne hatte ihn kohlſchwarz gebrannt, und da ihm das Haar ſtruppig vom Kopfe hing, ſein ganzes „Mäskchen aber beſondern Sinn weiſſagte", ſo konnte man ihn viel eher für einen Dämon, als für einen Heiligen halten.

Wir ſahen auch einen kleinen Bhuta- oder Teufels-Tempel für Tulu-Sclaven, die — ſo ſagt man — dem Tamulenlande entſtammen. Dieſe Dämonenheiligthümer finden ſich ſtets neben Hainen. Nicht weit von dem eben erwähnten Tempelchen iſt ein größerer Teufels-Tempel und dicht dabei der übliche Schuppen mit einer kriegeriſchen Geſtalt zu Pferde. Tiefer unten liegen zwei ähnliche Heiligthümer; das eine gehört dem Mundadei und das andere der Djumadi. Dicht daran ſteht der Tempel zweier Könige, Mandjednara und Puledara, mit zwei Thronen. Sie kamen der Sage nach auf Schiffen nach Mangalore. Man opfert ihnen allmonatlich Blumen und feiert ihnen auch alljährlich ein großes Feſt. Wir traten ein paar Minuten in das Haus eines Billavers, deſſen Bruder den Prieſter in jenem Tempel macht. Die Frauen, mit Spangen an Händen und Füßen, drei Ringen im Ohr und einem vierten in der Naſe, drängten ſich neugierig herzu, und als Miſſionar Greiner den unterdeß herzugekommenen Mann zur Aufgabe des Teufelsdienſtes ermahnte, ſo erwiederte dieſer wie triumphirend: Ei, die engliſche Regierung hilft ja den Tempel unterhalten.

Eines Nachmittags beſuchten wir auch den Ort, dem der Name Mangalore, d. i. Mangala-Ort, recht eigentlich gilt.[56] Die Mangala Devi, d. i. die Gemahlin Siva's, hat dort einen ſehr alten Tempel. Fünf bis ſechs mächtige Pippalbäume umſchatten ihn.

Wir verbrachten einen ſehr angenehmen Abend im Hauſe des

Herrn Anderſon, Hauptrichters zu Mangalore. Es liegt nicht weit von Balmatta auf einem noch höheren Hügel, in einem noch ſchöneren Park. Kaum waren wir in die große, über grüne Höhen auf das Meer hinabſchauende Säulenhalle eingetreten, ſo heimelte es uns trotz der echtindiſchen Umgebung an: auf dem Tiſche ſtanden Veilchen und Paſſionsblumen. Das duftete und blickte Einem in die deutſche Seele hinein!

Einige Tage ſpäter nahm mich Herr Anderſon mit in den Gerichtshof. Allenthalben kauerten Schreiber auf dem Boden umher. Der muſelmänniſche College des Herrn Anderſon hatte gerade einen Rache-Proceß unter den Händen. Ein Concani war der Kläger — gegen Drei. Die Verhandlungen, die gewöhnlich in canareſiſcher Sprache geführt werden, gingen dießmal auf Hinduſtani vor ſich.

Schon vorher war ich mit Herrn Anderſon im Gefängniß geweſen, das damals 315 Verbrecher — meiſt männlichen Geſchlechts — zählte. Die Chriſten ſaßen geſondert, eben ſo die unter ſich ſelbſt mehrfach geſchiedenen Klaſſen der Brahminen. Man beſchäftigt die Verbrecher mit Baumwollſpinnen, Schmieden, Steinhauen und Straßenbau. Im Uebrigen aber hält man ſie eher zu gelinde als zu ſtreng; man verſorgt ſie ſogar mit Betel und Tabak.

Da dürfte wohl mancher arme Wicht, der es noch nicht bis zum Gefängniß gebracht hat, bei ſich ſelber ſprechen: „Das geht ja hoch her, bin auch dabei.“

Das Tulu-Land und -Volk.

Wenn man von Bombay her bei Mangalore landet, ſo wird das Auge, das ſich lange an den unbeſtimmten Umriſſen der nahen Küſte hatte begnügen müſſen, mit einem Male reich geſättigt an dem ſtundenlangen Baum- und Pflanzen-Dickicht, in deſſen Schirm und Schatten am Saume des Meeres hin die Häuſer und Hütten der Eingebornen, hier zu Straßen verbunden, dort in Gruppen geſchaart, hier endlich als einzelne Gehöfte ſo tief begraben liegen, daß man von dem benachbarten Hügelland aus eben nur einen ungeheuren Wald zu Füßen ſieht, und von der auf 40,000 Einwohner abgeſchätzten Stadt kaum etwas anderes, als den neugebauten Thurm des engliſchen Kirchleins gewahr wird. Zwei Flüſſe, der eine im Norden, der andre im Süden, ſtellen ſich einer weitern Ausdehnung Mangalores in die Länge entſchieden in den Weg; eine weitere Ausdehnung in die Breite aber wird mindeſtens nicht begünſtigt von dem hügeligen Vorland, an deſſen Rücken die Stadt nach Oſten hin lehnt, und deſſen ſteinige, durch die jährlichen Regengüſſe aller Fruchterde entkleidete Oberfläche ſich nicht für den Anbau eignet. Wir ſind hier inmitten des Tulu-Landes, das, an 20 Stunden lang und 10 bis 12 Stunden breit, im Norden vom Brahmavara-Fluß, im Oſten vom Rand der Ghats, im Süden vom Tſchandragiri-Fluß und im Weſten vom Meere begrenzt wird. Das größere Ganze übrigens, wozu das Tululand gehört, iſt Canara, wie denn auch Canareſiſch von den höhern Kaſten im Tululande ſelbſt geſprochen wird. Die Tulu-Bevölkerung ſoll ſich nicht ganz auf 200,000 belaufen.

Ich habe schon angedeutet, daß der Boden des Tululandes von zweierlei Art ist. Flacher Sandboden zieht sich in einem schmalen Streifen längs der Küste hin, die von Buchten des Meeres und von Gebirgsflüssen vielfach durchschnitten und von mächtigen Kokoshainen beschattet wird. Darauf folgt das hüglige Vorland, dessen wellenförmiger Rücken eine ziemlich nackte Oberfläche zeigt, aber nach allen Seiten hin von tiefen Schluchten mit dem üppigsten Baum- und Pflanzenwuchs durchfurcht ist. Fruchtbare Reisfelder ziehen sich sowohl in diesen Schluchten als am Fuße des hügligen Vorlandes hin und stechen durch ihren hellgrünen Sammetteppich gegen die dunkelgrüne Wölbung der Kokoswälder angenehm ab. Hier wie dort liegen die Gehöfte der Bauern vereinzelt im Schatten schlanker und dichter Baumgruppen, und selbst über die ärmlichen Hütten der Fischer in der nächsten Nähe des Strandes breitet die gesellige Kokospalme ihr majestätisches Dach.

Den Kern der Bevölkerung bilden natürlich die Reisbauer, die meist lesen können, noch mehr aber die Palmenbauer. Es ist hier, wie in ganz Canara und Malajalam, fast Alles Privateigenthum; nur der unbebaute, wenig fruchtbare Steinboden gehört der Regierung. So sind denn die Bauern im Ganzen freie Grundbesitzer [67] und zum Theil ziemlich wohlhabend. Munroe suchte das Verhältniß zu Gunsten der Regierung zu ändern, — vergebens.

Ich selbst war jenseit des südlichen Mangalore-Flusses in dem Hause eines Patel oder Dorfschulzen Zeuge bäuerlicher Wohlhäbigkeit. Die Frauen strotzten von goldnem und silbernem Schmuck an Nase und Ohren; die Männer aber trugen Goldspangen an Händen und Füßen. Fünfzehn Paar Ochsen und vierzig Sclaven dienten zur Bestellung des Feldes.

Leider kommt der Bauernstand immer mehr herab. Unmäßiger Aufwand bei Hochzeiten und sonstigen Festlichkeiten nöthigt zum

Schuldenmachen; da sind denn einzelne reiche Kaufleute in Mangalore oder sonst wo schnell mit Vorschüssen gegen ungeheuren Wucher bei der Hand. Die Leute sind nicht im Stande, auch nur die Zinsen zu gehöriger Zeit abzutragen; durch neuen Borg wächst die Schuld bis zum Werthe des verpfändeten Gutes hinan, — und nun streckt der Gläubiger seine Hand danach. Es sind aber besonders Muhamedaner und Katholiken, die durch derlei Speculation auf den Familienruin den Grundbesitz immer mehr an sich zu bringen suchen.

Reis und Kokos sind, wie schon gesagt, die beiden Haupterzeugnisse des Landes. Dazu kommt das Zuckerrohr und der Pfeffer, die Betelnußpalme und die Betelblattrebe. Um aber meinen Lesern mit Einem Male ein möglichst lebendiges Bild von Land und Leuten zu geben, will ich ihnen einen kleinen Ausflug von Mangalore nach Bolma schildern, wo die Basler Mission ein Stück Land hauptsächlich zur Ansiedlung eingeborner Christen besitzt — ein Geschenk des bereits erwähnten Herrn Anderson.

Am 25. Februar machte ich mich mit Missionar Greiner ziemlich früh auf den Weg. Derselbe führte durch einen Baumgang aus der üppigen Niederung sehr bald auf den dürren Rücken des Vorlandes, das sich vom Fuße der Ghats, die bei klarer Luft aus dem Hintergrunde gar königlich daher treten, wellenförmig und voll grüner Thaleinschnitte der niedrigen, aber von der anmuthigen Kokospalme bräutlich geschmückten Küste zusenkt. Eben blickte die Sonne in ihrer ganzen tropischen Feuerschöne über die Riesenschultern der Ghats, als unser mit zwei weißen Ochsen bespannter Wagen an dem südlichen Mangalore-Fluß nach einer halbstündigen Fahrt still hielt. Ein Boot nahm uns alsbald auf, ein Boot so lang und so schmal zugleich, daß man sich nur durch strenge Beobachtung des Gleichgewichts vor dem Umschlagen sichern

konnte. Je tiefer deſto romantiſcher werden die Ufer des Fluſſes, der, weil das Meer tief in ihn hereintritt, ſich auf der letzten Strecke ſeines kurzen Laufes gewaltig ausbreitet. Natürlich begleitet ihn die Kokospalme am Ufer ſoweit landeinwärts als das Salzwaſſer reicht; wo immer dieſe eben ſo ſchmucken als nützlichen Bäume ſich zu einem Haine gruppiren, da kann man auch ſicher darauf rechnen, daß ein Bauerngehöfte darin geborgen liegt. Hie und da ſahe ich auch das zarte Grün des Zuckerrohrs, das den angeſchwemmten Lehmboden liebt, von dem flachen Ufer herblicken. Der Fluß ſelbſt aber war von Booten mit Reis belebt, deren täglich an 50 bis 200 von Buntwala, einem Stapelplatz in der Nähe der Ghats, nach Mangalore kommen.

Wir waren wohl kaum ein Stündchen den Fluß hinaufgefahren, als wir an dem andern Ufer ausſtiegen und rechts in das Land hineingingen. Jetzt ſtellte ſich auf den Hügeln umher auch die königliche Palmyrapalme ein, und grüne Reisfelder, faſt ganz unter Waſſer geſetzt, breiteten ſich durch kleine, ſchmucke, windungsreiche Thäler hin. Unſer Weg führte uns kreuz und quer darüber weg, und es war eine rechte Luſt, auf den ſchmalen, meiſt mit ſchattigen Kokos bewachſenen Feldwegen in der Kühle des Morgens dahinzuwandeln und Vieh und Menſchen an ihre Arbeit gehen zu ſehen. Hier waren Frauen an dem Schöpfrade beſchäftigt, dort pflügte ein kleiner Knabe, indem er, auf ein Brett geſtellt, ſich von ein paar Büffeln über den Acker ziehen ließ; hier endlich ſtand ein dunkelfarbiger Sclave mit langem ſchwarzen Haar und machte ſich, von der Arbeit feiernd, ſein Betelblatt zurecht. Wie bedächtig und wohlgefällig er die drei für jeden Hindu ſo koſtbaren Würzen, etwas Betelnuß, Kalk und Tabak, darein wickelte! Die armen Holeyer! — ſo heißen dieſe Sclaven. Sie arbeiten nicht ungern und kennen kein andres Ver-

gnügen, als das Trinken. Noch war kein einziger derſelben von den Basler Miſſionaren für das Chriſtenthum gewonnen worden; ſie ſind gar ſtumpf und dumpf, und würden nur auf Befehl ihrer Herren ſich zu einer andern Religion, aber dann auch zu jeder andern äußerlich bekennen. Früher wurden ſie mit dem Grundſtück ver- und gekauft, in neueſter Zeit jedoch hat die Compagnie ihre Leibeigenſchaft aufgehoben; ſie dürfen nach Gefallen den Herrn wechſeln. Das mag nun den armen Leuten, die ſeit undenklichen Zeiten ſich an das Joch gewöhnt haben, noch einen dummen Stolz in den ſtumpfen Kopf ſetzen. So wenigſtens ſoll es bei den ihnen verwandten Puleyers in der Nähe von Tellitſchery ſich gezeigt haben. Dieſe trugen bald den Kopf ſo gewaltig hoch, daß gar kein Auskommen mit ihnen war; ſie hielten ſich nämlich für entſchiedene Günſtlinge der Regierung.

Ich habe ſchon (S. 176) erzählt, daß ich einmal Zeuge bäuerlicher Wohlhäbigkeit in dieſer Gegend zu ſein Gelegenheit hatte. Das war eben hier in dem Hauſe eines Schulzen. In demſelben Hauſe ſahe ich auch etwas von dem Dämonendienſte, dem alle niedern Kaſten ergeben ſind. Dem Eingange des Gehöftes gegenüber ſtand ein kleiner Haustempel, zu dem ein überdeckter Gang führte. An den je fünf Pfählen, die den letztern zu beiden Seiten ſtützten, waren je fünf Hähne angebunden; Hähne nämlich werden unter andern den Dämonen geopfert. Dicht vor der Thür der Kapelle aber fand ſich ein heiliger Tulaſyſtrauch. Da der Dämonendienſt gerade unter derjenigen Klaſſe der Bevölkerung herrſcht, mit denen es die Miſſion bis jetzt hauptſächlich zu thun hat, ſo werde ich ſpäter darauf zurück kommen. Für jetzt gehen wir weiter.

Wir ſehen da neben dem Bauergehöfte unter minder dichten Baumgruppen einzelne Lehmhütten, oben mit ſpärlichem Blätterwerk bedeckt, und ſehr ſchwarze und faſt ganz nackte Weiber ſind

mit Beſorgung des einfachen Hausweſens beſchäftigt, während eben ſo ſchwarze und ganz nackte Kinder umher ſpielen. Das ſind eben die Häuſer und die Familien ſolcher Holeyer's. Dort ſteht auch ein eigner Dämonentempel für ſie. Ein elendes Gebäude! Dicht davor iſt ein etwas hoher und ſchmaler Sitz für den Beſeſſenen und daneben liegen mehrere Steine, darauf die zu opfernden Kokosnüſſe zerſchlagen werden. Es iſt hier durchaus nichts Schönes zu ſehen, als ein gewaltiger Mangobaum, der über all dieſen Greuel ſeine ſchattigen Aeſte breitet.

Bald darauf gelangten wir zu einer kleinen Pflanzung von einer Ueppigkeit, wie ich ſie nie zuvor geſehen. Kokos- und Arekapalmen, Bananen u. ſ. w. bildeten mit einander ein faſt undurchdringliches Dickicht, und dazwiſchen rankte die epheuartige Pfefferrebe, die den Schatten liebt und ſucht, allenthalben an Baum und Strauch hinan.

Je tiefer wir rechts hin in die Thäler und Hügel hineinſchritten, um ſo vernehmlicher machten ſich rings um uns her die wilden Tauben mit ihrem gemüthlichen Girren. Nachdem wir etwa eine Stunde, bald raſcher, bald langſamer gegangen waren, langten wir noch zu guter Zeit auf dem Grundſtück der Basler Miſſion an, das rings von Bergen umſchloſſen iſt. Hier wohnten zur Zeit drei proteſtantiſche Chriſtenfamilien und etwa drei und zwanzig andere Pächter aus den Muhamedanern, Katholiken und wohl auch Heiden. Seite und Rücken der Berge umher laden zum Anbau der Palmyrapalme ein, die freilich erſt den Nachkommen die gehabte Mühe vergilt; der größte Theil des Thalgrundes aber verſpricht dem fleißigen Bebauer eine doppelte Reisernte, da von den umſchließenden Bergen her noch lange nach dem Monſun Waſſer in größerer oder geringerer Fülle niederrinnt.

Wir machten in dem bäuerlichen aber netten Hauſe eines pro-

teſtantiſchen Chriſten Halt, der früher auch den Dämonen gedient hatte, ja deſſen eigner Bruder noch immer Dämonenprieſter war. Seine Frau, die ſich als Heidin beſeſſen geglaubt und als Beſeſſne ſich ſo arg geberdet hatte, daß der Prieſter den Teufel mit Schuh und Beſen vergebens auszutreiben ſuchte, empfing uns ſchüchtern, aber freundlich. Herr Greiner begab ſich ſogleich auf einen benachbarten Hügel, um dort auf freier luftiger Höhe ein Zelt aufſchlagen zu laſſen. Ich ſelbſt aber ſetzte mich unterdeß auf dem von Kokos- und Palmyrapalmen beſchatteten Hof nieder. Erwachſene und Kinder waren mit dem Zuckerrohr beſchäftigt, die erſtern daran arbeitend, die letztern, mit ſeitwärts auf den weißen Fremdling gerichteten Blicken, daran kauend und ſaugend. Bald kehrte Herr Greiner zurück und wir klommen ſo recht in des Tages Gluth den Hügel hinan, um in dem dort errichteten Zelte den noch heißern Theil des Tages zu verbringen. Natürlich drehten ſich alle unſere Geſpräche um die Miſſion. Zuletzt bekamen wir auch Geſellſchaft. Ein römiſcher Katholik mit geblümtem Turban, der Mann unſerer Wirthin mit gelbem Käpſel, und ein erſt geſtern Getaufter mit ſchwarzem Kopfputz, — ſonſt aber alle mehr oder minder nackt, kauerten in der Verandah des Zeltes, dem Eingang gegenüber, nieder und gaben auf meine Fragen über den herrſchenden Dämonendienſt zum Theil mit verlegenem Lächeln Auskunft. — Doch ich gehe nun in meiner Darſtellung weiter.

Es iſt vielen meiner Leſer nicht unbekannt, daß Mangalore, die größte und wichtigſte Stadt in dem ganzen Tululande, ſchon von Alters her einen nicht unbedeutenden Handel trieb. Bereits Ibn Batuta, der gelehrte arabiſche Reiſende in der Mitte des 14. Jahrhunderts, redet von 4000 muhamedaniſchen Kaufleuten in Mangalore, und obſchon jetzt nur ſehr flach gehende Schiffe in den verſandeten Hafen einlaufen können, alle größern aber in

weiter Entfernung auf offner See ankern müſſen, ſo wird doch noch immer bedeutender Handel, namentlich in Reis und Betelnüſſen, getrieben. Seitdem die Britten ziemlich am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts Beſitz von Mangalore genommen, haben ſich ſowohl Concani's als Guzerati's daſelbſt angeſiedelt, und neben der muhamedaniſchen Bevölkerung ſich des Handels bemächtigt. Daß wenigſtens die Guzerati's eine nicht unbedeutende Rolle dabei ſpielen, drängt ſich einem von ſelbſt auf, wenn man über den langgeſtreckten Bazar geht und mehrere Häuſer der Guzerati-Kaufleute mit ſegelnden Schiffen und beladnen Elephanten bemalt ſieht. Es wird uns kaum Wunder nehmen, wenn wir hören, daß gerade der wohlhäbige Kaufmannsſtand von der Miſſion als ſolcher wenig Notiz nimmt und ſich höchſtens die von den Miſſionaren beſorgte engliſche Schule gefallen läßt.

Die oben erwähnten Concanis[58] ſind übrigens zum großen Theil Brahminen, oder geben ſich doch dafür aus. Neben den Concanis ſtehen noch zwei andre Arten von Zweigeborenen, die gleichfalls concaneſiſch redenden Sarasvata und die eigentlichen Tulu-Brahminen, — beide meiſt Vaiſchnava's.[59] Die erſtern, deren verhältnißmäßig weiße Farbe auf ächt nordindiſche Abſtammung deutet, ſind die geiſtig bedeutendſten; ſie verſchmähen gleichfalls nicht ſich am Handel zu betheiligen, auch nehmen ſie wohl mit einer Privat-Schreiberſtelle vorlieb, bei weitem am liebſten aber ſpeculiren ſie auf Beamten-Stellen. Sie werden Vakils (eine Art Advokat), Gomaſta's (d. i. Schreiber), und bringen es zuweilen bis zum Taſchildar, einem untergeordneten Steuer-Einnehmer, der monatlich ſeine 130 Rupis von der Regierung bezieht. Es iſt daher natürlich, daß gerade die Sarasvata-Brahminen jene engliſche Schule der Miſſionare, die ausdrücklich für derlei Regierungs-Aemter vorbereitet, am meiſten zu ſchätzen wiſſen.

Es geht die Sage, daß Parasu Rama, als er mit seiner nördlichen Colonie sich an diesen Gestaden ansiedelte, aus der Noth eine Tugend machte, indem er, um dem Mangel an Brahminen abzuhelfen, den am Gestade vorgefundnen Fischern die Brahminenschnur anlegte. Waren das etwa die ursprünglichen Dämonenpriester der schwarzen Urbevölkerung, deren Ueberreste sich noch in den wilden Jägerstämmen der Berge, in den zahlreichen Leibeigenen, so wie in den untersten und mittlern Volksschichten mehr oder minder rein erhalten haben? Dem sei, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, die Tulu-Brahminen unterscheiden sich auffallend von allen übrigen, und zwar nicht bloß durch bedeutend schwärzere Farbe und geringere Befähigung, sondern auch in der Tracht und Lebensweise. Sie dürfen nämlich nur die Hälfte Stoff zu ihrer Bekleidung nehmen, und nur Tags zuvor gekochten Reis genießen. Auch sie schicken aus ähnlichen Beweggründen, wie die Sarasvata-Brahminen, ihre Kinder zum Theil in die englische Schule.

Mangalore, wo der eigentliche Knotenpunkt der Mission im Tululande liegt, ist auch darin ein kleines Bombay, daß es eine wahre Musterkarte der Völker, Sprachen[60] und Religionen abgiebt. Europäer, Indoportugiesen, Indobritten, Muslims, Afrikaner, Guzeratis, Concanis, Radjputen, Tamulen gesellen sich der einheimischen Bevölkerung zu; unter den gangbarsten Sprachen aber steht oben an Canaresisch, die Sprache der höhern Klassen, Tulu, die eigentliche Volkssprache, Concani, die Sprache der Concanileute und damit auch der Indoportugiesen, endlich Hindustani, die allgemeine Verkehrssprache. Bis jetzt haben sich die Missionare nur der zwei erstern bemächtigt, die, in sich zusammenhängend, beide dem sogenannten Dravida-Sprachstamme zugehören, der seine Zweige über das gesammte Dekhan ausgebreitet, und seine Krone im Tamul, der Sprache unsrer eignen Mission, angesetzt hat. Die

erſten Miſſionare waren aus Unbekanntſchaft mit den Sprachverhältniſſen an Ort und Stelle anfangs auf eine falſche Fährte gerathen, ſie machten ſich an das Concani, das nichts als eine Mundart des ſanſcritiſchen Mahratta iſt und ſomit dem nordindiſchen Sprach-Ganzen angehört. Sie fanden aber bald heraus, daß das Concani nicht die eigentliche Landesſprache iſt, und griffen dann das Canareſiſche an. Dieß bahnte ihnen in der Folge auch den Weg zum Tulu, deſſen Formen mit dem Altcanareſiſchen mehr oder minder zuſammentreffen.

Ich habe nun über die herrſchenden Religionen, die an bunter Miſchung den Sprachen nichts nachgeben, ein Wort zu ſagen und beginne mit dem Bhuta- oder Dämonendienſte. Dieß iſt die urſprüngliche Volksreligion. Grade die Klaſſen, die den Kern der Bevölkerung ausmachen, die Reis- und Palmbauer[61] ſo wie überhaupt die unterſten Schichten des Volkes, die Fiſcher, die ſich zu den Bauern in das Verhältniß von Geſchwiſter-Kindern ſtellen, bis auf die Holeyers[62], die frühern Sclaven, herab, ſind ihm zugethan; auch findet er ſich bei wilden Bergſtämmen, die offenbar der Urbevölkerung angehörten, als z. B. bei den Malekudiya's. Dieß Beweiſes genug, daß der Dämonendienſt die urſprüngliche Landes-Religion war.

So weit das Ergebniß meiner Nachforſchungen reicht, ſo verehrt man im Tululande zehn eigentliche Bhuta's oder Teufel, und ſieben Geſpenſter, wenn ich ſo ſagen darf, — Geiſter der Verſtorbenen.[63] Es ſcheint überhaupt, als ob ſich dieſer ganze Dämonendienſt auf eine urſprüngliche Verehrung von Heroen zurückführen laſſe, die vordem im Lande als Nimrods gewaltet und geſchaltet, und vielleicht auch als kühne Jäger das Land von ſchädlichen Thieren geſäubert haben. Darauf zu deuten wenigſtens ſcheint der Umſtand, daß bei allen öffentlichen Tempeln ein be-

malter Reiter mit fliegendem Gewande, dem bei feierlichen Umzügen Pfeil und Bogen in die Hand gegeben wird, figurirt, daneben aber der Eber, der Büffel und der Tiger — alles Thiere, die den Saaten und den Heerden gefährlich ſind, — eine bedeutende Rolle ſpielen. Auch finden ſich in dem Innern des Tempels neben dem Seſſel für den unſichtbaren Bhuta, den Krügen für Blumen und Opfer u. ſ. w., Schwerter. So iſt es gewiß mehr als wahrſcheinlich, daß die jetzigen Bhuta's anfangs alle Geiſter von Verſtorbenen waren, daß ſich aber im Laufe der Zeit aus der heidniſchen Furcht heraus dieſe zu Teufeln umgeſtalteten, beſonders wenn die betreffenden Heroen zugleich Tyrannen geweſen waren. Was die ſieben Geiſter der Verſtorbenen betrifft, welche die Tululeute gegenwärtig von den eigentlichen Bhuta's unterſcheiden, ſo ſind das vielleicht „gewaltige Leute" jüngſten Urſprunges, — und wenn nicht das Evangelium hindernd dazwiſchen tritt, wer weiß, ob ſie ſich nicht auch allmählig aus Geſpenſtern in Teufel umwandeln! Intereſſant war es mir zu vernehmen, daß dieſelben bei den Eingebornen als Geiſter von Tyrannen gelten. Es iſt wohl auch nicht ohne Bedeutung, daß der ſtolze ſtreitbare Hahn das einzige lebendige Opfer iſt, das außer Kokos, Bananen, Betelnuß, Schmalz, Reis, Sandelholz u. ſ. w. den Bhuta's dargebracht wird.

Ich habe keine Gelegenheit gehabt, dem Hauptgreuel, der ſich mit dieſem Bhutadienſt verbindet, beizuwohnen. Dieſer findet ſtatt, wenn ſich die Bhutaverehrer um einen Bhutabeſeſſnen ſchaaren. Derſelbe erſcheint dann wohl im abenteuerlichſten Anzug, dick ausgeſtopft und mit einer greulichen Metallarve vor dem Geſicht. Nun fängt er an leiſe zu zittern; aber das Zittern wird immer ſtärker, und endlich ſo ſtark, daß er auf den Fußſpitzen faſt zu ſchweben ſcheint. Schelle und Schwert, Trommel und Weihrauch

dürfen nicht fehlen, und namentlich klappert die Trommel ſo greulich drein, daß nicht bloß der Beſeßne, ſondern auch das umſtehende Volk bis zur Wildheit aufgeregt wird. Dazwiſchen aber ſchreit man: „Komm, Mundadei (oder wie ſonſt der Bhuta heißt), komm über ihn, komm über ihn, richte unſre Sachen und gieb uns gute Antwort auf unſre Fragen!“ Einen Europäer oder gar einen Miſſionar haben ſie jedoch nicht gern zum Zuſchauer bei derlei Gelegenheiten. Als einmal einer der Miſſionare in die Nähe einer ſolchen Scene kam, und ſtehen blieb, ſo baten ihn alle, hinweg zu gehn, mit den naiven Worten: „Wenn du hier biſt, ſo kommt der Teufel nicht.“ — Der Bhutadienſt hat übrigens auch ſeine umherziehenden Sänger (Banpaderu), und dieſe tragen ſicherlich auch ihr Scherflein bei, um ihm die Gunſt des Volkes zu erhalten. Die brahmaniſche Religion, die vom Norden her auch hier Eingang fand, hat ihn ſo wenig zu verdrängen vermocht, daß die Brahminen ſelbſt noch heut zu Tage den Bhuta's dann und wann ein Opfer bringen, obſchon ſie ſich nicht zu Prieſtern derſelben herabwürdigen. Ja ſo tief iſt das Bhutaweſen in das geſammte Volksbewußtſein eingedrungen, daß man in den Gerichtshöfen ſehr allgemein bei dem meiſtgefürchteten Bhuta am Fuße der Ghats (Dharmaſtala) zu ſchwören pflegt. Dieſe Unholde ſpuken aber auch an allen Ecken und Enden, und machen ſelbſt den Aufgeklärteren mitunter zu ſchaffen. So hörte ich von einem Katholiken, der auf ſeinem „Bhuta-beſuchten“ Grundſtück gar gern proteſtantiſche Chriſten angeſiedelt hätte, — bloß weil ſich die nicht fürchten, und um ſo den Andern Muth zu machen.

Ich komme nun zu dem Brahmanenthum, deſſen Tempel und Klöſter die öffentlichen Bhuta-Capellen, die faſt immer unter Baumgruppen geborgen liegen, ſo tief in Schatten ſtellen, als die höhern Kaſten, die dem Brahmanenthum anhängen, ſich über die niedren

erheben. Ein Hauptſitz des hieſigen Brahmanenthums iſt Udepi[64], etwa zwölf Stunden im Norden von Mangalore. Da haben die Tulu-Brahminen ihren eigentlichen Mittelpunkt. Der bedeutendſte der dortigen Tempel, unter denen ſich auch ein ſogenannter Pandava-Tempel mit teraſſenartigem Dach von Steinplatten befindet, eignet dem Kriſchna. An ihn ſchließen ſich nicht weniger als acht Klöſter mit acht Swamis und eben ſo vielen Schülern. Jeder der Swamis regiert zwei Jahre hinter einander, ſo daß nach jedem 16. Jahre die Reihe wieder an den erſten kommt. Der jedesmal regierende hat es darin ſchlimm, daß er während der zwei Ehrenjahre ſein Viereck nicht verlaſſen darf; ſonſt aber laſſen ſich die guten Mönche ſammt und ſonders nichts abgehen; denn die Stiftung iſt ſehr reich, ſo reich, daß ſie, ohne dem eignen Bauch Abbruch zu thun, ſehr wohl freie Tafel zu halten im Stände ſind.

In Udepi ſoll auch der älteſte Sivatempel ſein. Es will mir übrigens ſcheinen, daß der Sivadienſt in dieſer Gegend einmal volksthümlicher als der Wiſchnudienſt war, indem die fünf großen Maha-Linga-Stiftungen[65] ſo recht durch das ganze Tululand zerſtreut ſind und überdieß in den Händen von Tulu-Brahminen liegen, den Sivalli's nämlich. Dazu kommt, daß der Sivadienſt dem Dämonenweſen ziemlich nahe ſteht, ja ſo nahe, daß man ſchon auf den Gedanken gekommen iſt, der geſammte Sivaismus ſei im Grunde nichts andres, als ein dem Dämonendienſt der indiſchen Urbevölkerung entnommenes und dem Brahmanismus aufgepfropftes Reis. Wirklich iſt auch Kali, die Gattin Siva's, mit ebendenſelben Thieren, die im hieſigen Bhutaweſen eine Rolle ſpielen, auf das genaueſte verbunden: ſie iſt die Göttin mit dem Ebergeſicht, ſie reitet auf dem Tiger und läßt ſich den Büffel wohlſchmecken. Gegenwärtig freilich gehen Sivaismus und Wiſchnuismus hier auf der Weſtküſte ſo ziemlich nebeneinander. Ein

feindlicher Gegenſatz findet gar nicht ſtatt. Doch erinnert das Vorhandenſein der Smarta's, einer Art von Wiſchnu- und Siva-Syncretiſten, deutlich genug an eine Zeit, wo beiderlei Religions-Formen im Kampfe mit einander begriffen waren. Der Hauptſitz derſelben iſt das hochgelegne Supramania im Süden des Tululandes mit einem Tempel des Wiſchnu als Naraſinha (Mann-Löwe). Dort feiert man, wie in Udepi, alljährlich ein bedeutendes Feſt, das eine um ſo größre Menſchenmaſſe an ſich zieht, als ein Büffelmarkt damit verbunden zu ſein pflegt.

Eine jener fünf erwähnten Maha-Linga-Stiftungen liegt nahe bei Mangalore in einer überaus romantiſchen Schlucht voll des üppigſten Grüns (Cotery). Dort ſpringt eine ſehr geſchätzte Quelle aus der Felſenwand, die ſich dicht dahinter erhebt. Die Eingebornen meinen, ſie hänge unterirdiſch mit der heiligen Ganga zuſammen. Bei jenem Heiligthume, das im Januar einen Haufen „Feiernder" um ſich ſammelt, fanden wir ein mächtiges Bhutala-Pandi-Bild aufgehängt (ſiehe weiter unten). Eine ſteile, in den Fels gehauene Treppe führt alsbald zu dem Rücken des hügligen Vorlandes hinauf. Dort wohnt in einem mit Grundſtücken reich verſehenen Kloſter ein alter Jogi aus Benares, der auf die untenliegenden Tempel noch ältere Anſprüche vergebens geltend zu machen ſucht. Stirbt er, ſo wird ſeine Stelle von der heiligen Stadt her neu beſetzt. Wir ſtatteten ihm eines Abends einen kurzen Beſuch ab. Ich ſage, einen kurzen; denn kaum hatte er uns in gnädiger Herablaſſung aus ſeiner mehr als göttlichen Höhe auf den ſteinernen Sitzen im Innern des Kloſters niederſitzen heißen, ſo machte er dem Geſpräche, in das ich mich eingelaſſen, ein Ende, und ſchob mich mit der größten Freundlichkeit zum Kloſter hinaus. Der wunderliche Heilige hatte übrigens gut zwei Finger breite und ſehr ſtarke Goldringe in den langgezerrten Ohren hängen.

Der eigentlichen Lingaiten, die sich durch Aufgebung der Kaste von dem Brahmanenthum losgesagt haben und, brahminenlos, in Mönche und Laien zerfallen, mögen jetzt nur wenige im Tululande sein. Ich habe bloß von zwei Klöstern derselben in Mangalore selbst gehört, und diese sind gegenwärtig vielleicht nicht einmal mehr bewohnt, sondern dienen wohl bloß als Hospiz für die ab- und zugehenden Djaina's aus dem Oberlande. Dagegen ist das ächte Lingaitenthum auf den Bergen von Kodugu (Kurg), sowie in ganz Süd-Mahratta zu Hause. In beiden Gegenden bilden sie gradezu die eigentliche Masse der Bevölkerung.

Daß das Djainathum eine Zeit lang in der hiesigen Gegend obenaufgeschwommen, bedarf keines langen Beweises. Die pensionirten Radja's des Landes sind meist Djaina's. Mudabiddri ist bis heute voll Djaina-Denkmale, und noch lauter fast als die 15 bis 16 Heiligthümer daselbst redet die kolossale Bildsäule des Gautama Swami (im Munde des Volkes Gumteschwara) in dem benachbarten Karkala von der frühern Macht des Djainathums im Tululande. (Siehe das folgende Kapitel.) Noch immer wallfahrtet alljährlich eine ungeheure Menschenmenge zu diesen Heiligthümern, und schon mehr als eine Stunde, wenn man von Mudabiddri herkommt, vor Karkala, legt ein breiter, schattiger, majestätischer Baumgang davon Zeugniß ab. Dennoch ist das Djainathum im Tululande seit der Unterdrückung der Djaina-Radjas unter den Sultanen von Mysore in fortgehendem Abnehmen begriffen. In Mangalore machen sich die paar erbärmlichen Tempelchen kaum noch bemerklich, und die Djainas selbst scheinen dort völlig aussterben zu wollen. Die mächtigsten Djainakönige im Tululande[66] waren einst die von Karkala. Einer derselben errichtete in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die erwähnte Gautama-Bildsäule und stellte einen brahmanischen Gott als Thür-

hüter vor den Eingang dazu. Allein er triumphirte zu frühe. Der Djainaismus hat wohl das Brahmanenthum mit erschüttern helfen, aber das letztere hat doch wieder die Oberhand gewonnen.

Nachdem ich vom Bhuta-, Brahmanen-, Linga- und Djaina-Religionswesen geredet, hätte ich nun noch vom Islam und vom Romanismus, den beiden übrigen Religionsformen, einige Worte zu sagen. Was den Islam anlangt, so ist Malayalam der Hauptsitz und Ausgangspunkt der sogenannten Mapilla's [67], die als fanatische Anhänger des Islam bekannt und weit und breit verschrieen sind; daher auch im Tululande ihre Haussprache noch immer Malabarisch ist. Die römischen Katholiken, in Mangalore und Umgegend etwa 7000 an der Zahl, meist Concani's, sind hier zwar nicht minder unwissend als in Bombay, aber vielleicht betriebsamer, und gehören deshalb nicht bloß zu den wohlhabendern, sondern auch zu den angesehenern Einwohnern Mangalore's. Drei nette katholische Kirchen füllen sich sonntäglich mit theils europäisch, theils landesmäßig gekleideten Kirchgängern; die Frauen aber erscheinen sämmtlich vom Kopf bis zum Fuß in Weiß gehüllt. Diejenigen der letztern, die weiter zu gehen haben, tragen ihren Kirchenstaat in der Regel unter dem Arm und werfen ihn, wenn sie in die Nähe der Kirche kommen, schnell über sich. Würdige Kirchen und anständige Kirchentracht — das ist leider fast alles, was sich Löbliches von ihrem Christenthum sagen läßt. Im Uebrigen unterscheiden sie sich wenig von den umgebenden Heiden; sie lernen eben nicht viel mehr, als ihr Ave Maria, und Christus ist ihnen nicht viel anderes, als ein für sie bestimmter Avatar (Menschwerdung eines Gottes). Unlängst kam sogar ein römischer Katholik zu einem der Missionare und bat ihn, über sein segenloses Haus, das von einem Bhuta besucht werde, eine Gebetformel zu sprechen, und so den Bhuta hinwegzuzaubern. Die römischen Katholiken sind

übrigens nicht auf Mangalore und die nächſte Umgegend beſchränkt. Sie wohnen auch weiter landein, und ich ſelbſt fand zu Santuru Koppala auf dem Wege von Karkala nach Mulki an 500 Familien, wenn ich der Ausſage eines dortigen Katholiken trauen darf, nach Landesweiſe in einzelnen Gehöften bei einander. Ihr Erzbiſchof reſidirt zu Verapoli. Ihr hieſiger Biſchof iſt ein Italiener.

Ich habe, wie bereits erwähnt, durch die Güte des erſten Richters in Mangalore Gelegenheit gehabt, ſowohl das Gefängniß als den Gerichtshof zu beſuchen. Soll ich daraus einen Schluß auf den ſittlichen Zuſtand des Volkes im Allgemeinen ziehen, ſo iſt der Diebſtahl das vorherrſchende Verbrechen; die Brahminen aber thun ſich als Fälſcher hervor. Als der Richter einen der Unterbeamten im Gerichtshofe frug, wie viel wohl unter Zwanzigen verſchuldet wären, ſo antwortete er nach kurzem Beſinnen: auf dem Lande funfzehn, in der Stadt aber noch mehr. Der Hindu nämlich hält das verthane Geld für allein ſicher. Leider bietet die Kokospalme, die neben dem Reis am meiſten gebaut wird, der Trunkſucht der niedern Kaſten allzureichlichen Stoff; das Haus eines jeden Billavers oder Palmweinziehers iſt zugleich eine Schenke, während der Billaver ſelbſt nicht zu trinken pflegt.

Was endlich den Volkscharakter anlangt, ſo iſt er, wie bei uns, nach Klaſſen und Ständen verſchieden. Der Bauer iſt ſtolz und rauffüchtig, der Palmweinzieher trotzig, der Barbier leichtfertig, der Brahmine dünkelhaft, der Mapilla hoffärtig und dabei gemein.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß hier, wie in Malabar, die ſogenannte Schweſterſohn-Erbfolge unter gewiſſen einheimiſchen Klaſſen gäng und gäbe iſt. Als Bhutala Pandi der zürnenden Gottheit ſein Kind opfern ſollte, bot die liebende Schweſter das ihre dar. Seit jener Zeit — ſo berichtet die Sage — erben der Schweſterliebe zu Ehren die Schweſterſöhne.

Ausflug nach Mudabiddri und Karkala.

Ich hatte auf Mangalore nur etwa eine Woche gerechnet. Allein Herr Mögling ſtellte mir, falls ich noch eine Woche zugeben wollte, ſeine eben ſo angenehme als lehrreiche Begleitung zu einem Ausflug nach den alten Djaina-Denkmälern in Mudabiddri und Karkala in Ausſicht. Dieſer Lockſpeiſe konnte ich in der That nicht widerſtehen.

Die Sonne war nahe am Untergehen, als wir uns am dritten März auf den Weg machten. Das Miſſionsperſonal im Ochſenwagen und die Schulmädchen zu Fuß gaben uns für eine kleine Strecke das Geleit. Die Leute, die unſer Gepäck trugen, waren bereits vorausgegangen. Wir bildeten nämlich eine ziemliche Karawane; denn Herr Mögling nahm als ein ächter „Guru" faſt alle ſeine Schüler mit ſich. Er und ſie gingen von vorn herein zu Fuß; mir hatte Herr Anderſon mit Rückſicht auf meinen kranken Zuſtand eines ſeiner Reitpferde geliehen. Das übermüthige Thier warf mich aber bei erſter Gelegenheit ſehr unſanft auf den harten Lateritboden und da ich aus guten Gründen nicht wieder aufſitzen mochte, ſo vertraute ich mich, wie die andern, den eignen Füßen — und hatte dabei nur das Vergnügen voraus, auf der ganzen Reiſe zu hinken. Dieß gab meiner Pilgerfahrt in den Augen der Hindu's ſicherlich einen großen Werth.

Es hinkte ſich übrigens in der nächtlichen Stille ganz angenehm; voran ſchritten ſtets einige unſrer jungen Hindu's mit Fackeln; aus der Ferne aber leuchtete bald hier, bald da ein gewaltiges Feuer. Die Bauern, wenn ich nicht irre, ſengen um dieſe Zeit das verdorrte Gras nieder.

Ich glaube, es war wohl gegen 10 Uhr, als wir in dem Fluſſe, der ſich uns in den Weg legte, ſchweißtriefend, wie wir waren, ein Bad nahmen. Ein wahres Warmbad, in welchem ich erſt die Macht der indiſchen Sonne vollkommen würdigen lernte. Was war das für eine Wanne, und wie ſchön funkelte darüber die Decke von Sternen! Ueber eine Stunde fuhren wir, wie „wohlige" Fiſche, in dem warmen Elemente umher. Danach reiſten wir noch eine gute Strecke weiter und machten dann in einem verfallenen Kloſter Halt. Dieſes war früher von ächten Lingaiten bewohnt, allein die Brüder hatten etwas verbrochen und waren daher von der Regierung ausgetrieben worden. Baſſava, das Haupt der Lingaiten, gilt für eine Fleiſchwerdung Nandi's — ſo heißt der h. Stier des Gottes Siva. Kein Wunder daher, daß uns zwei ſteinerne Baſſava's in Stieres-Form gleich am Eingange begrüßten. Das Sprüchwort ſagt von faulen Knechten: Du biſt wie der Baſſava vor dem Linga! Unſere Diener aber wollten uns zur Anwendung desſelben auf ſie keine Veranlaſſung geben; ſie waren rührig geweſen und hatten die öden Hallen des alten Kloſters mit dem offnen Hofraum in der Mitte bereits wohnlich gemacht. Die freundliche Hauslampe leuchtete uns aus dem Innern des Heiligthums her gleich beim Eintritt entgegen, und die zwei Stühlchen und das Tiſchchen für den Guru und ſeinen Freund nahmen ſich in dieſer Umgebung gar gemüthlich aus.

„Ach wenn in unſrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt!"

Am andern Morgen verließen wir Gudpur — ſo heißt das Dorf mit dem verfallenen Kloſter — ſchon um vier Uhr. Wir gingen im herrlichſten Mondſchein „den Berg hinan mit friſcher Seele." Zu unſrer Rechten erhoben ſich die Siſſely-Ghats. In Nagebirte — wenn ich nicht irre — machten wir ein Weilchen

Halt und erquickten uns an jungen Kokosnüſſen. Der Wirth, bei dem wir einkehrten, hieb mit ſcharfem Beile in jede derſelben ein Loch. So wurde denn die Schale ſelbſt zum Becher für den Quell des Kerns. Schon um acht Uhr erreichten wir Mudabiddri und quartirten uns ſogleich in einem Theile des Palaſtes ein, den der dortige Djaina-Radja an die Regierung hatte abtreten müſſen.

Dicht bei dem Palaſte liegt ein großes, prächtiges Djaina-Heiligthum, — der ſchönſte Tempel, den ich bis daher in Indien überhaupt geſehen hatte. Die Säulen, auf denen er ruht, ſind mit mythologiſchen Sculpturen verziert, unter denen ſich Hanuman hervorthut; an der Decke figuriren unter andern auch Lotus und Linga's. Elephanten verzieren den Eingang, vor welchem ſich eine Säule erhebt. Mudabiddri birgt übrigens, außer dieſem größern, noch funfzehn kleinere Djainatempel und ſechs bis ſieben davon ſtehen in Einer Gruppe dicht nebeneinander. Daraus läßt ſich ſchließen, was für eine Burg des Djainathums dieſer Ort geweſen. Jetzt freilich ſcheint mit den Monumenten auch der Ort ſelbſt zu verfallen; viele Häuſer ſtanden damals offenbar leer.

Wir begaben uns gegen Abend in das Städtchen, das eine ſehr lange, gerade Straße hat. Eigenthümlich nahmen ſich die ſchwarzgeſtrichnen Vorhallen der Häuſer aus, — eine Einrichtung, die zur Milderung der tropiſchen Sonne ſicherlich nicht beiträgt. Bei einem alten Djaina-Schullehrer, deſſen Zunge, Zahnfleiſch und Lippen vom Betelkauen blutroth ausſahen, kehrten wir ein. Herr Mögling gerieth ſehr bald in ein religiöſes Geſpräch mit ihm. Der Schulmeiſter entgegnete eifrig, — und kauete noch eifriger ſeinen Betel. Ich wartete den Schluß nicht ab, ſondern begab mich an das Ende des Ortes, um gewiſſe ſonderbare Monumente, faſt in Form kleiner Pyramiden, zu beſichtigen. Ein Vogel, beinahe mit menſchenähnlicher Stimme, neckte mich von den hohen

Bäumen her, die Mudabiddri umkränzen. Draußen aber ſchweifte der Blick frei aus auf die benachbarten Ghats, die geheimnißvoll auf Mudabiddri herüberſehen.

Am andern Morgen früh um drei Uhr verließen wir unſern „Palaſt" und wanderten nach Karkala (Schwarz-Stein) zu. Die lieblichſten Berge und Thäler umfingen uns, und ein wunderbarer Morgenduft lag über Alles ausgegoſſen. Wäre ich nicht krank und in Folge meines Sturzes vom Pferde lahm geweſen, ſo würde mir jeder Tritt und Schritt eine Luſt geweſen ſein.

Die Sonne ließ ſchon ihre Macht ein wenig fühlen, als wir in den majeſtätiſchen Baumgang von Mango's, Goli's und Samprani's einlenkten, der die Nähe von Karkala verkündete. Wir ſetzten ſpäter über ein kleines Waſſer. Unſer Fährmann war ein Knabe, der, ſich mit den Zehen feſtklammernd, wie ein Affe hinten aufſaß.

In Karkala bot uns das von einem Engländer Blair errichtete Haus eine bequemere Herberge, als das verlaſſene Linga-Kloſter und das verfallene Djaina-Schloß. Man brachte uns zur erſten Erquickung nach dem Glutmarſche friſchgebrochne Zweige mit kirſchenähnlichen, etwas ſäuerlichen Früchten. Auch eine pflaumenartige, aber dickſchälige Frucht, ebenfalls von etwas zuſammenziehendem Geſchmacke, ließ man uns koſten. Wenn ich nicht irre, ſo kamen dieſe faſt abendländiſchen Erfriſchungen von den Ghats, die in ſtiller Majeſtät vor uns lagen.

Erſt gegen Abend gingen wir in das Dorf. Herr Mögling ſuchte ſich einen bequemen Ort zu einer Anſprache an die Heiden. Die Schüler, die ihn begleiteten, ſangen ein geiſtlich Lied, um auf dieſe Weiſe Zuhörer herbeizuziehen. Da Karkala mit ſeinen heiligen Denkmälern in der That ein kleines Athen iſt, das noch immer ſeine Anziehungskraft auf eine weitere Umgebung ausübt,

ſo war es in der That ein glücklicher Griff, wenn Herr Mögling zum Ausgangspunkte für ſeine Heidenpredigt die zweite Hälfte des ſiebzehnten Kapitels der Apoſtelgeſchichte wählte.

Ich eilte, noch ehe die Nacht hereinbrach, zu dem „Löwen" von Karkala, der koloſſalen Bildſäule des Gautama Swami. Auf einem Hügel von ſchwärzlichem Granit erhebt ſie ſich an 40 Fuß hoch und ſchaut weit ins Land hinein. Es ſcheint, als ob hier die menſchliche Kunſt mit der Natur gewetteifert hätte; denn die Ghatgebirge, die von der einen Seite gar hehr darüberher blicken, nehmen der gewaltigen Bildſäule nichts von ihrer eigenthümlichen Majeſtät.

Sie ruht auf einem breiten ſteinernen Poſtamente. Die Hände hangen gerade herab und liegen ſteif an; die Lippen ſind aufgeworfen und die Ohren lang; das Haar iſt künſtlich gekräuſelt. Unten an der Steinlehne, welche die Statue etwa bis zur Hälfte ſtützt, finden ſich Schlangen und Schlingpflanzen dargeſtellt; die letzteren winden ſich um Beine und Hände hinauf.

Am Fuße des Berges ſteht eine gelegentliche Prieſterwohnung. Dorthin bringen die Wallfahrer beim jährlichen Feſte die Kokosnüſſe, nachdem ſie das „junge Waſſer" derſelben auf einem Steine vor dem Standbilde des Gautama ausgeſpritzt haben. Oben vor dem Heiligthume aber hält auf hoher Säule ein brahmaniſcher Gott, — Wiſchnu, wenn ich mich recht erinnere — Wache.

Durch einen Säulen-getragnen Eingang tritt man in den innern Raum, deſſen umſchließende Mauer, wie der Augenſchein lehrt, vordem höher war. Zur rechten Seite eine Doppelreihe von je acht Säulen; hinter der Bildſäule aber eine Art Verandah auf zwölf Säulen. Rechts von der Bildſäule außerhalb ein heiliger Teich. Von dieſer Seite her ſchauen die Ghats auf den ſteinernen Heiligen herüber.

Ich beſuchte auf dem Rückwege auch den eigentlichen Tempel, der auf einem kleinern Hügel dicht daneben liegt. Schon war die Nacht im vollen Anzuge. Dennoch ſah ich genug, um die verhältnißmäßige Vollendung desſelben zu bewundern. Die Säulen namentlich ſind in der That ſchön zu nennen.

Am nächſten Morgen wiſchten wir uns ſchon um zwei Uhr den Schlaf aus den Augen. Wir hatten einen langen, langen Marſch vor uns. Unſer Ziel war die Basler Miſſions-Station Mulki an der Küſte.

Sechs Stunden ſchritten wir unaufgehalten fort. Hügel, dichtbewachſene Schluchten und einzelne Bauerhöfe: das war der Charakter der Gegend, die wir bei Mondſchein durcheilten. Um acht Uhr konnte ich nicht weiter. Wir ſprachen in Santuru Koppala bei einem eingebornen Katholiken ein. In der offnen Verandah des Häuschens, mitten in einem dichtbuſchigen Gärtchen, breiteten wir unſre Matratzen aus und ließen dort in ſüßer Ruhe die Sonne den ſchlimmſten Theil ihres Feuerlaufs vollenden. Unſer Wirth, von ungewöhnlich edlem Anſehen, legte mit großer Gemächlichkeit Betelblätter, wovon 400 Stück damals nur einen Pfennig koſteten, für den Verkauf zurecht, und ſein zierliches Weib wirthſchaftete, trotz einer deutſchen Hausfrau, unaufhörlich umher. Das luſtige Feuer, das im Hofe brannte, war für's Auge angenehm und für den Magen tröſtlich. Unſer gütiger Wirth aber brachte uns gleich anfangs Wein von einer Palme, deren Stamm der Areka am nächſten kommt. Er hatte eine ſehr angenehme Säure und erfriſchte die ermatteten Lebensgeiſter.

Um drei Uhr machten wir uns von neuem auf. Ein angenehmer Weſtwind hatte ſich ſchon vor uns aufgemacht und die Gluth des Tages gebrochen. Nach anderthalb Stunden waren wir in Palmara am Schambhawatti-Fluſſe, auf deſſen Rücken

manches Boot mit Reis nach Mulki hinabſchwimmt. Auch dorthin nämlich kommen alljährlich arabiſche Schiffe.

In Palmara beſtiegen wir ein Boot — oder vielmehr zwei Boote, die der Länge nach zuſammengebunden wurden. Einer unſrer Schiffer hatte ein wahrhaft klaſſiſches Geſicht. Der Fluß, voll Seegeſchmack und -Geruch, windet ſich zwiſchen Kokos-bekränzten Ufern hin. Er trug uns in anderthalb Stunden nach Mulki, wo Herr Amman uns ſehr freundlich aufnahm. Wie deutſche Gaſtfreundſchaft unter den Palmen des Tululandes ſo wohl thut!

Herr Amman erzählte mir viel von ſeiner Wirkſamkeit unter dem Volke. Auch er hat es beſonders mit Bhuta-Dienern zu thun, deren letztes Wort ſehr oft ſo lautet: Euer Gott iſt beſſer, aber die Bhuta's ſind für uns gut genug. Sie bringen uns um, wenn wir ſie verlaſſen. Ich hörte dort von einem „Neuen Bhuta" aus Oſten her.

Wir ruheten bis zum folgenden Tag gegen Abend. Dann ſchritten wir über den langen Bazar, der im üppigſten Dickicht liegt, dem Fluſſe zu. Nahe dabei ſahe ich einen Tempel, den ein Muhamedaner der Gattin Siva's erbaute, als ſein Schiff am Felſen ſtrandete und dieſer — zu bluten anfing.

Auf dem Schambawatti ſchifften wir uns abermals ein. Wir fanden ihn an der Mündung ſo reißend, daß wir dort lieber ausſtiegen. Auf dem ſüdlichen Fluſſe, der mit dem Schambawatti im Norden zugleich mündet, ſtiegen wir wieder ein. Es war ein koſtbarer Abend. Die Palmen am Ufer ſäuſelten im Abendwinde, und hinter denſelben ſank die Sonnenſcheibe, an Umfang einem nicht ganz kleinen Wagenrade und an Farbe dem dunkelglühenden Schmiedeeiſen gleich, in die ſalzige Fluth. Ich habe die Sonne in ſolcher Weiſe nie wieder zur Rüſte gehen ſehen.

Nach anderthalb Stunden etwa waren wir in Kadige, wo die Basler Freunde ein Grundstück haben. Ich fand junge Kokos zu Tausenden entlang gepflanzt. Dicht daneben liegt ein andres Grundstück, das ein Brahmine durch Meineid an sich gebracht hat. Der frühere Bhuta-Priester, jetzt Christ, begrüßte uns und geleitete uns in ein andres Bauernhaus, nicht weit von der Wohnung des meineidigen Brahminen. Herr Amman, der hier zuerst gewohnt hatte, vereinigte die in Kadige angesiedelten Christen zu einer Abendandacht.

Die schönen Kokosbäume auf dem kleinen Hofe vor dem Bauernhäuschen standen so niedlich und gemüthlich umher, als gehörten sie durchaus dazu. „Lieben sie doch das Gespräch der Menschen und das Geräusch des Besens.“ Sie schenkten mir ihren erquickenden Saft und denen, die uns gegen acht Uhr weiter geleiteten, ihre dürren Blätter zu Fackeln. Wir setzten uns für eine kleine Weile noch einmal in das Boot. Auf der andern Seite des Flusses ausgestiegen, empfing uns sandiger Boden und endlich ein ordentlicher Fahrweg mit Hecken. Wir waren in der Nähe eines sogenannten Bungalow, d. i. eines von der Regierung errichteten Rasthauses, mit Stuhl, Tisch und Lagergestell. Das Rasthaus von Suratcal liegt auf einem luftigen Hügel, an dessen Fuß das Meer gewaltig brandet. Wir saßen noch lange auf, um Kühle, Brausen und Sternenpracht bei traulichem Gespräch zu genießen.

Am andern Morgen rissen wir uns abermals sehr zeitig aus den Armen des Schlafes, der uns dort ganz besonders „gelind' umfing.“ Bald nach drei Uhr waren wir reisefertig.

Wieder das alte, schon bekannte wellenförmige Land mit den grünen Einschnitten! Bei Sonnenaufgang standen wir an dem nördlichen Mangaloreflusse. Wir fuhren eine gute Strecke darauf hin-

unter und hatten, an's Land geſtiegen, noch ein halb Stündchen zu gehen, bis die Gehöfte von Mangalore auftauchten.

Ein Sarasvata-Brahmine, der ſich die nackte Bruſt mit heiliger Erde über und über beſchmiert hatte, machte uns den erſten Salam!

Die Basler Miſſion im Tululande.

Die Basler Miſſion in Oſtindien beſteht ſeit dem Jahre 1834. Man hatte eigentlich an einen Anfang im Tamulenlande gedacht, allein der Wunſch, jeden Zuſammenſtoß mit andern Miſſionsgeſellſchaften zu vermeiden, führte die Miſſionare bald auf die Weſtküſte, und dort aus dem tiefen Süden weiter hinauf in das Tululand. Von da hat ſie ſich im Laufe von 16 Jahren nördlich in's Süd-Mahratta-Land und ſüdlich nach Malajalam ausgebreitet. Wir haben es hier nur mit der Miſſion im Tululande zu thun.

Es waren anfangs bloß drei Miſſionare, die ſich zu Mangalore niederließen und die erſten Vorarbeiten begannen. Nach einigen Jahren aber geſellte ſich ein vierter dazu, und im Jahre 1844 noch drei andre. Zu meiner Zeit ſtanden ihrer ſechs in Mangalore und Umgegend, und davon war nur Herr Greiner Einer von den urſprünglichen Dreien.

Schon im Jahre 1835 dachte man daran, mit der Erziehung heidniſcher Knaben einen Anfang zu machen; allein man war entſchloſſen, keinen heidniſchen Lehrer dazu zu gebrauchen und ſo kam erſt nach einigen Jahren eine Art Erziehungsanſtalt für Hinduknaben zur Gewinnung chriſtlicher Lehrer und Catecheten zu Stande. Im Jahre 1839 wurde Herr Mögling, ein ſehr tüchtiger Theolog

aus Würtemberg, Leiter dieſer Erziehungsanſtalt. Natürlich konnte die Anſtalt kaum das gewünſchte Ergebniß liefern; die meiſt von der Straße aufgeleſnen heidniſchen, muhamedaniſchen, römiſch-katholiſchen und proteſtantiſchen Halbblutsknaben liefen bei Gelegenheit fort, mußten auch theils entfernt werden, und ſelbſt die leidlichſten unter ihnen gaben ſo wenig Hoffnung, daß die ganze Anſtalt, in die man im Laufe der Zeit an 200 Knaben aufgenommen, vor einigen Jahren ganz aufgehoben wurde. Eine hauptſächlich auf Chriſtenkinder berechnete Catechetenſchule iſt an deren Stelle getreten.

Im Jahre 1840 wurde auch der Anfang mit einer engliſchen Schule gemacht. Sie zählte im folgenden Jahre bereits 68 Schüler, beſonders aus den obern Kaſten, und man freute ſich ihrer als eines wichtigen Mittels „zur Bekehrung der höhern Volksklaſſen Oſtindiens.“ Leider aber blieben die Schüler allzuhäufig weg, ſobald ſie genug gelernt zu haben meinten, um etwa in eine bequeme und einträgliche Beamtenſtelle hineinzuſchlüpfen. Da nun ſo grade die Lehrgegenſtände der oberſten Klaſſen, die den meiſten chriſtlichen Stoff enthielten oder die meiſten chriſtlichen Anknüpfungspunkte boten, nicht an den Mann kamen und mithin der Zweck über dem Mittel verloren ging, ſo waren die Miſſionare ſehr froh, als nach einer neuen Verordnung der drei engliſchen Richter in Mangalore fortan kein Eingeborner mehr zu den Bureau's der Regierung Zutritt finden ſollte, der nicht ein Zeugniß beizubringen im Stande wäre, daß er in einer engliſchen Schule den ganzen Lehrgang durchgemacht. Von da an wurde es denn auch geradezu ausgeſprochen, daß die Anſtalt es ſich zum Ziele ſetze, junge Eingeborne für das niedre Beamtenfach auszubilden, und man ſtellte einen eignen Lehrer an, um die Schüler einer gewiſſen Stufe in der Ueberſetzung gerichtlicher Papiere u. ſ. w. zu üben.

Etwa um dieſelbe Zeit wurde auch eine canareſiſche Schule für

die niedern Volksklaſſen eingerichtet. Im Laufe der Zeit entſtanden deren mehrere. Leider nur fehlte es den Miſſionaren bisher an geeigneten chriſtlichen Schulmeiſtern, und bis dieſem Uebelſtand abgeholfen iſt, muß das ganze canareſiſche Schulweſen etwas Halbes bleiben.

Im Jahre 1837 wurde der erſte Grund zu einer Gemeinde aus den Eingebornen gelegt. Zwei in Calicut getaufte Heiden ſchloſſen ſich den Miſſionaren an, und im folgenden Jahr ſchon wurden fünf Andre in Mangalore ſelbſt getauft. Seitdem iſt die Gemeinde je länger je mehr gewachſen. Die Palmweinzieher bildeten bald den eigentlichen Stock; Reisbauer, Oelmacher, Weber und Fiſcher fanden ſich dazu. Daneben aber ſammelte ſich eine kleine Gemeinde aus Tamulleuten, die hier meiſt als Knechte dienen.

Im Jahre 1845 endlich ſenkte die Station in Mangalore einen Nebenzweig nach dem benachbarten Mulki ab, wo zur Zeit nur Ein Miſſionar, Herr Amman, arbeitete, während in Mangalore, als dem eigentlichen Brennpunkt der Tulu-Miſſion, deren fünf beſchäftigt waren.

So viel über die Geſchichte der Basler Miſſion im Tululande.

Die Gemeinden zu Mangalore und Mulki umfaßten zu meiner Zeit, wie ſchon angedeutet, die mittlern und niedren Klaſſen der Bevölkerung. Von den allerniedrigſten, den Holeyers, war noch nicht Einer getauft, oder auch nur auf die Taufe vorbereitet worden. Dagegen waren ausnahmsweiſe drei aus der höchſten Kaſte, ein Sarasvata- und zwei Concani-Brahminen, zur Gemeinde hinzugethan worden, während die eigentlichen Landes-Brahminen, bei denen jene Ausländer nicht für voll gelten, noch keinen einzigen aus ihren Reihen verloren hatten.

Die Palmweinzieher, die wohl noch immer den eigentlichen Kern der Gemeinde ausmachen werden, haben ſelten ein eignes Parambu oder Baumgut; ſie pachten in der Regel eine Anzahl Kokosbäume und ſchenken den gewonnenen Palmwein in ihren

Häuſern aus. Nur ſo nämlich können ſie dabei zurecht kommen. Dieß macht den Miſſionaren viel Sorge und Noth. Denn obſchon die Palmweinbauer ſelbſt gemeiniglich nicht trinken, ſo liegt es doch in der Natur der Sache, daß ihre Häuſer als Schenken meiſt zu wüſten Tummelplätzen werden, und die Miſſionare ſehen es daher als eine Nothwendigkeit an, für die Bekehrten aus ihnen einen andern Erwerbszweig ausfindig zu machen. Dazu kommt, daß die oben erwähnte faſt allgemeine Verſchuldung unter den Klaſſen, mit denen es die Miſſion hauptſächlich zu thun hat, ganz beſonders im Schwange geht und den Miſſionaren ein weites Feld für Rath und That eröffnet.

Es war den Letztern bereits gelungen, Grund und Boden zum Behuf der Anſiedlung aller derjenigen, die ſich ſonſt nicht durchzubringen im Stande ſind, theils durch Kauf, theils durch Schenkung zu erwerben, und auch die Regierung hatte ſich bereitwillig gezeigt, ihnen ein Stück unbebauten Landes gegen die gewöhnlichen Bedingungen zu überlaſſen. So war nun ſchon zu drei Colonien der Grund gelegt, und einzelne Familien hatten ſich als Pächter darauf niedergelaſſen. Die große Schwierigkeit bleibt nur immer die, daß diejenigen, die bisher ein andres, minder anſtrengendes Geſchäft getrieben, ſelten die nöthige Kraft und Luſt zum Ackerbau beſitzen.

Zudem hatten die Miſſionare einen Anfang mit einer Handwerkerſchule gemacht. Junge Leute aus der Gemeinde, etwa 14, wurden in Holz- und Eiſen-Arbeiten, ſo wie in der Uhrmacherei von zwei europäiſchen Handwerkern; in der Weberei und Schneiderei aber von Eingebornen unterrichtet. Eine mit der lithographiſchen Preſſe (die beiläufig an 14 Arbeiter beſchäftigte) verbundene Buchbinderei zählte auch zwei bis drei Lehrlinge, und außerdem lernten zwei die Gerberei und Schuhmacherei in dem Regierungs-

Etabliſſement zu Hunſur. Natürlich werden einmal faſt alle dieſe Handwerker mehr oder minder auf europäiſche Kundſchaft und mithin auf einen ſehr kleinen Kreis angewieſen ſein, — namentlich die Uhrmacher, denn der Eigebornen, die vermöge ihrer Anſtellung in den Bureau's der Regierung ein Intereſſe an der Uhr haben, ſind doch verhältnißmäßig nur Wenige, für die Uebrigen aber hat die Zeit ſo wenig Bedeutung, daß ſie an der Sonne ſelbſt einen völlig ausreichenden Zeitmeſſer beſitzen. Nur die Weber dürften gerade auf Kundſchaft aus den Eingebornen zählen können, denn die Artikel, die aus England eingeführt werden, ſind mehr für die europäiſche Bevölkerung Indiens berechnet, während die Miſſionsweberei ihr Augenmerk auf die Eingebornen richtet und dabei vor der Weberei der Eingebornen den Vorſprung hat, daß ſie vermöge europäiſcher Vorrichtungen mit den gleichen Kräften in der gleichen Zeit vielleicht das Doppelte leiſtet. Es iſt in dieſer Beziehung nur zu wünſchen, daß engliſche Spekulanten nicht auch dieſe Artikel nach und nach an ſich zu bringen ſuchen, denn freilich mit engliſcher Induſtrie ließe ſich um ſo weniger wetteifern, als die zu verarbeitenden Garne von England ſelbſt erſt bezogen werden.

Natürlich waren damals die Gemeinden noch zu jung, um eine vollſtändig ausgeprägte Verfaſſung zu haben, doch fand ſich ein kleiner Anſatz dazu in der Mangalore-Gemeinde, in welcher vier Diaconen für Hausbeſuche, Kranken- und Armenpflege angeſtellt waren, nach dem Urtheile der Miſſionare ſelbſt aber, mit Ausnahme vielleicht eines einzigen, jenen ehrwürdigen Namen kaum verdienten. Die Gemeinde zu Mangalore beſaß auch eine Armenbüchſe mit etwa 2000 Rupis. Europäiſche Chriſten hatten dazu das Meiſte geſteuert.

Es mochten übrigens ſeit Beginn der Miſſion nahe an 400 Seelen im Tululande getauft worden ſein, und zwar darunter nur erſt ein paar, die durch ihren Uebertritt zum Chriſtenthum in der

Meinung der Eingebornen an bürgerlicher Ehre entſchieden verloren hatten. Der Sudra nämlich ſteigt hier, wenn er Chriſt wird; zu einem Solchen ſetzt ſich allenfalls auch der Brahmine auf die gleiche Bank in der Schule.[68] Es iſt daher natürlich, daß die Miſſionare auf die Bekehrung jener oben erwähnten drei Brahminen-Jünglinge einen beſonderen Werth legen, und das um ſo mehr, als die Klaſſe der Brahminen bei all ihrer Verkehrtheit doch verhältnißmäßig das meiſte Talent hat, und daher zur Gewinnung eines eingebornen Lehrſtandes in dieſer Beziehung nicht ohne Bedeutung iſt. Mit Rückſicht darauf hatte man denn auch den einen derſelben zur weitern Ausbildung nach Baſel geſandt. Wie weit nun der ſchon oft verunglückte Verſuch, begabtere Bekehrte aus den Heiden für eine Zeit lang dem heimathlichen Boden zu entreißen und auf den abendländiſchen der Mutterkirche zu verpflanzen, in dieſem Falle gelingen werde, kann erſt die Zukunft lehren. Der junge Mann iſt ſeit einiger Zeit in ſein Vaterland zurückgekehrt.

Es beſtand übrigens, wie ſchon oben geſagt, zu Mangalore ſelbſt eine Art Katechetenſchule, die damals etwa zehn Zöglinge zählte. Hauptſache dabei war Einführung der jungen Leute in die Breite und in die Tiefe der Schriftgedanken und allmählige Befähigung, ſie in geordneten Vorträgen fruchtbar darzuſtellen. Die erſte Anleitung zu dem letztern erhielten ſie dadurch, daß ſie die ſonntägliche canareſiſche Predigt je länger je vollſtändiger wiedergaben. Darauf folgte ſelbſtändige Bearbeitung gegebener Texte und endlich praktiſche Predigtübung unter den Heiden, zunächſt unter Begleitung des Miſſionars und nach vorhergegangener ſchriftlicher Ausarbeitung. Daneben wurden die Zöglinge auch in der Schulmeiſterei unterrichtet. Herr Mögling, deſſen eigentlicher Wirkungskreis dieſe Anſtalt war, bediente ſich durchgängig der canareſiſchen Sprache, um ſo den Zöglingen die religiöſen Ausdrücke

ſchaffen zu helfen; und auch darin zeigte ſich der richtige Takt des Mannes, daß er ſie in die bedeutendſten Erzeugniſſe der canareſiſchen Literatur ſelbſt einzuführen, und ihnen auf dieſe Weiſe die reichen Schatzkammern der eignen Sprache zu öffnen bemüht war. Das theologiſche Hauptbuch der Anſtalt war Butlers Analogy of Religion, natural and revealed, to the Constitution and Course of Nature, — eine Art von Apologie des Chriſtenthums. Im letzten Jahre ſollten die Zöglinge auch mit dem nöthigen Rüſtzeug wider die verſchiednen falſchen Religions-Syſteme, mit denen es der Miſſionar hier zu thun hat, verſehen werden. Noch war der erſte Lehrgang, den man auf fünf Jahre berechnet hatte, nicht vollendet. Die Miſſionare ſahen mit um ſo größerem Verlangen den erſten Früchten der Anſtalt entgegen, als die bisherigen Catecheten nach dem Urtheile grade der tüchtigſten Miſſionare ſelbſt kaum ſo genannt zu werden verdienten.

Was nun das Miſſionswerk ſelbſt betrifft, ſo ſehen auch die Miſſionare im Tululande in der Errichtung von Schulen ein vorzügliches Mittel der Einwirkung auf die heidniſche Umgebung. Ich habe ſchon erwähnt, daß eine engliſche Schule für die höhern und eine canareſiſche für die niedern Volksklaſſen in Mangalore ſelbſt eingerichtet wurde. Hauptgedanke dabei war, die Heiden mit den göttlichen Thaten und Gedanken im Allgemeinen bekannt zu machen und ſo eine ähnliche Vorbereitung auf das Evangelium unter ihnen anzurichten, wie zur Zeit der Apoſtel vermöge der Zerſtreuung der Juden in alle Welt unter den Heiden theilweiſe ſtatt fand. Die erſte zählte damals 157 Zöglinge und wurde meiſt von jungen Brahminen beſucht die eine öffentliche Anſtellung begehrten. Die letztere hatte bloß 45 Zöglinge; es ſtanden aber neben ihr noch ein paar kleinere canareſiſche Schulen mit der Miſſion in Verbindung. Des großen Uebelſtandes, daß die Miſ-

sionare auf Anstellung heidnischer Lehrer[60] zur Zeit so gut wie beschränkt waren, ist bereits gedacht worden. Sämmtliche Schulen übrigens erfreuten sich der Aufsicht des jugendlich frischen Missionars Herrn Hoch, der überdieß in der englischen Schule, als in seinem besondersten Wirkungskreise, den Hauptunterricht, namentlich den religiösen, selbst übernommen hatte. Es dürfte meinen Lesern nicht uninteressant sein, zu erfahren, in welcher Weise jene beiden Hauptschulen zusammengesetzt waren.

In der englischen Schule befanden sich: 13 Protestanten, 15 Katholiken, 12 Muhamedaner, 98 Brahminen (besonders Sarasvata), 19 andre Kasten (besonders Kupferschmiede und Palmweinzieher). In der canaresischen Schule dagegen waren 6 Protestanten, 1 Katholik, 5 Muhamedaner, 22 Brahminen, 11 von andren Kasten.

Es ist schon angedeutet, daß man im Tululande die Schulen mehr als Pflug denn als Netz betrachtet; die Wirkung derselben entzieht sich daher der unmittelbaren Beobachtung und kann erst nach Verlauf einer längern Zeit mit einiger Sicherheit beurtheilt werden. Doch hat trotzdem die englische Schule auch als Netz bereits gedient; jene drei oben erwähnten Brahminenjünglinge haben sich eben dort vom Worte Gottes fahen lassen.

Die Missionare beschränken sich indeß in ihrer Missionsarbeit keineswegs auf die Schule. Sie unternehmen auch von Zeit zu Zeit eigentliche Missionsreisen in die Umgegend und besuchen selbst die großen heidnischen Feste zu Udepi und Supramania, die freilich kein sehr empfängliches, wohl aber vermöge des Zusammenflusses von Leuten ein sehr großes Missionsfeld öffnen. Die Missionare glauben dasselbe um so weniger unberücksichtigt liegen lassen zu dürfen, als bei der Zersplitterung der Tululeute in einzelne Gehöfte sich sonst fast gar keine Gelegenheit findet, das Evangelium größern Schaaren zu predigen. In Mangalore selbst bot

damals bloß das unter die Aufsicht der Missionare gestellte, von Privatbeiträgen unterhaltene Krankenhaus eine Predigtgelegenheit. Hier wurde nämlich allwöchentlich an mehr als 200 Arme Reis vertheilt, nachdem ihnen vörher ein Kapitel aus der Schrift vorgelesen, erklärt und an's Herz gelegt worden. Es machte einen eignen Eindruck auf mich, alle die Krüppel und Aussätzigen aus den Hindu's, Mapilla's und Katholiken, einige mit abgefaulten Gliedern, da hinkauern und der Reisvertheilung entgegenschmachten zu sehen. Noch hatte die damit verbundene Predigt vor Menschenaugen wenig gefruchtet.

Die Missionare suchen endlich auch literarisch zu wirken. Mehrere christliche Schriftchen von gediegenerer Art als die gewöhnlichen „Traktate" sind im Laufe der Zeit erschienen. Das Bedeutendste aber, was von den Missionaren literarisch angestrebt wurde, war die von Herrn Mögling in Angriff genommene Herausgabe einer canaresischen Blumenlese, die mit Djaimini, dem eigentlichen Schriftsteller des Volks, beginnen sollte. Man hatte auch bereits über 3000 canaresische Sprüchwörter gesammelt, in denen — beiläufig gesagt — die Schwiegermutter und die Schwiegertochter eine Hauptrolle spielen, wie in allen indischen Sprüchwörtern.[70]

Diese letztgenannten Bestrebungen stehen zwar in keiner unmittelbaren Beziehung zur Arbeit, weder an den Heiden, noch an den bereits gesammelten Gemeinden, sind aber deß ungeachtet von der größten Bedeutung für Beides. Nur so kann es den Missionaren mit der Zeit möglich werden, in den Sinn und Geist des Volkes, mit dem sie es zu thun haben, völlig einzugehen, sich der Sprache mit allen ihren Hülfsquellen zu bemächtigen, die heidnische Literatur[71] zu verdrängen und eine christliche an deren Stelle zu setzen. Möchten doch alle Missionen diesem Beispiele folgen.

III.

Malajalam.

Von Mangalore nach Tſchirakal und Aufenthalt daſelbſt.

Am 12. März Nachmittags um vier Uhr ſtanden wir reiſefertig vor der Thür des Miſſionshauſes in Mangalore und beſahen uns das Gefährt, das uns auf unſrer erſten Landreiſe in Oſtindien, über Tſchirakal, Taleitſcheri und Calicut nach den „Blauen Bergen", als Beförderungsmittel dienen ſollte. Es heißt Mandjil und iſt nichts weiter als eine an einer langen Stange aufgehängte Matte mit einem Dach von Leinwand, das man vermittelſt einer Leine nach der jeweiligen Sonnenſeite fallen läßt. Vier Träger, gewöhnlich aus der Fiſcherkaſte, nehmen die Stange auf die Schulter und rennen unter einförmigem Geſange oft ſchneller mit dem ſonderbaren Gefährt davon, als es dem darin liegenden Reiſenden genehm iſt. Uebrigens laufen zwei Leute zur Ablöſung nebenher, und nur Eingeborne reiſen allenfalls auch mit blos vier Trägern. Eine Reiſe im Mandjil koſtet bedeutend weniger als eine Reiſe im Palankin, denn da der erſtere unverhältnißmäßig leichter iſt, ſo braucht er kaum halb ſo viel Träger. Man bedient ſich nur auf der Weſtküſte dieſes eben ſo angenehmen als billigen Beförderungsmittels.

Das erſtmalige Einſteigen in den Mandjil hat übrigens ſeine Schwierigkeiten. Wem es nicht zuvor geſagt wird, daß er vor allen Dingen oben die Stange feſt zu faſſen habe, ehe er ſich hineinzuſchwenken verſucht, der fällt ſicherlich auf der andern Seite

wieder hinaus. Liegt man aber einmal feſt, ſo iſt die „Aufrechterhaltung des Gleichgewichts“ ohne alle Schwierigkeit, und die Lage ſelbſt eben ſo neu als ergötzlich, indem Kopf und Füße etwas hoch zu liegen kommen und der ganze Leib von der baumelnden Bewegung des Mandjils beſtändig gewiegt wird. Man kann dabei ſehr wohl leſen und noch beſſer träumen und ſchlafen.

Alſo bald nach vier Uhr ſchwenkten wir uns mit einigem Ungeſchick, aber ohne alles Mißgeſchick, in das ſchaukelnde Gefährt hinein. Auf beiden Seiten Hütten und Gärten mit rankenden Pfefferreben: ſo ging es etwa zwanzig Minuten bis zum öſtlichen Mangalore-Fluß (Nitravati) fort. Wir brauchten eine gute halbe Stunde, ehe wir hinüber kamen. Die Schiffer trugen uns vollends an's ſeichte Ufer und ſprachen, als ſie mich niederſetzten, mit Lachen und Stöhnen zugleich: Sahib bhot bara hai (Der Herr iſt ſehr ſchwer). Einer meiner oſtindiſchen Bekannten, von offenbar größerem Gewicht als ich, hörte bei ähnlicher Gelegenheit die poetiſch verblümte Rede: „Das iſt eine wahre Jackfrucht.“ Die Jackfrucht nämlich, die wie ein grauer Schwamm in der Form einer Rieſeneichel aus dem Stamme des Baumes herauswächſt, iſt die größte und ſchwerſte aller indiſchen Früchte.

Von nun an ging es dicht am Meere hin im Sande. Wir kamen noch zweimal über Waſſer und erreichten das erſte Ruhehaus zwiſchen ſieben und acht Uhr. Das war denn Mandjeſchwara. Hier legte unſer Michael, ein eingeborner Katholik, die erſte Probe ſeiner einfachen, aber ſchmackhaften Kochkunſt ab.

Am andern Morgen brachen wir bald nach vier Uhr auf. Einige unſrer Leute gingen mit Fackeln vorweg, und durch die Palmen leuchteten ſo ſchön die Fackeln des Himmels, — die Sterne. Ein wundervoller Weg. Schluchten, Flüſſe, Buchten, Waſſergänge, Höhen, Ebnen und ſandige Küſtenſtriche wechſelten mit einander.

Wir mußten in den drei Stunden, die wir bis zum nächſten Ruhehauſe in Cumbla brauchten, fünf bis ſieben Male über Waſſer. Ein nachmittägiger Lauf von zwei Stunden, auf breiter Straße zwiſchen mächtigen Baumgehöften über hügliges Vorland hin, brachte uns nach Kagnira Kottu (gewöhnlich Kaſirgode). Dort gewährte uns ein von ſchönen Banjanen umkränztes Ruhehaus dicht am Meere eine angenehme Nachtherberge.

Ein halbes Stündchen führte uns am andern Morgen, abermals bei Fackel- und Sternenſchein, an den Tſchandragiri-Fluß. Eine Fähre ſetzte uns bald hinüber. Nun waren wir in dem eigentlichen „Lande, wo der Pfeffer wächſt"; denn dieſer Fluß macht die Grenze zwiſchen Tulu und Malajalam. Unſre Träger trabten heute wie ungeduldige Roſſe. Wir verließen das hügliche Vorland und reiſten wieder dicht am Meere hin. Dort ſahen wir eine heidniſche Feſt-Verſammlung im Freien um eine männliche Figur von Pappe oder ähnlichem Stoffe geſchaart. Ein indiſcher Mercur mit klingender Schelle, ein Poſtbote, eilte mit ehrerbietigem Gruße an uns vorüber. Um ſo unehrerbietiger benahmen ſich die Ortseinwohner, als wir an dem Fluſſe Halt machten, der uns von dem benachbarten Baikal (Heiß-Stein?) trennte. Wir merkten gleich, daß wir in das eigentliche Revier der Mapilla's gekommen waren. Das hochgelegne und in der Weiſe der Eingebornen wohlbefeſtigte Baikal iſt zum größten Theile von dieſen wüſten Geſellen bewohnt.

Von nun an hatten wir meiſt Mapilla's zu Trägern. Das zeigte das Käpſel auf dem Kopfe und das brutale Geſicht. Es machte ſich bald auch noch in andrer Weiſe bemerklich. Hatten die frühern Träger getrabt, ſo gallopirten dieſe, und zwar in ſo übermüthiger Weiſe, unter ſo wildem Singen, Toben und Stoßen, daß zuletzt eine Drohung mit dem Stocke nöthig wurde. Die Mandjilträger von Baikal mußten ſchon dafür bekannt ſein. Ein

Polizeisoldat lief lange neben dem Mandjil her, und schrie und hieb die rohen Burschen zurecht.

Ibn Batuta, jener berühmte arabische Reisende des 14. Jahrhunderts, berichtet daß in Malabar selbst die Frucht, die vom Baume fällt, nur der Eigenthümer desselben aufhebt. Unsre Träger, so wüst sie sonst waren, vergriffen sich nie an den abgefallenen Kokosnüssen, und wenn sie mitten auf dem Wege lagen.

Wir kamen auf dieser Tour auch nicht ein einziges Mal an die übrigens sehr nahe Küste. Zur Linken thürmten sich in weiter Ferne die Gebirge des Kurgland's, das manchen englischen Blutstropfen in sich sog, ehe es im Jahre 1834 England zu Füßen fiel.

Nach zwei Stunden waren wir in Hosdurga (d. i. Neu-Burg). Da das dortige Rasthaus im Bau begriffen war, so mußten wir in der Kadscheri, d. i. auf der Steuereinnahme, fürlieb nehmen. Ganz in der Nähe lagerten, laut lärmend, auch unsere Träger. Ein Theil, — so schien es — hielt Rath, wo und wie man die eben gewonnenen paar Groschen vertrinken wollte. Das Wann? kam wohl kaum in Frage: denn daß es gleich geschehen müsse, — darüber war man sicherlich von vornherein einig. Daß dem Rath die That gefolgt war, spürten wir leider zu deutlich, als sie uns am Abend gegen sieben Uhr wieder aufluden und durch enge, steile Wege an das sogenannte Backwater hinuntertrugen. Ein Polizeisoldat hatte vollauf zu prügeln, um nur erst einige Ordnung herzustellen, und ich selbst mußte einmal ein wenig nachhelfen; sonst hätte mir einer der Fackelträger das Haar auf dem Kopf in Brand gesteckt.

Wir waren in der That froh, als wir bald an dem Backwater Halt machten. Ein solches Backwater oder Hinterwasser ist ein mit dem Meere selbst parallel laufender Arm desselben. Hier wurden wir sammt Mandjils in einen Kahn geladen, der so lang und

ſchmal war, daß er bei der geringſten nicht ganz gleichmäßigen Bewegung umzuſchlagen drohte. Wir fanden es am gerathenſten uns der Länge nach hinzulegen. Sonſt freilich war es eine koſtbare Fahrt. Man kann ſich kaum etwas denken, das maleriſcher wäre, als die windungsreichen, kokosbepflanzten Ufer eines ſolchen Meerganges im Schein einer indiſchen Mondnacht. Ein: „Ach daß ich tauſend Zungen hätte!“ kann Einem da wol in die Seele fallen.

Unter den Kokosgruppen am Ufer tauchte hier und da eine hellerleuchtete Hütte auf; hie und da begegneten wir auch einem Kahn mit Lichtern, die über das Waſſer auf uns zuzuwandeln ſchienen. Am Horizonte hinter uns glühte ein rother Schein. Unſere muſelmänniſchen Schiffer ruderten, beteten und ſchliefen abwechſelnd. Als ich am andern Morgen erwachte, lag das Vorgebirge von Eli-Male[72] vor meinen Augen, deſſen Geſtalt von dieſer Seite her mich an den Carmel erinnern wollte. Um ſieben Uhr waren wir in Kavay.

Gegen Sonnenuntergang begaben wir uns abermals auf das Backwater, und fuhren in vielfachen Windungen hinter dem Vorgebirge „Eli-Male“ hin, das den Schiffern von Alters her heilig war, den muſelmänniſchen ſowohl als den heidniſchen. Einer der Basler Miſſionare umſchiffte es; man blieb mehrere Tage liegen. Da hielten die Schiffer auf dem Verdeck einen feierlichen Umzug, wobei vier Lichter in Kokosſchalen figurirten, und warfen am Ende ein Stück Silber in das gierige Meer. An den Tempel auf Eli-Male ließen die geheimniß-krämeriſchen Brahminen den chriſtlichen Miſſionar nicht hinan. „Niemand kann die Gipfel dieſes Vorgebirges zählen; Keiner kann ſich darauf zurechtfinden.“

Bei dieſem Eli-Male verrichteten die Portugieſen ihre erſte große Greuel- und Schandthat an ihren Erzfeinden in Oſtindien. Emanuel

von Portugal ſandte im Jahre 1502 den Gama mit zwanzig Schiffen abermals nach Indien. Dieſer ſtieß bei dieſem Vorgebirge auf ein Schiff, das mit dreihundert Pilgern (Weiber und Kinder ungerechnet) von Mecca kam und nach Calicut ging. Es hatte auch den reichen egyptiſchen Conſul an Bord. Dieſer bot eine ganze Flottenladung zur Rettung ſeines Lebens. Gama aber forderte vorerſt alle Schätze und Waffen und wählte ſich zwanzig Kinder aus. Er hatte ein Gelübde gethan, eine gewiſſe Anzahl von Mönchen für das Kloſter zu liefern, das der König Emanuel zum Andenken an die Entdeckung des Seeweges nach Oſtindien geſtiftet hatte; dieſe zwanzig Kinder wollte er dazu erziehen laſſen. Der Wütherich gab nun Befehl, die Mannſchaft in's Schiff einzuſchließen und Feuer anzulegen. Die Angſt lieh den Eingeſchloßnen übernatürliche Kräfte; ſie machten ſich los und löſchten das Feuer. Vergebens ſchrieen die Weiber um Gnade, vergebens hielten ſie die Juwelen empor, die ſie bisher noch verborgen hatten; vergebens rief Alles zu Allah und dem Propheten unaufhörlich. Ein Kampf der Wuth und der Verzweiflung entbrannte; erſt die hereinbrechende Nacht brachte eine kurze Pauſe. Noch vier Tage dauerte die verzweifelte Gegenwehr. Dann fing das Schiff Feuer. Nun ſtürzten ſich die Pilger, die das Schwert der Portugieſen nicht bereits gewürgt hatte, in die Fluthen des Meeres, indem ſie bis zum letzten Hauch mit ihren Meſſern auf die portugieſiſchen Boote losfuhren und -ſchnitten.

Ziemlich dreihundert und funfzig Jahre waren ſeit jener ungeheuren Greuel- und Schandthat in's Land gegangen. Unſere muſelmänniſchen Schiffer hatten wohl kaum je davon gehört. Wie ſich heute die Palmengruppen im Abendwinde ſo friedlich neigten! Hier weiße Seevögel, die bis nahe heran erſt ruhig daherſchwammen und dann plötzlich aufflogen, dort aufſchnellende

Silberfiſche, allenthalben flammende Wellen, Hütten-Lichter und Ghat-Feuer!

Kaum hatten wir das wohl- und übelberufene Vorgebirge hinter uns, ſo machten wir — etwa gegen 10 Uhr — in einem engen Kanale Halt, nicht weit von der Stelle, wo ein breiter Waſſergang mit dem Meere in Verbindung ſteht. Unſere Muſelmänner erhoben ihre Stimmen zu lautem Gebet und ſtreckten ſich dann zur Ruhe. Erſt gegen drei Uhr am folgenden Morgen waren ſie wieder zu wecken. Man lud uns nun in ein kleineres und ſpäter, bei einem Damme angekommen, abermals in ein größeres Boot. Als ich in der Morgendämmerung erwachte, ſchwammen wir auf dem herrlichſten Waſſerſpiegel voll romantiſcher Windungen, von den lieblichſten Kokoshainen rings umſäumt. Ein Swendsborg im indiſchen Style! Wie eine purpurfarbne Scheibe von der Größe eines Rades kam die Sonne zwiſchen den Palmen herauf. So Freude-ſtrahlend habe ich ſie nie wieder aus ihrer „Kammer" hervorgehen ſehen.

Um ſieben Uhr ſtiegen wir im Hafen von Berliapatnam aus, das der dichteſte Kokoswald um- und überdunkelt. Unſer Weg führte uns mitten hindurch, — immer bergan. Als wir oben ins Freie traten, nahm uns ein breiter Baumgang in ſeinen Schatten und brachte uns gegen acht Uhr in das Basler Miſſionshaus zu Tſchirakal. Hier ſollten wir auf unſrer oſtindiſchen Reiſe die dritte Raſt in deutſchem Hauſe halten. Die ſehr liebe Gundert'ſche Familie bewillkommte uns wie alte Freunde.

Tſchirakal (Damm-Fels) iſt jenes Colattiri, deſſen Fürſt früher in die Wirren von Tulu und Canara vielfach verwickelt war. Es wird neben Travancore (Tiruwitancodu), wo ſtammverwandte Fürſten herrſchten, in einem neueren Sanſcrit-Werke vor allen andern malabariſchen Reſidenzen geprieſen.[73] Der jetzige

Radja hat den Hügel, auf welchem das Miſſionshaus ſteht, den Basler Miſſionaren geſchenkt und dabei eine eigenthümliche Bedingung geſtellt: man ſolle Leute aus einer gewiſſen ſehr niedrigen Kaſte (die Puleijer), nur wenn ſie ſich taufen laſſen, auf dem Grundſtück anſiedeln. Nach der Vorſtellung der Eingebornen nämlich nimmt die Taufe ebenſowohl wie die Beſchneidung die atmoſphäriſche Unreinigkeit der niedern Kaſten weg, und da dieſelben für den Brahmanismus doch einmal verloren ſind, ſo kann ſich ja auch der rechtgläubigſte Hindu mit gutem Gewiſſen freuen, wenn ſie durch Annahme des Chriſtenthums oder des Islams ihre Luftverpeſtende Art ablegen und ſo den höhern Kaſten auf Weg und Steg beſchwerlich zu fallen aufhören.

Herr Gundert machte hierzu eine Bemerkung, die in Deutſchland ſchwerlich Jemand erwarten wird. Obgleich die niedern Kaſten durch den Uebertritt zum Chriſtenthume ſteigen, ſo ſeien ſie doch zur Aufgabe ihrer Kaſte viel ſchwerer zu bewegen, als die höhern, die, einmal vom Licht des Chriſtenthums angeſchienen, ſich eines minder beſchränkten Blicks erfreuen. Auch Miſſ. Gundert behauptete — und das liegt ſchon in der genannten Bemerkung eingeſchloſſen — daß der ſittliche Kern des Volkes in den höhern Kaſten zu ſuchen ſei und daß mithin das Abſonderungsſyſtem offenbar auch eine wohlthätige Wirkung geäußert habe.

Die Umgegend von Tſchirakal bot damals weit und breit das Bild einer ſteinigen Oede, wie das geſammte hüglige Vorland auf der Weſtküſte in dieſer Jahreszeit. Nach dem Monſum jedoch bekleidet ſich der röthliche Lateritboden auch hier mit üppigem Graſe. Ich ſah bei Tſchirakal zuerſt eine Art der Sagopalme, deren buſchige Krone ſehr ſtark an die heimathliche Weide erinnert.

Nur die Radjas von Travancore ſind noch einigermaßen ſelbſtſtändig. Penſionirte Fürſtlein aber finden ſich noch in ziemlicher

Menge hin und wieder, und obſchon man ihnen bloß ein Fünftel ihres Einkommens gelaſſen hat, ſo ſind ſie doch auch ſo noch Säulen des Brahminenthums. Der Radja von Tſchirakal hatte eben zu ſeinem Geburtstage nicht minder als 1600 Brahminen eingeladen. Das war eine Luſt für die Erdengötter; ſie kamen eilig herbei. Denn ſo ſagt das Sprichwort: „Wie wenn der Eber den Jagdruf hört! Wie wenn der Bhatta vom Eſſen hört!“ Als ſie ſich aber zum Mahle ſetzen ſollten, ſo „wählte Jeder obenan zu ſitzen“ und die Galle des Neides verbitterte Manchem die ſüßeſten Gerichte der königlichen Tafel.

Der Radjas zu Tſchirakal ſind aber eigentlich fünf und ſollen ſtets fünf ſein. Die Königin Mutter führt die Aufſicht über die andern Prinzen, die zuſammen wohnen. Die fünf Höfe der fünf regierenden Fürſten liegen ebenfalls bei einander, wenn auch von einander geſchieden. Wir wollten dem zweiten Radja, der in einem Garten voll der hochſtämmigſten Kokos wohnt, unſere Aufwartung machen, fanden ihn aber nicht zu Hauſe. Von Brahminen jedoch wimmelte es allenthalben. Sie waren nur halb bekleidet, — denn einen halben Anzug halten ſie für ſehr nobel. Wie doch die malabriſche Hofetiquette von der europäiſchen ſo verſchieden iſt, und doch in einem gewiſſen Punkte zuſammentrifft.

Eben hatte ein Hauptfeſt des Kriſchna und Siva in der Nachbarſchaft ſeine Endſchaft erreicht. Herr Hebich, Basler Miſſionar in dem benachbarten Cananore, der dort den verſammelten Heiden gepredigt hatte, kam eben mit Katecheten und Schülern zurück. Man hatte ihn und ſeine Leute ſteinigen wollen.

Als eines Abends Herr Gundert mich nach dem verfallenen Fort von Berliapatnam[14] geleitete, bekamen wir noch etwas von der gereizten Stimmung des Volkes in ziemlich handgreiflicher Weiſe zu erfahren. Mehrere junge Leute aus den Najern und Mapilla's

ſchloſſen ſich uns ohne Weiteres an und ſprachen höhnend: „Wir haben auf dem Feſte gehört, daß man Euch nachfolgen ſolle; wohlan, wir wollen Eure Jünger ſein.“ Als wir auf dem alten Fort ſtanden und die prächtige Ausſicht über die Stadt unten auf den Fluß genoſſen, ſprach Einer zu dem Andern: Wie wär' es, wenn wir ſie hier hinunter ſtießen? Sie folgten uns über Trümmer und durch Geſtrüpp; wir verdoppelten unſre Schritte, denn ſchon ſtürzte die Nacht herein. Wir kamen an einem Tempel vorbei. Dort ſammelte ſich alsbald ein größerer Haufe; die Brahminen im Vorhof ſtachelten; ja ſelbſt einer der Radjas, der im Hintergrunde ſtand, gab ſein ermuthigendes Wort dazu: „Machts denen, wie auf dem Feſte.“ Nun regnete es Steine von hinten her; ein wüthender Pöbel folgte uns Schritt für Schritt. Ich ſuchte den Hinterkopf mit meinem Hut zu ſchützen. Plötzlich ſprang ein zorniger Najer auf uns los, brach einen ſtarken Aſt vom Baume und hieb damit dem armen Herrn Gundert, der grade ſehr leidend war, über den Rücken. Ich denke, man verfolgte uns in dieſer Weiſe funfzehn bis zwanzig Minuten. Endlich kamen wir an Wohnungen der Menſchen und nun ließen die grimmigen Verfolger ihre wehrloſe Beute fahren. Sie mußten für den verübten Frevel mit dem Gefängniß büßen; der engliſche Richter konnte, trotz heidniſcher Sympathien, die lieben Freunde Schande-halber nicht laufen laſſen.

Auch in Cananore waren wir mehrere Male. Die dortigen Miſſionsgebäude umſchließen ein üppiges Gärtchen, das uns durch Mannichfaltigkeit der Gewächſe und Fülle der Blüthen überraſchte. Die mit ſchönblumigen Schlingpflanzen überwucherte innere Verandah war in der That entzückend.

Die Biby von Cananore, welcher die Lakediven gehören, beſitzt auf dem Feſtlande kein Eigenthum mehr. Die ganze Herr-

ſchaft, eigentlich Arakal (Zimmer-Fels?), iſt als ein Ueberbleibſel des alten Handelsminiſteriums aus der Zeit der Portugieſen zu betrachten. Der Titel „Biby" kam erſt ſeit Tippo Sahib, der die Fürſtin von Arakal zu heirathen gedachte, in Umlauf. Jetzt iſt er — wenn ich nicht irre — eine bloße Form im Sinne der Schweſterſohns-Erbfolge.

Die elf bis zwölf Tage in Tſchirakal gingen nur zu ſchnell zu Ende, — beſonders für mich, der ich in Herrn Gundert einen der unterrichtetſten und mittheilſamſten Miſſionare fand, die ich je geſehen.

Das gemüthliche Miſſionshaus zu „Damm-Fels" wird mir trotz der Steinwürfe aus der Hand der benachbarten Heiden und Muhamedaner ſtets eine angenehme Erinnerung bleiben. Friede umwehe es und Segen Gottes thaue darauf nieder!

Malajalam und ſeine Bewohner.

Malayalam iſt eines der intereſſanteſten Gebiete in ganz Indien. Hier gründeten die Brahminen des Nordens ihr eigenthümliches Staatenſyſtem; hier ging brahmaniſche Art mit dem vorgefundenen Weſen der Urbewohner eine ſeltſame Miſchung ein; hier ſammelten ſich der Reihe nach die Völker des nahen und des entfernten Weſtens, Juden und Araber, ſyriſche Chriſten und perſiſche Manichäer, Portugieſen und Holländer. Trotz aller dieſer Berührungen aber mit dem Weſten und deſſen ſämmtlichen Religionen ſteht der Brahmanismus in Malajalam, wenn nicht reiner, ſo doch ſtarrer da, als in irgend einem andern Theile der indiſchen

Halbinsel und es ist im Allgemeinen leider nur zu wahr, wenn Ritter von den Brahmanen in Malabar sagt: „Der Islam, wie das Evangelium, sind seit Jahrtausenden ohne allen Einfluß auf sie geblieben, beide haben bisher nur auf die unteren Kasten hie und da eingewirkt."

Malajalam [75] oder Malabar hat mit Recht seinen Namen von den Bergen. Durchschnittlich 3000 Fuß hoch, laufen sie unter verschiednen Namen [76] in einer Entfernung von 6 bis 12 Meilen von Norden nach Süden und verschanzen so das ganze Land gegen den Osten Indiens bis auf den offenen Durchgang in der merkwürdigen Ghatspalte bei Coimbatur. Während sie aber so das Land gegen den geistigen Einfluß des minder starren Tamulenlandes, das Malabar im Rücken liegt, gewissermaßen absperren, üben sie in natürlicher Beziehung den allerwohlthätigsten Einfluß auf dasselbe. Ihre hohen Scheitel ziehen die Wolken an, die vom Südwest-Winde gejagt, gegen Ende Mai daher gestürmt kommen und nöthigen sie, ihre reichen Schätze über das Land auszugießen, dem dann eine solche Fülle befruchtenden Regens zu Theil wird, wie keinem andern Gebiete Indiens. Doch das ist nicht der einzige Segen, den die Berge dem Lande bringen. Denn während sie selbst stracks nach Süden eilen, entsenden sie nach Westen viele, viele Zweige dem Meere entgegen, und zwischen diesen, in tief eingewühlten Schluchten hinlaufend, sucht eine Menge von Monsum-genährten Küstenflüssen ihren Weg in das benachbarte Meer. An Gestalt des Landes und an Natur des Bodens unterscheidet sich Malabar nicht wesentlich von dem Tululande, das auch lange ein Ganzes mit Malabar bildete und noch jetzt die deutlichsten Spuren der alten Verbindung an sich trägt. Es ist nur noch zerrissener und zerschnittener, als das Tululand, und die mit dem Meere in Verbindung stehenden und mit demselben parallel laufen-

den Binnenwaſſer gewinnen namentlich im Süden des Landes eine ſolche Ausdehnung, daß man von Cochin bis Travancore ununterbrochen auf dem ſogenannten Backwater reiſen kann. Dieſe Binnenwaſſer gewähren aber nicht bloß eine natürliche Canalverbindung, die der Nachhülfe der Kunſt nur wenig bedarf und dem Handels- und ſonſtigen Verkehr den beſten Vorſchub leiſtet; ſie helfen auch dem Boden ſelbſt ſeine Schätze ablocken, indem ſie von den Regengüſſen des Monſum mit einem ſolchen Zufluß von Süßwaſſer geſpeiſt werden, daß man große weite Strecken ganz unter Waſſer zu ſetzen im Stande iſt. Kein Wunder daher, wenn bei ſolchen Begünſtigungen von allen Seiten her „das Land ſein Gewächs giebt," wie nicht leicht ein anderes. Auf meinem Wege von Taleitſchery nach Calicut, wo ich theils auf dem eben erwähnten Binnenwaſſer, theils zu Lande dicht an der Meeresküſte hinreiſte, (ſiehe den vorhergehenden Abſchnitt) hatte ich hinlängliche Gelegenheit, die Mannichfaltigkeit und Ueppigkeit der malabariſchen Natur um mich her anzuſtaunen. Nichts als ein ungeheurer Wald von Fruchtbäumen, unter deſſen Schatten die einzelnen Orte meiſt in einzelnen Gehöften zerſtreut liegen.

An dem kaum eine Meile breiten ſandigen Strich des Meeresufers, das unter dem Einfluß von reißenden Bergſtrömen auf der einen Seite und von mächtigen Seeſtürmen auf der andern Seite fortwährenden Veränderungen unterworfen iſt, gedeihet vor allem die eben ſo anmuthige als nützliche Kokospalme, hier Tengu oder Südbaum genannt, ohne Zweifel weil er aus Ceylon hieher verpflanzt wurde. Dieſer wunderbare Baum ernährt einen großen Theil der Bevölkerung, wie er denn neben dem Reis faſt alle Bedürfniſſe der Eingebornen befriedigt. Aus dem gealterten Stamme bauet man Dächer, die Blätter geben die jährlich zu erneuernde Bedeckung her, desgleichen auch die Fackeln für die ſonſt gefahr-

vollen Wege in dunkeln Nächten; mit den Blattrippen fegt man die Häuser, die Blüthenscheide aber, wenn sie angeschnitten wird, giebt den köstlichen Palmwein, der, vor der Gährung, auch zu Zucker eingekocht wird, während er gegohren in Essig umschlägt. Läßt man dagegen die Blüthe durch die Scheide brechen, so bildet sich eine mächtige Traube von Nüssen heraus, deren eben so erfrischender als gesunder Saft den durstigen Wandrer labt. Späterhin wird dieser Saft zu einer fettigen Milch, die, auf den Kopf gerieben, in diesem Klima den wohlthätigsten Einfluß übt; die gereifte Frucht dagegen liefert die verschiedenen Zuthaten zu dem täglichen Reis, oder es wird ein Oel daraus gepreßt, das der Küche als Schmalz, der Haut als Salbe und der Lampe als Brennstoff treffliche Dienste leistet. Die Schale der Nuß giebt ein natürliches Gefäß, wird zu Kochlöffeln und dergleichen verarbeitet, oder zur Feuerung verbraucht, und die elastischen Fasern der äußern Fruchthülle endlich liefern den besten Stoff zu Schnüren, Stricken und Schiffstauen. Doch wer will den Nutzen dieses allernützlichsten Baumes vollständig schildern! Ein indischer Dichter braucht ihn, wenn ich nicht irre, geradezu als Bild der Dankbarkeit, weil er das unten an die Wurzel geschüttete Wasser nicht bloß reichlich, sondern auch veredelt wiedergiebt.

Hinter der flachen Sandküste erhebt sich ein reicherer Boden, der allmählig in das hügelige Vorland der Ghatgebirge übergeht. Hier nun gedeihet die Pflanze, die dem Hindu zur eigentlichen Nahrung dient, während die Kokospalme nur die schmackhafte Zuthat liefert, — der Reis — in zwei Ernten, davon die eine in den September, die andere in den Januar fällt. Der höher gelegene Boden und die Abhänge der Hügel sind so weit als möglich terrassenförmig angebaut und bilden so einen großen hängenden Garten. Hier wohnt der angesehenere Theil der Bevölkerung, während ganz

dicht am Meeresufer armſelige Hütten, namentlich der Fiſcher, maleriſch genug unter Kokosgruppen und Hainen verſteckt liegen. Freilich die große Mehrzahl der Häuſer auf dem Hügellande ſind auch ziemlich elend aus Lehm gebaut und mit Palmblättern gedeckt. Dazwiſchen aber thut ſich hie und da ein ſteinernes Haus mit Ziegeldach vortheilhaft hervor. Hinter hohen Wällen und lebendigen Hecken aus Milchpflanzen wohnt ein Jeder in dem ererbten Parambu oder Baumgute. Neben der majeſtätiſch-anmuthigen Kokospalme erhebt ſich die ſchmächtige, rohrſchlanke Areka mit der den Eingebornen ſo unentbehrlich gewordenen Betelnuß, ſo wie der hochſtämmige umfangsreiche Tſchakkabaum mit ſeinen eichelförmigen, aber rieſigen, aus dem Stamme ſchwammartig herauswachſenden Brotfrüchten. An den leichtern Zimmerhölzern dagegen rankt die epheuartige dunkelblättrige Pfefferrebe, die ſich hier ſo recht heimiſch fühlt, üppig hinauf. Dazu kommen Bananen aller Art mit gewaltigem Blätterwerk von dem ſchönſten Hellgrün und mit langherabhängenden traubenartigen Fruchtbündeln, desgleichen die Betelpfefferrebe, deren Blatt von den Eingebornen mit der Arekanuß leidenſchaftlich gekaut wird; hie und da ſchießt auch ein Bambusſtrauch, der ſo vielfach das Holz erſetzen muß, ſeine geringelten, armſtarken Schäfte in die Höhe. Prächtige Papageien durchſchwärmen dieſe Parambus, aber freilich auch krächzende Raben in großer Menge. Vor den Tempeln prangt der heilige Feigenbaum mit ſeinen faſt unaufhörlich liſpelnden Blättern, und über die Landſtraße breitet die rieſige Baniane ihre ſchattigen Aeſte, die, wenn man ſie mit ihren wuchernden Luftwurzeln frei gewähren ließe, bald ganze Straßen in unwegſame Wildniß verwandeln würde. Affenſchaaren treiben ihr neckiſches Weſen tiefer landeinwärts auf den Gipfeln der Waldbäume umher, und während man auf der Höhe der vorgeſchobenen Hügel

faſt nur verbranntes Gras antrifft, das hie und da durch die Spalten des röthlichen Laterit ſich hervordrängt, ſind die Ghats ſelbſt bis auf den Scheitel hinauf mit den herrlichſten Teakbäumen, die das unverwüſtliche Schiffsbauholz liefern, überwaldet. Dort gedeihet auch neben Mimoſen und Ebenhölzern Zimmt und Caſſia, ſo wie der Cardamom, deſſen magenſtärkende Kapſeln die wilden Bergvölker ſammeln.

Es wird nun Zeit, daß wir von der Natur den Blick auf die Menſchenwelt wenden, — die an Ueppigkeit ein allzu entſchiednes Gegenbild derſelben darſtellt.

Vor etwa 3000 Jahren, ſo ſagen die Brahminen, fluthete über Kerala (das iſt der alte Name des Landes, der auch das Tululand mit einſchließt) in Folge einer großen Ueberſchwemmung das Meer, bis Paraſu Rama, der brahminiſche Held und Vertilger der brahminen-feindlichen Kſchatrija-Geſchlechter, vom Undank der Brahminen aus den für ſie erkämpften Landen vertrieben, von Cap Comorin bis nach Gocarna hinauf die gewaltige Streitaxt warf. Auf des Meeresgottes Varuna Geheiß, deſſen Gunſt Paraſu Rama zuvor durch ſchwere Buße und Gebet erworben, wich das Meer alſobald zurück, und die neue Schöpfung war fertig. In dieſer fabelhaften Geſchichte hat ſich offenbar die Erinnerung an brahmaniſche Einwanderung aus dem Norden und an erſte Cultivirung des Küſtenſtrichs durch dieſelbe erhalten.

Die Sage berichtet weiter, daß das von Schlangen übel geplagte Land nicht eher ordentlich bewohnbar wurde, als bis Paraſu Rama eine große Schaar nördlicher Brahminen einführte, ſie in 64 Kolonien, halb in Tulu und halb im eigentlichen Malabar, anſiedelte, und das übrige Land an Göttertempel und Schlangenheiligthümer ſchenkte. Aber auch ſo konnte die Schöpfung, die den Göttern durch außerordentliche religiöſe Werke abgerungen worden, vor der zerſtörenden Gewalt des Elements, aus dem ſie hervorge-

treten, nur in außerordentlicher Weiſe erhalten werden, d. i. durch ſorgfältige Beobachtung vieler im übrigen Indien verworfener Ordnungen. Deren Zahl wird auf 64 angegeben. Sie heißen in Malabar ſelbſt die „64 Mißbräuche". Indem ich das Detail derſelben hinten nachzuſehen bitte", mache ich hier nur folgende Bemerkungen:

Erſtens: Die Brahminen in Malabar haben ſich mit einem ſolchen Nimbus umgeben, wie in keinem andern indiſchen Lande. Dieſer wird durch das zurückgezogene Leben, das ſie führen, noch geſteigert. Sie gehen zwiſchen den Erdwällen der Häuſer trippelnd umher, für die nackten Füße eine reinliche Spur ſuchend.

Zweitens: Sie haben ſich gleichwohl die ſchweren Pflichten ihres Standes bedeutend erleichtert. Den Junggeſellen ſtehen alle Thüren zur Wolluſt offen, der Hausherr darf vier bis ſechs Weiber nehmen, das Einſiedlerleben iſt ungewöhnlich und die höchſte Stufe heiligen Lebens, das Sanjaſithum, deſſen eigentlicher Sinn die herbeſte Kaſteiung iſt, hat ſich in das ſüßeſte Wohlleben verkehrt.

Drittens: Die den brahminiſchen Junggeſellen geſtattete Freiheit heiligt nicht bloß die Unzucht, ſondern zerrüttet das Familienleben aller angeſehenen Volksklaſſen auf das tiefſte, ja macht es geradezu unmöglich, und das mit der Vielmännerei Hand in Hand gehende Schweſterſohns-Erbrecht führt außerdem die unerquicklichſten Verwickelungen unter den Blutsverwandten mit ſich.

Viertens: Während im benachbarten Tamulenlande die große Spaltung der Brahminen in Saiva's und Vaiſchnava's die Kräfte derſelben zerſplittert, ſteht hier der Brahminenſtand als Eine große geſchloſſene Körperſchaft da. Der Unterſchied zwiſchen Siva- und Wiſchnu-Verehrern iſt eben nur in Kleinigkeiten bemerkbar.

Fünftens: Da nur Brahminenſaame den Thron beſteigt, alſo Königs- und Prieſterthum auf's innigſte verbunden ſind, ſo iſt hier das Brahminenthum ganz beſonders mächtig. Wie fanatiſch

aber ein von Brahminenſchaaren umlagerter Radja in Malabar ſein könne, habe ich ſelbſt auf das allerhandgreiflichſte zu erfahren Gelegenheit gehabt (S. 220).

Sechſtens: Auch die Sudra's hat man tiefer in das brahminiſche Intereſſe gezogen, dadurch daß keine religiöſe Handlung, die ohne Mithülfe von Sudras zu Stande kommt, als gültig angeſehen wird; ja ſelbſt die unterſten Kaſten, die vornehmlich dem Dämonendienſt ergeben ſind, hat man in nähere Verbindung mit dem Brahminenthum geſetzt. Es giebt nämlich eine niedere Gattung von Brahminen, die ſich dem Dienſt der urſprünglichen Landesdämonen widmet. Sechs Häuſer, — ſo lautet eine alte Verordnung — ſollen für immer mit den guten, und eben ſo viele mit den böſen Gottheiten verkehren. Der Syncretismus zeigt ſich zum Theil ſelbſt in den Opfergaben. Knoblauchsſchalen, Nägel, Haare, Inſecten, und unter dieſen beſonders Blutigel und Eidechſen werden nicht bloß den Bhuta's, nicht bloß dem Siva und der Kali, ſondern auch dem Viſchnu gelegentlich dargebracht.

Siebentens: Obgleich das Brahminenthum in Kerala dem ärgſten Syncretismus huldigt, ſo iſt doch die Kluft der Kaſtenordnung nirgends größer, als hier. Die atmoſphäriſche Verunreinigung geht bei der verachtetſten aller Klaſſen, den Najadi's, bis auf 74 Schritte. Man hört deshalb auf einer Reiſe in Malabar fort und fort den Zuruf auszuweichen Vor hohen Standesperſonen geht gewöhnlich ein Diener zu dem Zwecke ausdrücklich vorweg, und die Najadi's, wenn ſie ſich aus ihrer Wildniß herauswagen und der Landſtraße nahen, machen ihre verunreinigende Gegenwart durch eine Art Geheul aus weiter Ferne ſelber bemerklich. Man muß aber nicht glauben, daß dieſe Allerärmſten dem Evangelio, das ja hauptſächlich „den Armen gepredigt wird," darum zugänglicher ſind.

Neben den einheimiſchen Brahminen, die mit „Mein Herr!

Unſere Herrlichkeit! Heilig-Erſtes" angeredet werden, und auf Paraſu Rama's Anordnung die h. Locke vorn tragen, giebt es auch auswärtige Brahminen in Malabar, die Pattar, die ſich eben durch die Hinterlocke von den malabariſchen Erdengöttern unterſcheiden. Sie wohnen Handels halber in Städten oder ziehen als Diener und Köche der Brahminen und Fürſten umher, drängen ſich zu Regierungsſtellen, oder reiſen, das ſüße Nichtsthun vorziehend, langſam von Tempel zu Tempel, wo ſie je drei Tage lang umſonſt gefüttert werden. Die meiſten derſelben ſind aus dem Tamul- und Concanlande nach Malabar eingewandert, ſtehen aber daſelbſt ihres Wanderlebens wegen in geringem Anſehen. In alten Zeiten brauchte man ſie als Depeſchenträger und Spione.[78]

Da Kſchatrija's und Waiſja's[79] nur in geringer Anzahl den Brahmanen in Paraſu Rama's heiliges Land gefolgt zu ſein ſcheinen, ſo folgen hier auf die Brahminen ſogleich die Sudras. Sie ſind gewiſſermaßen Stellvertreter der Kſchatrija's und heißen deshalb Najer[80] (das iſt „Führer" ſowohl im Civil-, als im Militärfach).

„Nachdem nämlich die Brahminen zuerſt durch Abgeordnete aus den 64 Kolonien, ſodann durch 4 repräſentirende Reichsſtädte und Tempel, endlich durch Reichsverſeher, die alle 3 bis 12 Jahre aus ihrer Mitte gewählt wurden, das Land zu regieren verſucht hatten, zerfiel die Brahminen-Republik durch die Habſucht und den Parteigeiſt der Gewählten, und es kam an den Tag, daß weltliche Herrſcher dem Lande beſſer anſtehen, als prieſterliche.[81] Die Brahminen gingen daher ins Ausland und holten ſich für je 12 Jahre einen Oberherrſcher (Perum-al), das heißt zu deutſch: Das Land wurde von den benachbarten Reichen erobert und durch Vicekönige, die alle 12 Jahre wechſelten, verwaltet. Die drei benachbarten Tamulreiche Pandi (mit Madura und Tinevelly), Tſchola[82] (im Cavery-Delta) und Tſchera[83] (wo jetzt Coimbatur) haben eines

ums andere ſich bis an die Weſtküſte ausgedehnt, und ſo mögen ſich denn auf verſchiedenen Wegen die hohen Familien Kerala's unter dem Namen Najer zuſammen gefunden haben. Die größere Anzahl derſelben iſt ſicherlich der Urbevölkerung entnommen; es waren vielleicht Häuptlinge jener Jägerhorden, die ſich den Brahminen willig unterordneten. Andre dagegen ſind wohl aus dem ſtammverwandten Nachbarvolke angeſiedelte Vaſallen (wie die Vellaler) und noch Andere Söhne von Weibern oder Wittwen der Kſchatrija's, die in brahminiſcher Dienſtbarkeit aus dem Norden mitgefolgt ſind und an dem reichen Landbeſitze der Brahminen Theil genommen haben." [84] Es iſt aber dafür geſorgt, daß trotz dieſer Betheiligung der Najer an dem Landbeſitz die Brahminen nicht viel verlieren. Das Familiengut gehört, genau genommen, den Weibern, das iſt der Mutter, oder der älteſten Schweſter, welche den Haushalt führt. Dieſe aber ſind einem der oben erwähnten Mißbräuche zufolge ſammt und ſonders der Wolluſt der ledigen Brahminen zugänglich, und das würdigt ſie ſo wenig herab, daß es vielmehr als eine große Ehre betrachtet wird, indem dadurch die innigſte Verbindung und Vermiſchung der Sudras mit den Erdengöttern hergeſtellt wird. Das Mädchen bleibt in der Mutter Haus mit ihren Brüdern wohnen; der Onkel aber ſieht es für ſeine Pflicht an, nach einer möglichſt hohen Verbindung für ſie umzuſchauen. Sie erhält nun, wenn alles nach Wunſche geht, von jungen Brahminen oder Najern Beſuche. Der eine verpflichtet ſich, für ihre Kleidung zu ſorgen, der andere verſpricht Salböl und Feſtgeſchenke; doch darf die Frau auch Männer höherer Geburt zulaſſen, und die Verbindung dauert überhaupt nur ſo lange fort, als es beiden Theilen gefällt. So ſehen denn die Kinder den Bruder der Mutter als den Führer ihrer Jugend und endlichen Erblaſſer an. Der Vater darf denen, die er für ſeine Kinder hält,

nur bewegliches Eigenthum ſchenken; alles Ererbte gehört den Kindern der Schweſter. Es iſt dafür Sorge getragen, daß alle königlichen Prinzen Brahminen zu Vätern haben. Nach dem Tode des Regenten folgt das nächſtälteſte Glied der Familie, die übrigen Thron-Berechtigten treten der Reihe nach in eine höhere Apanage ein und beziehen den ihrer Stufe entſprechenden Palaſt. Die übrigen Prinzen aber, d. h. Söhne von Prinzeſſinnen, wohnen unter der Königin Mutter Aufſicht beiſammen. Die Könige und Prinzen vermählen ſich ſtets mit Najerweibern, und ihre eigenen Söhne gehen, dem Schweſterſohns-Erbrecht zufolge, etliche Geſchenke abgerechnet, im Erbe der Väter leer aus.

„Vom ſiebenten Jahre an wird der junge Najer in die Ring- und Fechtſchule[85] geſchickt, um vom Paniker, dem hochverehrten Waffenmeiſter, mit Oel eingerieben und unter ſeinen geübten Füßen und Händen an allen Gliedern bearbeitet zu werden. Hat er die 18 Waffenübungen mit Schild und Schwert erlernt, ſo ſtellt er ſich dem Lehnsherrn vor und bietet ihm ein Geſchenk. Der gürtet ihm das Schwert um, umarmt ihn und ſpricht: „„Schütze Brahminen und Kühe!““ Nun iſt er gebunden, dem Aufgebote ſeines Lehnsherrn Folge zu leiſten. Er zieht in den Krieg faſt nackt, wirft den Speer vorwärts und rückwärts weithin, ſchießt Pfeil auf Pfeil mit ſolcher Sicherheit, daß er wohl mit dem zweiten den Schaft des erſten ſpaltet, und ficht in der Nähe mit dem zweiſchneidigen graden Schwert. Seine außerordentliche Gelenkigkeit macht ihn zum furchtbaren Gegner im Wald- und Hecken-Gefecht. Gehört er aber gar zu den Todes-Geweihten, ſo ficht er wohl gegen Hundert ganz allein, und da der Lehnsherr ihn in ſeinem beſtändigen Solde hält, ſo ſtirbt er über dem Leichnam ſeines Verſorgers.“

Dafür genießt denn aber auch der Najer das Vorrecht, daß er nie in's Gefängniß geſetzt werden darf. Von Anklagen, die

nicht zu erweiſen ſind, mag er ſich durch Tragen von glühendem Eiſen, durch Eintauchen der Hand in ſiedendes Oel oder durch Schwimmen über einen Alligatoren-Teich unter den Gebeten der Brahminen reinigen. Iſt aber die Anklage erwieſen, ſo dürfen ihn dazu ausgeſandte Najer, wo ſie ihn finden, erſchlagen, nur müſſen ſie das Palmblatt, darauf des Königs Befehl geſchrieben ſteht, auf den Leichnam legen.

Manches, was hier über die Najer geſagt worden, erinnert, wenn auch nur von fern, an antik-ſpartaniſches und an mittelalterlich-ritterliches Weſen. Die athletiſchen Geſtalten ſowohl, als die feinen Manieren derſelben ſtechen allerdings auf den erſten Augenblick deutlich genug hervor. Allein ſeitdem der Friede den Waffenübungen ein Ende gemacht hat, iſt der kriegeriſche Sinn je länger je mehr gewichen: Das nackte Schwert im Gürtel iſt von einem kurzen Meſſer verdrängt worden, das Einige ſogar in einer künſtlichen Scheide, zuſammen mit dem friedlichen Schreib-Griffel und den zierlichen Zänglein zum Reinigen von Naſe und Ohren, zu tragen ſich gewöhnt haben. Die feinen Manieren aber gehen in fleiſchlichem Wohlleben und namentlich im Trunk, dem ſie leidenſchaftlich ergeben ſind, immer mehr unter, und obſchon den Meiſten die Gelegenheit leſen und ſchreiben zu lernen geboten iſt, ſo ſind doch gelehrte Leute gegenwärtig eine große Seltenheit unter ihnen.

Ihre Beſchäftigung anlangend, theilen ſich die Najer in Diener der Brahminen und Tempel und in Diener der Könige, für den Krieg und die Verwaltung. In dem letzteren Fache ſind ſie ſo tüchtig, daß es faſt zu ihrem Monopol geworden iſt. Einige ſind bis zu Palankinträgern herabgeſunken. Trotz aller Entartung aber bilden die Najer immerhin den edelſten, d. i. den fähigſten und charaktervollſten Theil der Bevölkerung Malabars, und es wäre

viel gewonnen, wenn einmal dieſe beſſre Maſſe von dem Sauerteig des Evangeliums durchſäuert wäre.

Wir ſteigen nun von den Najern über die geringeren Anhängſel derſelben, den geſammten Troß von Wäſcher, Barbier, Töpfer, Maurer[86] und Oelpreſſer[87] hinweg, zu den Kaufleuten herunter, die hier einen um ſo wichtigern Beſtandtheil des Volkslebens bilden, als grade der Handel ſeit undenklichen Zeiten auf der Malabar-Küſte geblühet hat. Dabei iſt es immerhin merkwürdig, daß die Kaufleute alle auswärtigen Urſprungs zu ſein ſcheinen. Die Bjapari's aus der nächſten Nähe haben den Küſtenhandel in Händen; die dem Tamul-Lande entſtammenden Tſchetti's betreiben das Geldwechslergeſchäft und daneben rühren ſich Concani's und Guzerati's. Hieher gehören auch die Juden, die in früherer Zeit den Großhandel von Cranganore an ſich brachten, — die Naſarani's (gewöhnlich ſyriſche Chriſten genannt) die, mit perſiſchen Manichäern und Arabern eingewandert, ſich mit dieſen um die Wette des weſtlichen Handels bemächtigten, ſowie eben dieſe arabiſchen Anſiedler, die ſogenannten Jonaka's, die ſeit dem Auftreten Muhameds für immer oben auf kamen. Die indiſchen Verzeichniſſe nehmen übrigens keinen Anſtand, auch die vier „Rundhüte-Klaſſen" der Portugieſen, Holländer, Franzoſen und Engländer den Kaufmannskaſten beizuordnen. Dieſe erbauen Feſtungen an der Küſte entlang und betreiben den Seehandel. Von ihrer Art kann natürlich nichts Gutes geſagt werden. Sie ſind Söhne der Affen, die dem Rama auf ſeinem abenteuerlichen Zuge nach Ceylon beiſtanden, mit den Wittwen der erſchlagenen Unholde in Ceylon erzeugt. Kein Wunder daher, daß ihnen noch immer das Abenteurerweſen und die Eroberungsluſt anklebt, wie ſie denn, obgleich verſchiedenen Religionen zugethan, ſammt und ſonders die halb äffiſche und halb teufliſche Natur ihrer Eltern

nicht verleugnen können. Dabei findet nur der Unterſchied ſtatt, daß auf ihrer Stufe in ihrer Weiſe die Portugieſen mehr den Brahminen, die Franzoſen mehr den Kſchatrija's, die Engländer den Waiſja's und die Holländer den Sudra's zu vergleichen ſind.

Hier nun ſtehen wir auf der Grenzſcheide der höhern und mittlern Kaſten. Von hier an tritt zu der Verunreinigung durch wirkliche Berührung die Verunreinigung durch die bloße Atmoſphäre ein. Natürlich, hätten nicht Juden, Naſarani's und Jonaka's von uralter Zeit in dem Lande gewohnt, und durch kluges Benehmen und ausgezeichnete Betriebſamkeit den Ausländern Einfluß und Achtung zu erwerben gewußt; wäre ferner das Land nicht ſo ſehr auf den Handelsverkehr angewieſen und hätten dabei nicht gerade Fremdländer von jeher eine ſo bedeutende Rolle geſpielt; wären endlich nicht geradezu Europäer die gegenwärtigen Herren des Landes, und machte ſich deren Ueberlegenheit faſt in allen Stücken nicht ſo fühlbar geltend, — ſo dürften wir Europäer, als Kuhfleiſcheſſer, auf der Stufenleiter malabariſchen Rangs ſchwerlich an der Grenzſcheide der höhern und mittlern Stände Poſto faſſen, ſondern würden wahrſcheinlich noch einige Sproſſen tiefer abwärts zu ſtehen kommen. Daß aber die Abendländer durch die Macht geſchichtlicher Umſtände ihre Stellung in den mittlern Schichten des malabariſchen Volkes gefunden haben, iſt für die abendländiſchen Miſſionen in dieſem Lande von nicht unerheblicher Bedeutung. Jedweder, der aus den Kaſten, zu denen wir nun kommen werden, Muhamedaner oder Chriſt wird, ſinkt in der bürgerlichen Achtung nicht etwa tiefer hinab, ſondern ſteigt, und ſomit fällt von dieſer Seite her eines der Haupthinderniſſe hinweg, die ſich in andern indiſchen Gebieten dem Uebertritte zum Chriſtenthume in den Weg ſtellen. Es bleiben freilich auch ſo der Steine des Anſtoßes noch immer genug.

An der Spitze der niedern Kasten stehen die der Sage nach erst später eingewanderten Tschalier,[88] eine besondere Art von Webern, die sich unter demselben Namen auch auf Ceylon und im Tamulenlande auf der Coromandelküste vorfinden. In Mayaveram z. B., etwa Mitte Weges zwischen Trankebar und Combaconum, stehen die Tschalier unter den sogenannten „Geldleuten" oben an; sie sind eben mehr Fabrikherren. Manche sind, um mich der englischen Ausdrucksweise zu bedienen, 100,000 Rupi's werth; sie bauen sich nette Häuser und stolziren in schönen Kleidern umher. Ja selbst die arische Schnur tragen sie kein Bedenken sich zuzulegen, und obschon die „Zwei-Gebornen" im Herzen darüber grollen, so lassen sie es doch eben aus großem Respect vor dem Gelde der Leute gelten, auch an ihrem Theile die Weisheit ihres großen Dichters Tiruwallawer bewahrheitend: „Die Nichts haben, werden Alle verachten; den Vermögenden werden Alle Auszeichnung erweisen. Geld ist ein Stahl, der des Gegners Uebermuth wegschneidet. Schärferes als diesen Stahl giebt es nicht."

Nicht so wohl wird es den Tschaliern im Malabarenlande. Sie bringen es dort trotz aller ihrer Thätigkeit zu nichts, obschon sie Jahr ein Jahr aus an dem straßenlangen Webstuhl arbeiten und während der Regenzeit fleißig spinnen. Sie verfertigen die feinen weißen oder etwas in's Bläuliche fallenden Munda's oder Pudawa's, die erstern für das männliche, und die letztern für das weibliche Geschlecht. Diese werden dann je nach der Kaste mit einfachen rothen Streifen, oder mit Gold- und Silberborten verziert. So arbeiten sie eigentlich in gewissem Sinne für den Luxus bei sehr ärmlichem Verdienst und „ihre Stunde wird geschlagen haben, sobald ein englischer Manufacturist auf den Einfall geräth, auch diese Arbeit vollends nachzumachen."

Wir steigen nun noch eine Stufe tiefer zu den Tier's[89] oder

Palmbauern hinab, die sich über die ganze Küste hin ausbreiten. Ihr tägliches Geschäft besteht darin, daß sie die Palmen besteigen, beschneiden, den Saft abnehmen und Zucker und Arrack daraus bereiten. Je weiter nach Süden, desto weniger befähigt erscheinen sie. Dort sieht man sie meist mit der lederartigen Palmenblüthenscheide elendiglich bekleidet umhergehen. An einigen Orten jedoch haben sie eine Art Wohlstand erlangt, und namentlich im Norden sehen sie schon zu den Najern hinauf, denen sie an Gewandtheit kaum nachstehen. Die Engländer hoben sie zuerst auf der bürgerlichen Stufenleiter: denn die nahmen aus ihnen ihre Diener, ihre Unterbeamten — und ihre Kebsweiber.

Eine Abtheilung der Tier's bilden die Ilaver's, mehr im Süden. Diese sowohl als jene sind aller Wahrscheinlichkeit zufolge von Ceylon her eingewandert. Der erstere Name bedeutet „Inselbewohner" und der letztere geradezu „Ceylonleute". Die Ilaver's sollen, einer Ueberlieferung zu Folge, von den syrischen Christen aus Ceylon nach Malabar hereingebracht worden sein. Die Tier's, so heißt es, kamen zur See nach Travancore und da sie dort nur wenig Land eigenthümlich zu erwerben vermochten, so zogen sie sich über das Cap Comorin bis nach Tinevelly hinein, wo sie die Knechte und Handlanger der ebenfalls von der Nordküste Ceylons eingewanderten Schanar's wurden, denen die alten Pandja-Könige von Madura den wüsten Sandstrich an der Küste von Manad zum Palmenbau angewiesen hatten.

Auch die beiden nun folgenden Kasten, die Mugajer und Muccuwer, sollen aus Ceylon gekommen sein. Die ersteren sind Flußfischer und sprechen nach den Tier's den ersten Rang an. Sie haben, wie diese, strebsame, ja gelehrte Leute in ihrer Mitte. Wie aber die Töchter der Tier's von wüsten Europäern, so werden die Töchter der Mugajer's von den noch wüstern muhamedanischen

Mapilla's gemißbraucht. Die Mucuwer beſchäftigen ſich mit dem minder ehrenvollen Fiſchfang zur See. Brauner als irgend eine der vorher erwähnten Kaſten, laſſen ſie ſichs von frühſter Jugend an ſauer werden; während der Mann mit Verwandten und Söhnen auf das Meer geht, holt das Weib während der Ebbe den ſalzhaltigen Sand aus den Buchten und Flußwindungen, womit die ganze Küſte wie durchfurcht iſt; die Knaben und Mädchen aber helfen Netze machen und die Fiſche ausleſen und einſalzen. Ihre Wohnungen, meiſt nur aus Palmzweigen geflochtene Hütten, ſtehen in größerer oder geringerer Entfernung vom Meere, dicht bei einander, ohne es doch zu ordentlichen Gaſſen zu bringen.

Die Mugajer ſind leicht zugänglich, gutmüthig und geſchwätzig; aber da ſie heute hier und morgen dort ſind, ſo kennen ſie leider die Trinkgelegenheiten an der ganzen Küſte nur zu wohl, und das um ſo mehr, da ſie auch als Palankinträger, namentlich in der Regenzeit, zu dienen pflegen. Viele derſelben haben das Topi (die Mütze) aufgeſetzt, d. h. ſind Jünger des Propheten geworden. Dadurch haben ſie zwar in den Augen der Hindu's ihre atmoſphäriſche Unreinigkeit verloren, aber leider nur an Unverſchämtheit gewonnen. Ein ſchreiiges, zudringliches Geſchlecht, das uns als Mandjilträger auf der Reiſe von Mangalore nach Calicut manchen Verdruß bereitet hat. Die Mugajers zwiſchen Calicut und Ponani ſind mit der Zeit faſt alle muhamedaniſch geworden, während die um Quilon ſeit Xaver's Zeit zum Katholicismus übergetreten ſind. Man nennt die letzteren von ihrem Wohnort Kollam d. i. Quilon „Kollakar".

Wir gelangen nun zu den „fünf Häuſern" der Werkleute oder Kammaler, die eine ganz eigenthümliche Stellung einnehmen. Der Atſchari, das iſt der Zimmermann und Schreiner, wird dem Brahminen verglichen, obgleich er in Malabar die heilige Schnur

nicht tragen darf, wie das im Tamulenlande und anderswo Sitte ist. Der Tattan, d. i. der Gold- und Silberarbeiter, soll ein Waissa und der Kollen oder Schmidt ein Sudra sein. An sie schließen sich die Tschembu-Kotti's oder Kupferschmiede als das fünfte Haus. Darauf folgen als Anhängsel der Fünf-Gewerke die Grobschmiede, die Bogen- und Pfeilverfertiger, die Schwertfeger und zuletzt die Schild- und Lederarbeiter.[90] Der Glaube, daß über ihnen fast zauberartige Kräfte walten, hat ihnen trotz ihrer Niedrigkeit eine gewisse Stellung in der indischen Staatsverfassung gesichert. Kein Haus kann ja ohne die Einsegnung des Zimmermanns, der geradezu Priester (Atschari) heißt, vollendet werden; dazu muß das ganze Haus und der ganze Hausrath der Brahminen und Edeln im Sinne der alten Schastra's gefertigt werden. Beim Guß der Götzenbilder kommt gar viel auf richtige Mischung der vier Metalle, sowie auf Wahl des glücklichsten Momentes an; selbst der Ohrenschmuck des weiblichen Geschlechts ist bedeutungsvoll, und die Waffen werden, je nach der Einwirkung böser oder guter Mächte, sehr verschieden ausfallen. Sie müssen überdieß mit einem Spruche geweiht werden. Leider herrscht bei den Kammalern Vielmännerei am häufigsten. Fünf bis sechs Brüder haben nur Eine Gattin; diese führt ihr gemeinsames Hauswesen. Uebrigens genießen sie, wie die Wäscher und Barbiere, das sogenannte „kleine Erbrecht", d. h. jedes Haus erbt und vererbt die Kunden seines Sprengels. Als etwa 200 Jahre nach Christo einer der jüdischen Großhändler, Joseph Rabban,[91] von dem damaligen Perumal als Reichsvasall und Repräsentant seines Volkes naturalisirt wurde, wurden ihm selbst, seiner männlichen und weiblichen Nachkommenschaft, ferner seinen Neffen und den Neffen seiner Töchter unter andern auch die sämmtlichen Steuern dieser fünf Handwerker-Klassen zugesprochen. Nach einem spätern

Document in Kupfer jedoch wurden die Lehnsrechte über die Kammaler dem Großhändler Ravi Cortan,[92] einem Nasarani, erblich übertragen.

Wir halten uns nicht auf bei den weiteren Anhängseln der Kammaler, den vier Kuruppu's[93] oder Ehren-Männern, davon einige Schaftmacher, andere eine Art Fechtmeister sind, noch andere Muscheln zu Kalk brennen, oder den Arzt und Chirurgen machen. Die Kuruppu's beschließen die Reihe der noch einigermaßen achtbaren Kasten. Daher vielleicht auch ihr Name „Ehren-Männer."

Es folgen nun die eigentlich niedern Kasten, aus denen wir nur einige hervorzuheben gedenken, als die Paner,[94] die sich in Dämonen verkleiden, Geister austreiben und überhaupt für Tausend-Künstler gelten; ferner die Wannar's, niedrige Waschleute, die aller ceremoniellen Befleckung ein Ende machen und durch feierlichen Umzug schädliche Insecten und Mißwachs von den Feldern abzuhalten vorgeben; weiter die geschwätzigen Kanijer, die sich nie ohne den Sack mit Kawidi-Muscheln, die als Rechenpfennige dienen, öffentlich sehen lassen, die Nativitäten berechnen, gute und böse Stunden bestimmen, die Jugend unterrichten und für jede Noth Rath wissen; endlich die Pulluwa's und Valluva's, die im Walde Arzneikräuter suchen und selbst Arzneien daraus bereiten, im Nothfall auch sich als Tagelöhner mit Graben und dergleichen kümmerlich durchbringen. Zu dem Letztern müssen sich nun auch die Vettuver's verstehen. Sie waren ursprünglich Jäger und kamen als solche wohl gleich hinter den Tier's; später betrieben sie die Salzbereitung, bis das englische Salzmonopol ihnen auch diesen Gewerbszweig entriß.

Hier ist nun der Uebergang zu den allerunterſten Kasten[95] — den freien Gebirgs- und Waldbewohnern, die Berg, Schlucht und Walddickicht vor aller Berührung mit dem Brahmanenthum be-

wahrt hat, und die daher auch noch nach ihrer alten Stammverfassung leben. Da sie zum Theil an Orten wohnen, die jedem Andern durch ihre Miasmen den Tod bringen würden und überdieß nicht bloß mit der Ungunst der Elemente, sondern auch mit wilden Thieren zu kämpfen haben; da ferner die von dämonischer Furcht befruchtete Phantasie der Hindu's alle wüsten Berg- und Waldgegenden mit einem Heer von Teufeln und Unholden aller Art bevölkert, so ist es wohl kein Wunder, wenn diese wilden Söhne des Berges und des Waldes von den Bewohnern der Ebene als Zauberer betrachtet, verachtet — und gefürchtet werden. Diese ihre Unehre ist zugleich ihre Stärke und ihr Stolz. Den höchsten Najern stellen sich gleich die kühnen Pulijer, die Jäger der Kurumbu-Gebirge, und nur wenn sie in die Ebene herabsteigen, wird ihr Stolz gedemüthigt. Die Curumber sammeln Cardamomen, Honig und andre Walderzeugnisse für den Verkauf; die Malajer und Calladi's sind Tänzer und Musiker und steigen gelegentlich auch in die Ebene herab, wo sie durch ihre Gewalt über Teufel und Geister offenen Zutritt finden. Auch die Kuraver, die selbst im Tamulenlande zigeunermäßig umherstreifen, gehören zu diesen Tausend-Künstlern. Sie spielen mit Schlangen und Affen, treiben Gift ab, wahrsagen aus der Hand, prügeln den einsam durch die Wälder ziehenden Brahminen aus lauter Uebermuth, und essen, — dem Hindu, der in den Raben seine Voreltern sieht, ein wahrer Gräuel! — Rabenfleisch. Dazu kommen dann außer vielen andern Stämmen, die fast nur dem Namen nach bekannt sind, die Parajer (Pariah's), die sich aber nicht, wie im Tamulenlande, in Dörfern niedergelassen haben, Hindu's und Europäern ihre Dienste anbietend, und die daher auch bürgerlich unendlich tiefer stehen. Sie verfertigen Matten, Schirme, Wannen und Körbe und essen jedes Fleisch, — auch das der „heiligen" Kuh.

Alle dieſe Gebirgsſtämme ſtehen mit den muhamedaniſchen Mapilla's in enger Verbindung durch Tauſchhandel; dieſe thun aber mit Allem, was ſich auf ihre Gebirgsreiſen bezieht, aus kaufmänniſchen Rückſichten ſehr geheim.

Wir gehen nun letzlich zu den Kaſten der Leibeigenen über, Tſcherumer, d. i. „Kleine", genannt, und verweilen bei ihnen etwas länger, da ein Theil der Basler Miſſions-Arbeit dieſen armen Leuten gewidmet iſt. Man weiß von 10 Häuſern und 18 Zweigen der Pulajer, die den Hauptſtock der leibeignen Bevölkerung bilden. Es gab früher auch freie Pulajer. Das waren gewöhnlich ſelbſterwählte Prieſter an Waldtempeln aus Zweigen und mit einem Stein oder Block in der Mitte, dem die zuſtrömenden Sklaven Geſchenke brachten. Oder es waren Leute, die beim Graben in jetzt verlaſſenen Wohnſtätten mitten im Urwald Schätze gefunden, ſich und ihre Verwandten damit losgekauft und ſich dann in den Wäldern angeſiedelt hatten. Jetzt aber leben faſt ſämmtliche Pulajer in Hörigkeit der Brahminen, Najer's oder Mapilla's, ſind jedoch in den letzten Jahren durch die menſchenfreundlichen Sympathien Englands mit Rechten der Freien und mit Schulen bedacht worden.

Die Pulajer wohnen meiſtentheils in den ſumpfigen Reisfeldern ihrer Herren. Ihre Hütten ſind für die Regenzeit nur durch kleine Erhöhungen gegen die allgemeine Ueberſchwemmung ſchlecht geſichert, und bedenkt man nun, daß ſie von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends mit etwa einer Stunde Ruhe am heißeſten Mittag meiſt bis über die Knie im Schlamm auf den umliegenden Feldern arbeiten müſſen, ſo wundert man ſich, wie ſie dabei leiblich ausdauern können, zumal bei ihrer geringen Koſt, kann ſich aber kaum wundern, wenn ſie dabei geiſtig ſo ganz verdumpfen. Beſonders ſauer iſt ihre Arbeit im Süden, wo ſie wegen des gar

zu niedrigen Bodens durch Treten eines Schöpfrades die Felder zur Saat entwässern müssen. Sie haben jedoch auch ihre freien Zeiten, wo sie sich durch Flechten von Matten eine Kleinigkeit verdienen. Von ihren Herren, in denen sie ihre gottgesetzten Eigenthümer und Versorger sehen, werden sie meist hart gehalten. Der Mann erhält täglich nicht mehr als drei Bambusröhren voll Nellu (d. i. unausgehülster Reis), etwa 2 Pfund, das Weib die Hälfte, und Beide ein Kleid, im Werth von 12 Kreuzern, an den zwei großen jährlichen Festen zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche und gegen den Schluß der Regenzeit, Ende August. Außerordentlicher Weise läßt ihnen der Herr auch wohl des Morgens die Ueberbleibsel vom gestrigen Abend reichen, statt sie den hochverehrten Krähen hinzuwerfen, denn in Malabar darf gestern gekochter Reis nicht zum Frühstück genossen werden, wie im Tamulenlande und sonst wo. Zuweilen werden sie gar mit Palmenwein tractirt, und dann hat ihre irdische Glückseligkeit den Gipfel erreicht. Des Nachts machen sie nicht selten Jagd auf die Kokosnüsse, die zu den fünf Amrita- oder Ambrosiagenüssen gerechnet werden. Nicht alle nämlich fürchten sich vor den amulettartigen Blättern, womit die Palmbauer ihre Bäume umwinden, und vor Haussuchung schützt sie ihr bloßer Name „Pulajer"; dazu gelten sie auch selber für tüchtige Zauberer.

Von Rechtsuchen bei den Gerichten war bis in die neueste Zeit keine Rede; sie ließen sich zur Strafe geduldig Nase und Ohren verstümmeln und dachten auch nicht einmal an Selbstrache. Wurden sie aber als Zeugen in Criminalfällen verhört, so galt ihre Aussage unbesehens; „die sind zu dumm, die wissen nicht zu lügen", das war der zweideutige Ruhm, den sie noch stets mit andern Gebirgsstämmen theilen. Ehebruch soll früher sehr selten gewesen sein; allein die reißende Zunahme der muhamedanischen Bevölkerung,

die durch keine Kastenvorurtheile an der Ausübung ihrer Lüste auch an Sclavenweibern gehindert ist, hat vielen Familien geraubt, was sie bis dahin, ohne es sehr zu schätzen, besaßen. Doch sind bisher nur Wenige von ihnen Anhänger des Propheten geworden, was seinen Grund darin hat, daß ihre Herren sie in diesem Falle freigeben müßten, und die reichen Muhamedaner, die es sich sonst wohl ein Stück Geld kosten lassen, um die Schaaren der „wahren Gläubigen" zu vermehren, an Proselyten aus so gemeinen Kasten keine besondere Freude haben. Wo jedoch der Herr es befiehlt, da wechselt der Pulajer seine Religion eben so leicht, wie sein Kleid, behält sich aber stillschweigend vor, in besondern Nöthen seine Hülfe auch künftig da zu suchen, wo er sie sonst zu finden meinte. Er murmelt nämlich jeden Morgen der aufgehenden Sonne seine Andacht zu und opfert der furchtbaren Göttin Kali, die seinen Herrn an Härte weit übertrifft, alles was er sich ersparen kann. Eine Pulajerfamilie wird übrigens um 50 bis 100 Rupi's verkauft und für 40 bis 50 Rupi's in ewige Pacht gegeben. Doch werden dabei Mann und Frau nie getrennt, eben so wenig die Kinder von den Eltern vor dem 16. Jahre.

Und dennoch sind die Pulajer noch immer nicht die Geringsten. Die letzte der 72 Kasten, in die der berühmte Ketzer-Bekehrer Sankara Atcharja das malabarische Volk der Ueberlieferung zufolge getheilt hat, bilden die von der Basler Mission gleichfalls besonders bedachten Najadi's. Das sind denn die Letzten der Letzten. Die Pulajer verunreinigen nur auf 64, die Najadi's dagegen auf 72 Schuh Entfernung. Sie stammen der Sage nach von verstoßenen Brahminen, die sich in das wüste Walddickicht geflüchtet. Dort leben sie denn allerdings. Und wie? Ohne allen andern Schirm, und ohne alle andre Hülle, als die Blätter und Zweige gewähren, — so ziemlich wie das Vieh. Ich sah in Calicut zwei

kleine, ziemlich unförmig aus Holz geſchnitzte Bilder, die ſie verehren. Sie ſagen, das ſeien ihre Vorfahren.

Das Umherſtreifen in dem Dickicht des Urwaldes iſt ſo recht ihre Freude, und ihre ganze Thätigkeit beſteht darin, daß ſie dann und wann auf einen Alligator Jagd machen oder ſich der Landſtraße in ſo weit nähern, um den Vorüberziehenden ein Almoſen abzunöthigen, das auf die Straße hingeworfen wird. Sucht man ſich ihnen zu nähern, ſo entfliehen ſie, keines Zurufes achtend, in das Dickicht. Sie können eſſen und faſten wie nicht leicht ein anderer Menſch. Eine Kugel gekochten Reiſes macht ſie ſtundenweit laufen. Sie wiſſen ihn nämlich gar nicht einmal zu kochen. Und wie ſie von der Kochkunſt keine Idee haben, eben ſo wenig von der Arzneikunſt. Sie legen ſich, wenn ſie Fieber haben, in die heißeſte Sonne. Daſſelbe thun ſie mit den neugebornen Kindern. Obgleich ſie in dieſer Weiſe von Jugend auf durch Abhärtung eine gewiſſe Zähigkeit erlangen, ſo zeigt doch ihr jämmerlicher Körper, daß ſie ihr Alter nicht hoch bringen. Der ganze Stamm geht einem gewiſſen Untergange entgegen, natürlicher Berechnung nach. So elend ſie aber auch ſind, ſo macht ſich doch auch bei ihnen der Kaſtenſtolz geltend. Sie betrachten ihre Pflicht als ihr Recht, ihr Elend als ihr Glück, ihre Schwäche als ihre Stärke. Iſt doch jeder von ihnen ein ſouveräner Fürſt, — frei wie der Vogel, der auf dem Strauche niſtet, unter deſſen Schatten der Najadi der Ruhe pflegt. Daß ihm ſelbſt ſein elender Zuſtand genügt, darüber wird ſich Niemand, der die menſchliche Natur kennt, ſo ſehr wundern. Das aber könnte einen ſchier Wunder nehmen, daß ſelbſt der hülfloſe Najadi ein Gegenſtand der Furcht für den bürgerlich geſitteten Theil der malabariſchen Bevölkerung iſt, wenn man nicht eben wüßte, was für abergläubiſche Vorſtellungen der Hindu mit allem, was wüſte iſt und was in der Wüſte

wohnt, verbindet. Man hält eben auch die Najadi's für mächtige Zauberer, deren Gunst zu erwerben in gewissen Fällen wohl der Mühe werth sei. Wird nämlich ein Eingeborner krank, so geschieht es gar häufig, daß er einen Najadi zum Essen ladet, — und zwar drei Mal nach einander. Läßt sich der Najadi die Einladung alle drei Mal gefallen, so gilt das als ein Zeichen von der besten Vorbedeutung. Da indeß den Najadi's sehr viel daran liegt, ihr Ansehn als Zauberer aufrecht zu erhalten, indem dieses Ansehen ihre einzige Macht der civilisirten Welt gegenüber ist, so werden sie zuweilen doch Herren ihres nicht geringen Appetites und murmeln, oft schon nach Beendigung der ersten Mahlzeit, die für den abergläubischen Kranken unheilsvollen Worte zum Abschied hin: „Ihr braucht mir keinen Reis wieder zu kochen."

Von Tschirakal nach Taleitscheri.

Das war eine angenehme Reise von Tschirakal nach Taleitscheri („Hauptort") denn sie dauerte nur einen Nachmittag (26. März) — und wir reisten so zu sagen mit der Missionspost. Herr Gundert nämlich ließ uns bis Cananore fahren; dort fanden wir den Ochsenwagen des Herrn Hebich, und auf der Hälfte des Weges von da bis Taleitscheri das ähnliche Fuhrwerk des Herrn Irion, Basler Missionars an dem letzgenannten Orte.

Unser Weg führte uns mitten durch Cananore: zu beiden Seiten meist indo-europäische Häuser! Draußen wurde er je länger je romantischer: immer Hügel und Meer und Kokoshaine! So dicht

hatte ſich hie und da die Pfefferrebe um die Kokos geſchlungen, daß ganze Strecken das Anſehn von Laubholzwaldung gewannen. Bei dem köſtlichſten Mondenſchein ſetzten wir in einer Fähre über den Strom, der mit dem Andjarkandi-Fluß auf der ſüdlichen Seite die Inſel Dharmapatnam bildet. Auch dieſes Eiland hat in der erſten portugieſiſchen Geſchichte eine Rolle geſpielt.

Der König der Malediven hatte die Portugieſen eingeladen, und dieſe, — die, von dem Nachfolger Emanuels zur Ausbreitung der Religion gemahnt, nichts als die Ausgrabung der Gebeine des Apoſtels Thomas und die dafür angeſtellten Dankfeſt-Umzüge berichteten, — benutzten auch dieſe Gelegenheit im Sinne ihres Königs ſo wenig, daß ſie vielmehr ſich und ihre Religion durch ein wahrhaft tyranniſches Betragen gründlichſt verhaßt machten. Da ſchlichen ſich die Muhamedaner herzu und erſchlugen ſie über Nacht. Als nun Gama im Jahre 1524 auf kurze Zeit nach Oſtindien kam, ſo lieferte zwar der Colatiri das Haupt der muhamedaniſchen Seeräuber an ihn aus; allein die zahlreiche Familie desſelben entfloh nach Dharmapatnam und machte dieſe Flußinſel zu einem Seeräuberneſte.

Das ganze Eiland iſt Ein großer Kokoswald. Vor den Hütten der Eingebornen brannten die Feuer ſo luſtig und der Mond ſchien ſo friedlich zwiſchen den hohen Palmen hindurch! Nachdem wir die Brücke des Andjarkandi-Fluſſes paſſirt hatten, brachte uns eine weitere Fahrt von zehn Minuten zu dem Hügel hinan, auf welchem das Miſſionshaus von Taleitſcheri erbaut iſt. Die Herren Irion und Müller kamen uns ſo entgegen, daß wir uns auf der Stelle heim fühlten.

Dieſer Hügel hat für die Basler Miſſion in Malajalam zum Theil eine ähnliche Bedeutung, wie Balmatta für die in Tulu. Ich fand auch dort eine Druckanſtalt, der eine Buchbinderei zur Seite ging. Die Preſſe, bei welcher damals fünf Leute beſchäf-

tigt waren, lieferte hauptſächlich zwei periodiſche Blätter: das eine „Reichs-Neuigkeiten" mehr für Chriſten, das andere „Aufgang aus dem Weſten" mehr für Heiden. Das letztere nahm ſeinen Stoff aus den Hauptgebieten europäiſcher Wiſſenſchaft.

Wir beſtiegen am folgenden Abend einen Hügel, der, dem Miſſionshauſe gegenüber gelegen, für den kurzen Gang mit einer ſchönen Ausſicht mehr als lohnte. Nichts als Thal und Höhe, Wald und Reisfeld, und dazwiſchen ſchlängelnde Flüſſe. Gegen Weſten ſchimmerte das Meer bis Cananore hin und von Oſten dämmerten die Ghats aus den Wolken herüber. Der Vanaſuren („Waldteufel"), die höchſte Spitze derſelben in dieſer Gegend, war kaum erkennbar. Bei ganz klarem Wetter freilich ſieht man bis in die Schlucht der Ghats hinein.

Grade zu unſern Füßen lag ein heidniſcher Tempel, und davor ſtand ein prachtvoller Banianenbaum, — das größte Exemplar, das ich bisher geſehen. Den Umkreis ſeiner Aeſte umwandelnd, zählte ich an 150 gutgemeßne Schritte.

Man trug eben Licht in den Tempel und der Prieſter, der das heilige Reis kochen ſollte, kam vom Fluſſe herauf, wo er zuvor pflichtmäßig gebadet hatte. Er eilte ſichtlich, um nicht von den „barbariſchen Franken" verunreinigt, und ſo zur Wiederholung des Bades genöthigt zu werden.

Wir beſuchten natürlich auch Taleitſcheri ſelbſt — neben Anjengo die erſte Stadt, die den Engländern auf dieſer Küſte zufiel. Es liegt unweit des Miſſionshauſes am Meere.

Ein muhamedaniſcher Prieſter ſchritt ſtolz an uns vorüber, und auf dem Bazare ſaß ein reicher arabiſcher Kaufmann, deſſen ſchönen echt arabiſchen Bart die entzückten Mapilla's nachzuahmen ſich gefielen. Vergebens! Ihre Naturaliſation in Indien war ſchon zu weit vorgeſchritten.

Die Mapilla's nämlich rühmen ſich zwar der unmittelbaren Herkunft aus Arabien und ſehen mit einer gewiſſen Verachtung auf die ſogenannten „Moguls," die, auf den nordweſtlichen Landwegen nach Indien gekommen, bei dem jährlichen Hauptfeſte ſelbſt Bilder zu brauchen ſich nicht ſcheuen (ſo wenigſtens in Calicut); auch beſuchen fremde muslimiſche Kaufleute unbedenklich die Moſcheeen der hieſigen Mapilla's, deren Kinder das Malabariſche mit arabiſchen Lettern ſchreiben; — dennoch ſind ſie keineswegs von reinem arabiſchen Blut, denn ſie haben ſich je und je aus den unterſten Schichten der Eingeborenen rekrutirt, und noch immer nimmt hier ein armer Hindu das muhamedaniſche Käpſel und dort ein armes Hinduweib die „muhamedaniſche Jacke." Daher denn auch ihr unbeſieglicher Hang zur Unreinlichkeit, die bekanntlich unter den niedern Hindus ſehr groß iſt, und das darauf bezügliche Sprichwort: „Ein Mapilla geht zur Thür hinaus und ſpeiet von dort in's Haus hinein." Daher auch ihr gemeiner Charakter — bei gründlicher Unwiſſenheit und vollendetem Fanatismus. Sie ſind die eigentlichen Juden der Küſte und tragen das Haupt gar hoch, — je ſüdlicher deſto höher, bis nach Ponani hinab, ihrem Hauptorte mit der Hauptmoſchee. Dort erreicht ihr Stolz ſeinen eigentlichen Gipfel.

Die Mapilla's zu Taleitſcheri hatten einen neuen Mollah bekommen. Dieſer warnte in ſeinen Predigten ſehr nachdrücklich, man möchte doch ja von Iſa, dem Sohn der Maria, nicht übel reden, denn dieſer werde dereinſt zum Gerichte kommen. Die „Padri's" freilich erzählten von ihm Vieles, was durchaus nicht wahr ſei.

Die Römer haben in Taleitſcheri einen ſchwarzen Prieſter aus Goa, der beiläufig Franzöſiſch lieſt. Auch er ſchimpfte gewaltig auf die proteſtantiſchen Miſſionare, denn ſämmtliche katholiſche Prieſter aus den Eingebornen lernen außer einem wenig Latein tüchtig ſchmähen.

Auch der Bazar in Taleitſcheri iſt ziemlich bunt. Kaufleute aus Guzerat fehlen natürlich nicht, — eben ſo wenig Handel-treibende Concani's, die ſich Brahminen nennen, aber nicht dafür geachtet werden. Die Brahminen in Malabar nämlich halten jedes kaufmänniſche Geſchäft unter ihrer Würde.

Sonſt durfte ſich kein Pulajen*) in der Stadt ſelber blicken laſſen. Jetzt nachdem die engliſche Regierung ſich ihrer angenommen, ſchreiten ſie ohne Scheu ſelbſt über den Bazar. Wir ſahen zwei derſelben, faſt ganz nackt, tiefſchwarz mit widerlich gefilztem Haar. Nicht weit von der Wohnung des engliſchen Subcollektors und dem öffentlichen Raſthauſe ſteht eine ärmliche Hütte. Das iſt die Regierungsſchule für dieſe Armen. Jeder Pulajen, der ſeine Kinder dahin ſchickt, bekommt Geld obenein.

Wir begegneten auch dem Stiefbruder eines Mapilla-Millionärs zu Pferde. Daß ſeine Mutter eine Sklavin war, hätte man faſt von ſeinem brutalen Geſichte herunterleſen können.

Als wir das Armenhaus beſuchten, ſahen wir den Sohn des Millionärs, der einen beſſern Eindruck machte, bei der Reisvertheilung beſchäftigt. Die Familie hat ein Magazin am Strande; dort ſtehen auch die Truhen mit den Schätzen eingegraben. Einer vom Hauſe ſchläft, ißt und trinkt über denſelben.

Die Fonds des Armenhauſes beliefen ſich damals auf 3000 Rupi's, und dazu kamen noch laufende Beiträge. Ein früher dazu gehöriges Vermächtniß von 30,000 Rupi's wird jetzt von dem engliſchen Kaplan in Cananore verwaltet.

Wir fanden in dem Armenhauſe zwölf Kranke und einen eingebornen Arzt, der lange unter einem Engländer prakticirt hatte und in den Birmahkriegen mitgeweſen war. Ein Katechet las erſt einen

*) Pulajen Einheit, Pulajer Mehrheit; ebenſo bei andern ähnlichen Namen.

Abſchnitt aus der Bibel, dann folgte die Reisvertheilung. Zunächſt bekamen etwa 12 römiſche Katholiken, drauf 40 Najer und Tier, endlich 12 Mapilla's. Die Namen der Najer waren meiſt ſehr eigenthümlich, als: Hügelbewohner, Sandbewohner, Kaufladenbewohner u. ſ. w. Unter den Frauennamen der Mapilla's prunkte die „Pattumah" (Fatimeh) und unter den Männernamen der Katholiken der portugieſiſche „Lopez".

Vom Armenhauſe wandten wir uns zur Schule. Schulehalten iſt auch in Malajalam an keine Kaſte gebunden, doch kommen die meiſten Schullehrer aus der Wäſcher-Kaſte, aus den Tiers, Najers, Aſtrologen und Muccuwa's, und in Calicut giebt es eine beſondere Lehrerkaſte: die Erudatſchen [96] (d. i. Schreibherren.) Die Miſſion ſelbſt zu Taleitſcheri und Umgegend hatte zur Zeit ſieben heidniſche Lehrer aus den Tiers in Sold genommen. Die Lehrer geben gewöhnlich das Haus und die Miſſionare den Gehalt.

Die Schule, die wir beſuchten, zählte an ſechzig Schüler, meiſt aus den Tiers. Der Lehrer ſelbſt, eine faſt athletiſche Figur, gehörte zur Wäſcherkaſte. Die jüngern Kinder lernten Stücke aus einem gereimten „Pilgrims Progress," die älteren Abſchnitte aus Barths bibliſcher Geſchichte. Jeden Donnerstag kamen die Lehrer ſämmtlicher Schulen, acht an Zahl, mit je etwa ſechs Schülern nach dem Miſſionshauſe, um dort von den Miſſionaren ſelbſt in der Geſchichte des A. u. N. Teſtaments unterrichtet zu werden.

Während wir in der Schule waren, kam ein Aſtrolog, der einen Theil des Mahabharata in der malabariſchen Sprache, auf Palmblättern geſchrieben, vorzeigte. Dieſe Leute berechnen die Finſterniſſe ganz genau und mit großer Leichtigkeit. Sie bedienen ſich dazu einer Formel, die ſie ſelber nicht verſtehen. Nun das iſt eben der Gipfel ihrer Wiſſenſchaft, die auf dieſe Weiſe in den Schleier übernatürlichen Geheimniſſes gehüllt erſcheint.

Dicht am Meere wurde mir das Haus der Herren von Andjarkandi gezeigt. Der alte Brown, der die dortige Muſterpflanzung anlegte, war ein Freund und Bewunderer von Payne, der ſich über Gibbon ärgerte, daß er das Chriſtenthum zu loben gewagt hatte. Sein Nachkomme jedoch gönnte wenigſtens ſeinen Sklaven das Chriſtenthum und ließ es ſich für dieſen Zweck monatlich zehn Rupi's koſten. Deſſen zwei Brüder, der eine von einer Tiers-Frau, der andere von einer Sklavin, lebten ſelbſt wie ächte Heiden und ſuchten auch ſonſt die Zwecke der Miſſion zu Andjarkandi eher zu hindern, als zu fördern. Doch hielt es der Sohn — wenn ich nicht irre, — wieder mit den Miſſionaren. Ich wäre gern nach Andjarkandi hinaufgereiſt, aber die Umſtände wollten ſich nicht fügen.

Noch iſt der offenbare Widerwille engliſcher Privatleute ſowohl als Beamten in Oſtindien wider ihre eigne Religion leider nicht ganz verſchwunden. Einer der Miſſionare begab ſich am ſtillen Freitag zur Abhaltung eines engliſchen Gottesdienſtes in die Kadtſcheri, und wir begleiteten ihn mit freudiger Seele, daß uns dort in „der Wüſte ein Tiſch gedeckt werden ſollte" an einem Tage, wo das Herz ſich mehr als ſonſt nach kirchlicher Gemeinſchaft ſehnt. Allein der engliſche Subcollector wollte die Kadtſcheri an einem Wochentage (!) zum Gottesdienſte nicht hergeben; man hatte ja ſo viel für die Regierung zu rechnen, die in Malajalam faſt die Hälfte des Ertrags in ihre Kaſſe fließen läßt.[97] Unter dem Hohngelächter der Heiden und Muhamedaner mußten wir zu unſerm einſamen Hügel wieder hinaufwandern.

Von Taleitſcheri nach Calicut und Aufenthalt daſelbſt.

Schon am erſten April legten wir uns wieder in unſre Reiſeſchaukel. Unſere Träger jagten mit uns den Hügel hinab, wo wir in ſo liebem traulichen Kreiſe die heilige Woche verbracht hatten; unſre Blicke aber konnten ſich ſobald nicht trennen.

Die erſte halbe Stunde brachte uns bis zum öffentlichen Raſthauſe in Taleitſcheri, die zweite an's Ende der Stadt. Von da ging es noch anderthalb Stunde durch ſchöne Kokoswälder mit vereinzelten Gehöften, ehe wir an den Fluß kamen, der die kleine franzöſiſche Beſitzung Mahe (eig. Majjali) im Norden von dem engliſchen Gebiete ſcheidet.

Die Mapilla's haben am Ufer des Fluſſes entlang niedliche Häuſer für europäiſche Patienten eingerichtet. Dieſe nehmen ſich in der That reizend aus, und hätte damals ein Arzt in Mahe gewohnt, ſo wäre ſicherlich eine viel geringere Zahl derſelben leer geweſen. Dicht neben dem jenſeitigen Ufer ſteht die immerhin beſcheidne Amtswohnung des franzöſiſchen Statthalters auf einem zierlichen Hügel. Der Ort Mahe ſelbſt macht mit ſeinen zum Theil ſehr niedlichen Häuschen unter dem dunkelſten Grün, ſo wie mit ſeiner durchgängigen Reinlichkeit einen wunderlieblichen Eindruck.

Wir brauchten etwa eine halbe Stunde, ehe wir, bergab über den Bazar, den Sandgrund erreichten, der im Süden Mahe's die Grenze bezeichnet. Ein farbiger Franzoſe, deſſen allerliebſtes Häuschen im Schatten der Kokospalmen die Blicke Aller, die durch Mahe kommen, ſicherlich anzieht, hat ſich jenen Boden von der

engliſchen Regierung ſchenken laſſen und nun mit Kokos zu bepflanzen angefangen. Von einem hohen Hügel bei Tſchombala her lachte uns das weiße Basler Miſſionhaus ſchon von ferne an, und bald begrüßte uns Herr Müller, den wir bereits in Cananore geſehen hatten, als alte Freunde.

Der Hügel, der die Miſſionsgebäude auf mehreren Stufen trägt, war damals noch wenig bepflanzt, bot aber eine angenehme Ausſicht auf üppige Kokoswälder, auf das blaue Meer und auf die alpenähnlichen Ghats. Die kegelförmigen Berge des waldreichen Weinadu zeigten ſich hier ſehr deutlich. Das Beſte, was der Hügel hatte, war die kühle Seeluft, die wir in langen Zügen genoſſen. In der Nacht aber kam der erſte Vorbote des nahenden Monſums: ein furchtbares Gewitter. Da ließ es ſich trotz der nahen See vor Schwüle nicht ſchlafen.

Am andern Morgen beſuchte mich der Katechet der Miſſion, früher Arzt und Zaubrer, von Anſehen faſt wie ein Tier. Er verſteht etwas Sanſcrit und galt früher weit und breit für einen großen Philoſophen. Auch der franzöſiſche Gouverneur, der damals über indiſchen Ackerbau ſchrieb, während ein Eingeborner die Zeichnungen dazu machte, hatte ſeinen Beſuch zugeſagt. Er ließ aber vergebens auf ſich warten.

Nachmittags um vier Uhr ſchon mußten wir unſern lieben Gaſtfreunden ein wehmüthiges Lebewohl ſagen. Herr Müller aber begleitete uns noch bis Wadakarei (Norduſer?), einem Ort mit nicht unbedeutendem Bazar, wo die Basler Miſſion einen Katecheten hatte, — um uns bei unſrer Einſchiffung auf dem Backwater behülflich zu ſein. Kurz vor Sonnenuntergang langten wir an.

Wir ſchifften wieder zwiſchen tiefzauberiſchen Landſchaften hin. Das Backwater, das hier zu einem engen Kanal, dort zu einem mächtigen Strom, hier zu einem ſchmalen Fluſſe und dort zu

einem weiten See wurde, war wie gewöhnlich von Palmen und andern Bäumen, theils in Gruppen, theils in Reihen, theils in Wäldern, ſchön umſäumt. Ein drohendes Gewitter, das uns von Zeit zu Zeit einen glühenden Windhauch zuwarf, verdarb uns zwar den Genuß ein wenig; allein um Mitternacht hatten wir wieder den hellſten Mondenſchein, und das ſüdliche Kreuz zeigte uns den Weg nach Calicut. Die Schakals wimmerten ſo kläglich in den Wäldern umher, die Vögel aber ſangen — und lachten: ſo wenigſtens klangen uns ihre oft abſonderlichen Töne.

Schon am folgenden Morgen um ſechs Uhr landeten wir bei Ellapur. Dort fanden wir einen Wagen aus Calicut, der uns ſogleich weiter beförderte. Eine ſchöne belebte Fahrſtraße führte uns in einer Stunde in das freundliche Miſſionshaus. Dieſes mit einer ringsumlaufenden prächtigen Verandah, das die Miſſionare für einen verhältnißmäßig ſehr billigen Preis erworben haben, prangt an einem großen freien Platze, den die Eingebornen das „Herz" nennen. Nicht mit Unrecht, denn dort iſt der gewaltige Teich, der die Stadt mit dem beſten Trinkwaſſer verſorgt. Eine Wache ſteht vor dieſer großen „Pulsader" von Calicut, die Niemand verunreinigen darf, indem hieraus auch die Herren Europäer ihren Durſt löſchen. Das Miſſionsgehöft ſelbſt gehörte früher dem Haus-Guru des Samudrija (Zamorin) und ſpäter einem Engländer. In dem großen, ſchönen Garten desſelben intereſſirten uns beſonders die Citronenbäume mit Früchten von der Größe einer Melone und die Ananas-Hecken.

Wir hörten von nun an faſt jeden Abend das Getöſe eines fernen Donners, denn die Regenzeit, die namentlich auf dieſer Küſte die Luft zu einem naſſen Schwamme macht, kam mit jedem Tage näher. Die ſchwülen Nächte waren faſt unerträglich. Alle Tage hörte man von Leuten, die ein toller Hund gebiſſen. Es

giebt bekanntlich sehr viele herrenlose Hunde in diesen Landen. Der Collector hatte zwar Jedem, der einen Hundeschwanz bringen würde, zwei gute Groschen zugesagt; allein die Hindu's tödten ja nicht, und die Mapilla's mögen mit dem „unreinen Thiere" nichts zu schaffen haben. Auch im Missionsgehöfte war Jemand gebissen worden, — der Sohn eines Teufelspriesters.

Wenn nicht die Zeit gedrängt hätte, so wäre ich mit Herrn Fritz zu den Najadi's nach Kotakal gereist, — und vielleicht auch nach Koilandi. An dem erstern Orte bestand bereits eine kleine Kolonie aus Najadi's, und an dem letztern gedachte man Leute anzusiedeln, welche die Armuth in die Hände der Muhamedaner zu treiben pflegt, — vorausgesetzt, daß sie sich christlichen Unterricht gefallen ließen. Von Odessa nämlich waren 100 Francs zur Anlegung einer Kokos- und Zimmt-Pflanzung eingegangen. Der dazu nöthige Grund und Boden war bei Koilandi, wo noch alte Brunnen sind, bereits hergegeben, und ein andres Stück Acker für Reis stand in Aussicht.

Auch Calicut liegt in grüner Nacht wie begraben. Hier sahen wir die schönsten Kokos mit oft mehr als hundert kopfgroßen Nüssen, und die Banane hatte so saftige Blätter und so schmackhafte Früchte, wie nirgends. Auch die schlanke Betelpalme that sich hier hervor. Sie zeigte sich viel häufiger; ebenso die Pfefferrebe, die wir hier allenthalben ranken sahen.

Den Bazar fanden wir breit, hell und verhältnißmäßig reinlich. Dort wohnen meist die noch immer Handel treibenden Mapilla's.

In dem Hafen, der jetzt sehr versandet ist, lagen nur 25 Schiffe, während sonst oft 40 bis 45 darin ankern. Der Hauptstapel war damals außer Reis auch Bauholz, — der letztere Artikel besonders für den Schiffsbau in Bombay, der aber so ziemlich seine Endschaft erreicht hatte. Den neuen Leuchtthurm hat ein sehr reicher

Tier nach einer engliſchen Zeichnung gebaut. Vom Hafen aus beſuchten wir das Quartier der römiſchen Katholiken, die, meiſt Schreiber in den Bureaus der Regierung, zum Theil ziemlich wohlhabend geworden ſind. Sie wohnen in ganz netten, faſt europäiſchen Häuſerchen.

Eines Morgens machte ich auch einen Ritt nach dem Canale, durch den der jetzige Collector das Backwater bei Ellapur (?) mit dem Kalei-Fluſſe verbunden hat. Im Monſum nämlich konnte vorher kein Reis zur See herein. Wo jetzt der Canal läuft, war früher ein Sumpf; nun erhebt ſich rings umher das ſchönſte Reisland. Wir ritten erſt ſüdlich vom Miſſionshauſe hinab und dann wieder nördlich hinauf. Zu beiden Seiten langgedehnte Fruchthaine! Die Kokospalme krümmt ſich in alle Formen, die dünnſchaftige Areka ſteht ſtets ungebeugt.

Natürlich führten mich meine lieben Gaſtfreunde auch in das Schloß des „mächtigen Tamutiri, des Männer-Fürſten, des Königs über Hügel und Welle.“ Früher hatte der Zamorin (ſo nannten ihn die Portugieſen) bloß das kleine Eranadu inne; allein er wußte ſich bei den Brahminen in Gunſt zu ſetzen und die Lehensleute durch Beſtechung zu kirren; auf dieſe Weiſe erwarb er ſich die Uferprovinz Polanadu dazu und legte damit den Grund zu ſeiner Herrſchaft auch über „die Welle.“ Er zog nun muhamedaniſche Kaufleute und Seefahrer an ſich und erbauete (um 1300?) die Stadt Calicut, die ihren Schatten ſehr bald über Cranganore, Kollam (Quilon) und den Stapelplatz am Vorgebirge Eli warf. Ein landesverwieſener Khodſchá aus Mascat kam ihm zur Gründung einer Seemacht ſo recht gelegen. Er machte ihn zum Reichsvaſallen. So oft nun die Najer unter dem Commando der vier brahminiſchen Miniſter in den Krieg zogen, mußte die Flotte des Khodſcha dieſelben am Ufer entlang begleiten. Mit Hülfe dieſer Mapilla-Seemacht

eroberte der Zamorin endlich auch das Walluva-Nadu. Bei der Familie, die darüber herrſchte, war die Oberleitung des großen Nationalfeſtes erblich, das bei dem uralten Tempel Tirunawai auf einer ſandigen Inſel am Ausfluß des Ponani alle zwölf Jahre gefeiert wurde. Nun ging ſie natürlich in die Hand des Zamorin über. Bald vereinigte ſich in Calicut der Handel von Malacca und Pegu, vom arabiſchen und perſiſchen Meerbuſen und machte die Reſidenz des Zamorin zur gefeiertſten Stadt des Oſtens. Allein die Muhamedaner, die als Kaufleute den Grund zu Calicuts Größe gelegt hatten, wuchſen dem König „über Hügel und Welle" zuletzt über den Kopf. Da kamen die Portugieſen. (20. Mai 1498).

Wir ſahen noch zwei Pfeiler von dem alten Palaſt, wo Vasco de Gama ſeine erſte Audienz hatte: vorn ein Säulengang, hinten eine Art Behauſung für die Brahminen, rechts eine Erderhöhung für das Volk. Auf ſeinem Wege zum königlichen Schloſſe fiel der portugieſiſche Kapitän mit ſeinen Genoſſen vor den ſcheußlichſten Götzenbildern nieder; denn er hielt harmlos genug die indiſche Abgötterei für verkümmertes Chriſtenthum. Einem der Matroſen jedoch war es dabei nicht ganz geheuer zu Muthe; es kam ihm bei, die Bilder könnten am Ende Teufel vorſtellen. Sein Nachbar theilte, wenn ſeinen Zweifel, doch nicht ſein Bedenken: denn er erwiederte kurz und entſchloſſen: Ich will aber hiermit vor dem wahren Gotte niedergekniet haben.

Der herrliche Baumgang, der uns zu den Trümmern des alten Palaſtes gebracht hatte, führte uns auch in die Nähe des neuen, deſſen Bau noch nicht vollendet war. Trockne Ehrenkränze — Ueberbleibſel der Krönung, die am verfloßnen Sylveſterabend ſtattgefunden, — hingen noch quer über den Weg. Zuletzt ſtiegen wir aus, denn der heidniſche Kutſcher, ein Tier von Geburt, durfte dem von „Erdengöttern" umwohnten Schloſſe nicht nahen;

wäre er Christ gewesen, so hätte er, als anerkanntes Mitglied der „Christen-Kaste" dasselbe Recht gehabt, wie die jetzigen Beherrscher des Landes, die Europäer. Wir gingen daher zu Fuß links ab, und gelangten bald zu dem großen Teich in der nächsten Nachbarschaft des Palastes.

Wir fanden vorn eine Behausung für die Brahminen, die jeden indischen Fürsten umlagern und umschwärmen; die Herren haben, wenn ich nicht irre, eine Treppe zu steigen. Hinten hinaus ist der eigentliche Palast, — schwül, dunkel, gedrückt, geschmacklos, aber von demselben Tier, der den Leuchtthurm gebaut hat, rechtgläubigst — den h. Schriften gemäß — eingerichtet. Man zeigte uns den Schauspielsaal, die Kapelle für den Hausgötzen, das Schlaf- und Kleidezimmer, den Thron- und Gerichtssaal. Ja selbst dahin, wo seine Herrlichkeit sich die Zähne zu putzen geruhen wird, u. s. w. u. s. w. beliebte man uns zu führen. Mit Einem Worte, wir wurden in die innersten Heimlichkeiten des Palastes eingeweiht und bekamen selbst mehr zu hören und zu sehen, als wir zu wissen und zu sehen begehrten.

Von dem Palaste eilten wir zurück auf die Straße zu den hochumhegten Parambu's oder Baumgehöften der Najer. Auch an diese knüpfen sich sehr bestimmte geschichtliche Erinnerungen aus der ersten Zeit der Portugiesen.

Als dem Albuquerque, Nachfolger Almeidas in Kotschin, angesagt wurde, daß der Zamorin in den Krieg mit dem Kurumbu-Nadu gezogen war, so eilte er schnell herbei und steckte die Stadt in Brand (4. Jan. 1510). Der vom Ehrgeiz geplagte Cotinho aber stürzte auf den Palast zu. Bei der Vertheidigung desselben fielen zwei Dynasten; die Najer zogen sich hinter die Hecken und Wälle ihrer Parambu's zurück. Cotinho nahm Besitz vom Schlosse und hielt als glücklicher Sieger im großen Saale sein Mittags-

ſchläfchen, die Soldaten aber zerſtreuten ſich in die weiten Räume und riſſen ſich um die aufgefundenen Koſtbarkeiten. Dabei überhörte man das verdächtige Pfeifen der Najer, die ſich unterdeß ermannt und verſtärkt hatten. Sie ſtürzten wuthentbrannt herein und machten die Beute-beladenen Portugieſen nieder. Albuquerque ſelbſt, zu ſpät zur Hülfe gekommen, wurde, ſich zurückziehend, in den engen Gaſſen zwiſchen den hohen Parambu's der Najer von einem Steinwurf ſo betäubt, daß man ihn auf einem Schilde in das Schiff zurückzutragen genöthigt war.

Den Parambu's der Najer gegenüber ſahen wir auch viele Wohnungen der Tier, unter denen ſich damals der ſchon öfter erwähnte Baumeiſter hervorthat. Wir ſetzten unſre Spazierfahrt bis zum Kaleifluſſe, einem Arm des Beypurfluſſes, fort.

Von der Inſel zwiſchen dem Kalei- und dem Beypurarme kam der Radja in früherer Zeit zur Krönung herüber. Vor der Brücke breitete dann eine Mapillafrau einen Teppich aus; der Radja ſetzte ſich darauf und gab ihr ein paar Geldſtücke. Eine Mapillafrau nämlich hatte einſt den fliehenden König bei ſich geborgen und gerettet. Ich bin nicht gewiß, ob dieſer Brauch noch jetzt beſteht.

Auf unſrem Wege bemerkten wir nur ſehr ſelten ein Götzenbild, denn in Malajalam ſtellt man wenig Götterbilder außerhalb der Tempel auf. Die Götzen, die man gleichwohl hie und da unter den Bäumen ſieht, gehören meiſt Brahminen aus dem Tamulenlande, die als durchwandernde Abenteurer vom Radja beſtens gepflegt und, wenn ſie Luſt zum Bleiben haben, nicht ſelten auch vortheilhaft angeſtellt werden. Sie ſtehen nämlich im Rufe ungewöhnlichen Talents. Vielen freilich öffnet ſich trotzdem die goldne Thür zu den herrſchaftlichen Aemtern nimmer; aber auch dieſe wiſſen ſich durchzubringen; Manche handeln mit Kleidern. Die beweglichen und gefügigen Tamulen verſtehen ſich eben zu ſchicken.

Die Basler Missions-Versuche in Malajalam.

Meine Leser werden sich nach vorgängiger Kenntnißnahme von den eigenthümlichen Verhältnissen in Malabar nun nicht bloß um so mehr für die Missions-Versuche daselbst interessiren, sondern auch besser im Stande sein, sich zuletzt ein eigenes Urtheil zu bilden über die besondere Aufgabe der Basler Mission in jenen Gegenden, so wie über die bisherigen Ergebnisse derselben.

Als die englische Kirche in Indien bald nach Erneuerung der Charter (1814) durch Herausendung eines anglikanischen Bischofs eine festere Gestalt zu gewinnen anfing, bekam unter andern auch Taleitscheri einen Caplan (Spring), der mit seinem Dienst an der Kirche auch Arbeiten für die kirchliche Missionsgesellschaft übernahm, und in Taleitscheri sowohl als in dem benachbarten Cananore durch Errichtung von Schulen und durch Sammlung einer kleinen Gemeinde aus dem Heergefolge wirkte. Er wurde aber schon 1828 versetzt, und von seiner Wirksamkeit blieben nur wenig Spuren übrig.

Um diese Zeit regte sich unter den englischen Beamten und Officiren, namentlich in Malabar, ein neues christliches Leben. Mehrere englische Herren und Damen in Taleitscheri und Cananore nicht bloß, sondern auch in Calicut, machten wohlgemeinte, aber nicht immer mit der gehörigen Nüchternheit verbundene Versuche, auf die für sie erreichbaren Kreise der Eingebornen, und zwar meist mit Hülfe von Eingebornen, christlich einzuwirken. Im Jahre 1835 dann erbot sich ein gewisser Herr Brown, der die von seinem Vater zuerst auf Rechnung der Compagnie im Jahre 1793 ange-

fangene Muſterpflanzung zu Andjarkandi bei Taleitſcheri geerbt hatte, um ſeine Sclaven durch Chriſtianiſirung noch enger an ſich zu feſſeln, zu dieſem Behufe einen eingebornen Catecheten des bekannten Miſſionars Rhenius in Tinnevelli zu beſolden. Miſſionar Gundert, der 1838 von dorther nach Mangalore kam, um ſich in den Dienſt der Basler Miſſion zu begeben, beſuchte Anfangs folgenden Jahres den einſamen Catecheten in Andjarkandi, und als der engliſche Beamte Strange, der Krankheits halber Indien verlaſſen mußte, ſein Haus in dem benachbarten Taleitſcheri der Basler Miſſion anbot, unter der Bedingung daß man daſelbſt einen Miſſionspoſten errichtete, ſo wurde das Anerbieten angenommen. Damit nahm die Basler Miſſion in Nord-Malabar ihren eigentlichen Anfang.

Von Taleitſcheri aus, wo Miſſionar Gundert ſeine erſte Thätigkeit auf die Schule richtete, ſenkte ſich ſchon im folgenden Jahre ein Zweig nach Cananore ab, wo bereits eine kleine Gemeinde von Tamulchriſten aus dem dortigen Heeresgefolge beſtand. Miſſionar Hebich übernahm die Arbeit daſelbſt. Im Jahre 1842 endlich eröffneten ſich Ausſichten auf Errichtung einer dritten Station in Malabar, und zwar in der Hauptſtadt ſelbſt, in Calicut. Dem menſchenfreundlichen Herrn Conolly nämlich war der jämmerliche Zuſtand der Najadi's in den Wäldern hinter Ponani zu Herzen gegangen. Schon der durchreiſende Buchanan hatte in dem erſten Jahrzehnt dieſes Jahrhunderts ihnen durch Herrnhuter-Miſſionare aufzuhelfen gerathen. Conolly wandte ſich an die Basler Miſſion um Hülfe, und am 13. Mai zog Miſſionar Fritz in die Hauptſtadt Malabars ein, nachdem ſchon vorher ein eingeborner Catechet als Arbeiter unter den Najadi's ſtationirt worden. Später bildeten ſich dann noch zwei Stationen heraus, die eine, als ein Abſenker von dem benachbarten Cananore, zu Tſchiracal, die an-

dere, als ein Nebenzweig von dem nahen Taleitſcheri, Tſchombala. Damals aber arbeiteten 7 Basler Miſſionare und eine europäiſche Lehrerin auf den genannten Stationen in Malabar; ferner 17 Catecheten, 7 chriſtliche und 18 heidniſche Schullehrer. Sämmtliche Gemeinden zählten 523 Glieder (das chriſtliche Miſſionsperſonal von 38 Perſonen, 107 Engländer und Miſchlinge, 64 Nichtcommunicanten und 174 Kinder mitgerechnet). Sämmtliche Koſtſchüler und Schülerinnen waren 133, Tagesſchüler 21; die gewöhnlichen heidniſchen Schulen wurden von 847 Knaben beſucht (darunter 87, die die ſogenannte engliſche Schule benutzten).

Die Miſſionsarbeit auf den verſchiedenen Stationen iſt übrigens mannigfach verſchieden. In Cananore, das ſich wohl zwei Stunden weit am Meere hin erſtreckt, leben an 1000 Europäer; es iſt nämlich Provinzial-Gerichts-Hof und Militärſtation. In dem nicht unbedeutenden Heeresgefolge aber befinden ſich viele Tamulen als Knechte. Auf dieſe letztern beſonders war die Thätigkeit des dortigen Miſſionars gerichtet. Doch machte derſelbe von Zeit zu Zeit auch eine Tour in's Land hinein, um den Malabaren ſelbſt auf dem Wege der Dollmetſchung das Evangelium zu verkündigen. Bei alle dem bleibt es richtig: die Arbeit auf dieſer Station war damals zum großen Theile paſtoraler Art, und was daran Miſſion war, wohl mehr tamuliſch als malabariſch. Die Gemeinde, Tſchiracal und Andjarkandi eingerechnet, zählte bei weitem die meiſten Glieder, ja ziemlich noch einmal ſo viel als die ſämmtlichen Gemeinden auf allen übrigen Stationen. Allein einen großen Theil der Gemeinden, etwa das Drittel, bildeten Europäer und Miſchlinge, einen großen Theil einzelnſtehende Kinder und Erwachſene, und der bei weitem größte Theil waren fremdländiſche Dienſtleute und inländiſche Leibeigne. Wenn man das alles wohl in Anſchlag bringt und dabei die Bekehrung eines Volkes als das Ziel der

Miſſion faßt, ſo kann man das einzelne Gute, was in Cananore geſchieht, nur in beſchränktem Sinne auf Rechnung der ſpeciell malabariſchen Miſſionserfolge ſetzen.

Wir wenden uns nun von Cananore und der eng damit verbundenen Station Tſchiracal, die hauptſächlich dem Schulweſen galt, nach Taleitſcheri, etwa ſechs Stunden von Cananore. Auch hier beſtand die Gemeinde, deren ſämmtliche Glieder ſich nur auf 68 beliefen, zum großen Theil aus einzelſtehenden Malabar- und Tamulkindern. Doch wurzelten die Familien, die zu ihr gehörten, mehr auf dem Boden des malabariſchen Volkes, und obſchon faſt ſämmtlich den niedern Kaſten entſtammend, waren ſie doch weder Leibeigne, noch auch bloß Dienſtleute. Wenn ich nicht irre, ſo beſtand der Hauptſtock aus der Palmbauer- und Fiſcherkaſte. Da die Taleitſcheri-Miſſion erſt ſeit März 1849 einen Zweig in das benachbarte Tſchombala abgeſenkt hatte, und das dortige Gemeindlein von 39 Seelen, früher zu Taleitſcheri gehörig, ungefähr aus denſelben Elementen zuſammengeſetzt war, ſo habe ich nicht nöthig, etwas Beſondres darüber zu ſagen.

Wir kommen nun zu der letzten Hauptſtation: Calicut. Es ſtreckt ſich, im üppigſten Grün verſteckt, ziemlich zwei Stunden in die Länge und etwa eine halbe Stunde in die Breite und ſoll an 50,000 Einwohner zählen, davon zwei Drittel Mapilla's.

Auch die dortige Gemeinde war noch ziemlich klein, 83 Glieder, alte Tamulchriſten mitgerechnet — und darunter nur 34 Communicanten. Auch hier war es erſt ſehr wenig gelungen, feſten Grund und Boden in den höhern Klaſſen, und zwar unter dem ehrenhaftern Theile derſelben, zu gewinnen. Vielleicht daß die engliſche Schule, die auch von Najer-Jünglingen beſucht wurde, den Miſſionaren den Weg dazu bahnt. Es dürfte meinen Leſern nicht unintereſſant ſein, einmal einen Blick auf die bunte Liſte

der letzterwähnten Schule zu werfen, die seit dem November 1849 in's Leben getreten war. Sie bezieht sich auf den Stand der Schule im April 1850:

3 Malabar-Brahminen (2 davon entlassen), 1 Mahratta-Brahmine (entlassen), 1 Telugu-Brahmine (entlassen), 2 Samanter, 3 Radjputen, 14 Najers (6 davon entlassen), 2 Concanis, 1 Muccuwen, 1 Wäscher, 1 Barbier, 1 heidn. Pariah, 3 Feuer-Anbeter, 6 Muhamedaner, 5 farbige röm. Katholiken, 2 römisch-kathol. Pariah's, 2 protestantische Pariah's, 1 farbiger Protestant.

Aus dem bisher Gesagten geht deutlich hervor, daß die Basler Missionare unter dem Volke der Malabaren einen ziemlich harten Boden zu bearbeiten haben. Besonders prüfungsvoll ist die Mission unter den verkommenen Najadi's zu Kotakal, die, mit einem Katecheten an Ort und Stelle versehen, von den Missionaren zu Calicut von Zeit zu Zeit besucht werden. Dem Collector zu Calicut war, wie bereits oben gesagt, ihr Elend zuerst auf's Herz gefallen. Er stellte einen Mapilla an, der sie zum Ackerbau anhalten und anleiten sollte. Dem aber schien das Geld besser angelegt, wenn er es in der Tasche behielte. Der Collector wollte nun die Basler Mission damit betrauen; allein die Regierung daheim mochte sich nicht dazu verstehen. So machte er denn das Ganze zu seiner Privatsache und stellte es unter die Aufsicht der Basler Missionare zu Calicut.

Gerade als ich dort in dem gastfreundlichen Hause derselben weilte, kam eines Abends die betrübende Nachricht, daß bis auf Eine Familie, die wahrscheinlich aus politischen Rücksichten verabredeter Maßen an Ort und Stelle bleiben mußte, sämmtliche Najadi's in das Wald-Dickicht entlaufen waren. Man suchte sie nämlich auf einem für Reis- und Kokosbau geeigneten Grundstück nahe am Ponani-Fluß anzusiedeln und hatte zu dem Zweck bereits für

ſieben Familien Wohnungen errichtet. Allein ſie ziehen unſtetes Umherwandern bei hungrigem Magen der leichteſten Arbeit bei der beſten Koſt vor und laſſen ſich den Reis und die Kokos nur ſo lange gefallen, als ſie dieſe Früchte nicht ſelbſt zu bauen brauchen. Einem ſpätern Berichte zufolge ſcheinen ſie ſich jedoch wieder eingefunden zu haben. Einer ihrer ſchlimmſten Fehler iſt überdieß, daß ſie zu Allem Ja ſagen. Ein trauriges Geſchlecht, dem man in Ermangelung beſſern Bodens bei vorhandenen Mitteln und Kräften immerhin ſeine Thätigkeit widmen mag, deſſen evangeliſche Bearbeitung aber unter den allergünſtigſten Vorausſetzungen ſchwerlich je erheblichen Gewinn für die allmählige Chriſtianiſirung des malabariſchen Volkes als ſolchen austragen dürfte.

Minder unerquicklich war die Arbeit unter den Pulajern, namentlich zu Andjarkandi, obgleich es auch dort durch tauſend Nöthe ging. Die Pulajer ſind doch keine Müßiggänger von Profeſſion, ſie gehören im Gegentheil zu den fleißigſten Arbeitern. Leider nur liegen ſie, mit in Folge ihrer langen Knechtſchaft, in großer Geiſtesdumpfheit gefangen. Als man ihren Häuptlingen im Jahe 1844 die Freiheit aller Pulajer verkündigte, konnten ſie ſich kaum darüber freuen; es war ihnen faſt, als nähme man ihnen in ihren bisherigen Herren ihren letzten Schirm und Halt. Leider hat die Regierung nachher weiter nichts für ſie gethan, als einige Schulen für ſie eröffnet, aus denen aller Religionsunterricht grundſätzlich ausgeſchloſſen iſt. Es iſt daher gar ſehr die Frage, ob die geſchenkte leibliche Freiheit einen beſſernden Einfluß auf ihren geiſtigen Zuſtand ausüben oder nicht vielmehr das Schlimme noch verſchlimmern werde.

Daß auch die evangeliſche Arbeit zu Cananore den Miſſionaren viel zu ſchaffen machte, läßt ſich von vorn herein erwarten, wenn man bedenkt, was für Elemente in den Gemeinden waren. Tamul-

Pariah's, mit denen es der Miſſionar zum großen Theil zu thun hat, ſind in ihrem eigenen Vaterlande ein tief verwahrloſtes Geſchlecht. Wie viel mehr in der Fremde und namentlich im Heeresbann. Es gehen da geheime Sünden im Schwange, deren ſcheußliche Unnatur mit Schaudern erfüllt. Zudem ſind ſie gerade begabt genug, um den Miſſionar durch eine chriſtliche Sprache bei alledem zu täuſchen.

Aus dem Allen ergiebt ſich zur Genüge, daß die Miſſionsverſuche in Malabar bis jetzt nicht die Früchte getragen haben, wie es bei minder eingehender Betrachtung erſcheinen könnte, wenn man ſich eben bloß an die Zahlen hält und etwa von 1452 Seelen, die mit der dortigen Miſſion in Verbindung ſtehen, hört. Doch iſt immerhin Etwas gewonnen worden, und wenn man mehr die Kürze der Zeit, als die Fülle von arbeitenden Kräften, unter denen einige in mancher Beziehung recht tüchtig zu ſein ſcheinen, in Anſchlag nimmt, ſo kann man, menſchlich zu reden, kaum ein Mehreres erwarten. Man freue ſich des Gewonnenen mit Zittern und verachte auch nicht die allergeringſte Frucht in dieſen „geringen Tagen."

Der allgemeine Charakter jeder Miſſion iſt hauptſächlich durch den confeſſionellen Charakter der betreffenden Miſſionare bedingt. Da es nun Grundſatz der Basler im Allgemeinen iſt, ihren Miſſionaren keinen beſtimmten confeſſionellen Charakter zu geben, ſondern ſie nur ſo im allgemeinen „Zuſammenhang mit den evangeliſchen Kirchen Deutſchland's und der Schweiz"[98] hinauszuſenden, ſo finden ſich unter den Basler Miſſionaren die verſchiedenſten Elemente beiſammen. Hier eine Hinneigung zu episcopalen, dort zu lutheriſchen, hier zu herrnhutiſchen, dort zu weslejaniſchen Anſchauungen. An dieſem Zuſtand der Dinge, der von Einigen gut geheißen, von Andern bedenklich gefunden wird, nimmt natürlich auch die Miſſion

im Tulu- und Malajalamlande Theil. Daher die verſchiedenſte Praxis, namentlich in Bezug auf die Taufe und Heranbildung eines eingebornen Lehrſtandes. Die Einen taufen *früher*, die Andern *ſpäter*, je nachdem ſie mehr von lutheriſcher oder reformirter Anſchauungsweiſe beherrſcht werden; die Einen wiederum fordern möglichſte *Durchbildung* der eingebornen Arbeiter, die Andern wollen nur eine ganz einfache *Anlernung* derſelben, je nachdem ſie ſich mehr von lutheriſchen, herrnhutiſchen oder weslejaniſchen Grundſätzen leiten laſſen.

Soll man den Geſammtcharakter ihrer Praxis mit Einem Worte bezeichnen, ſo weiß ich kein andres Wort als „ſubjectiv", obſchon hie und da ein Ringen nach objectiverer Geſtaltung vorhanden iſt. Mit dieſer vorherrſchend ſubjectiven Richtung hängt es auch zuſammen, daß der in den geſammelten Gemeinden eingerichtete Gottesdienſt, ganz in der Weiſe der Diſſenters, des liturgiſchen Charakters damals ſo gut wie entbehrte. In der neueſten Zeit jedoch hat man in dieſer Beziehung auf eine mehr kirchliche Fährte einzulenken verſucht.

Auch die Basler Miſſionare im Tulu- und Malajalamlande betrachten die Schulen für die Heiden-Kinder als einen wichtigen Zweig ihrer Miſſionsthätigkeit, um theils auf dieſe Weiſe chriſtliche Gedanken im Allgemeinen in Umlauf zu ſetzen, theils um eine Anknüpfung für den erwachſenen Theil der Bevölkerung zu gewinnen. Ich habe mich über das Schulſyſtem anderwärts ausgeſprochen [99] und bemerke hier nur, daß es der zerſtreut liegenden Gehöfte wegen ſowohl im Tulu- als im Malajalamlande beſonders ſchwierig iſt, die Leute *in größerer Anzahl* um ſich zu ſammeln. Dennoch beſchränken die Miſſionare ihre Evangeliſtenarbeit keineswegs auf die Gelegenheit, welche die Schulen bieten und welche, nebenbei geſagt, vielleicht auch einfache Predigtplätze

bieten würden. Einige von ihnen machen auch Miſſions-Rundreiſen und beſuchen namentlich die heidniſchen Feſtplätze, — beiläufig eine Gelegenheit, die der geiſtig und leiblich trunkenen Volksmenge wegen nur mit großer Weisheit zum Beſten des Reiches Gottes benutzt werden kann. Zudem ſteht faſt auf allen Hauptſtationen eine Privat-Armenanſtalt mit der Miſſion in Verbindung. Dort geht dann mit etwa wöchentlicher Vertheilung von Reis und Geld die Predigt des Evangeliums Hand in Hand.

Da wie bei allen heidniſchen Völkern, ſo auch unter den Hindu's Staats-Verfaſſung und Religion in der innigſten Verbindung ſtehen, ſo betrachten viele engliſche, ſchottiſche und nordamerikaniſche Miſſionare die ganze Kaſtenverfaſſung eben darum als ſchlechthin „heidniſch", und da ſie von Hauſe aus keinen gehörigen Sinn für volksthümliche Entwickelung haben und ihrer eigenthümlichen chriſtlichen Richtung zufolge meiſt gar kein mittleres natürliches Gebiet kennen, als ein „Werk des Teufels". Sie unterſcheiden daher nicht immer gehörig zwiſchen den unbedingt verwerflichen und ſogleich abzuthuenden Elementen (wie z. B. das abgöttiſche Stirnzeichen) und zwiſchen den nur beziehungsweiſe tadelnswürdigen und allmählig zu entfernenden Beſtandtheilen (wie z. B. gewiſſe ſociale Schroffheiten) und ſtürmen dann, ſtatt auf die allerdings über alle Maßen ſtarren Stammes- und Standes-Unterſchiede, wie ſie ſich im Laufe der Zeit unter den indiſchen Völkern ausgeprägt und je länger je mehr feſtgeſetzt haben, von innen heraus geduldig-weiſe durch Wort und Beiſpiel einzuwirken und ſo den Kaſtengeiſt mit der Macht des Geiſtes zu bekämpfen, unterſchiedslos auf die Kaſtenordnung ſelber ein mit der Macht äußern Gebotes. Einer ſolchen durch und durch radikalen Anſchauungsweiſe neigen ſich leider auch manche der Basler Miſſionare zu. [100]

IV.

Die Nilagiris.

Von Calicut nach den Nilagiris.

(Kattl den 23. April 1850.)

Schon am 4. April war — Dank der freundlichen Fürsorge unserer lieben Gastfreunde zu Calicut — Alles zur Abreise nach den Nilagiris d. i. den Blauen Bergen geordnet und gerüstet. Als sich das ganze Heer um uns sammelte, zählte ich nicht minder als dreißig Köpfe, denn jeder von uns brauchte, weil es einer hohen und steilen Bergfahrt galt, statt sechs Mandjilträger zwölf, und außerdem hatten wir drei Lastträger für unser Gepäck nöthig. Unserm Koch, der, an die Hitze des Tieflandes gewöhnt, vor der kalten Bergluft mit Recht zitterte, kauften wir auf dem Bazar zu Calicut eine wollene Decke; sonst hätte er den Selbdreißigsten zu einer Partie auf die Blauen Berge sicherlich nicht abgegeben.

Am fünften April schickten wir unsre Träger schon Vormittags nach Ariakodey voraus, während wir selbst erst Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr uns auf dem Kaleifluſſe einschifften. Dicht bei der Brücke, in der unmittelbaren Nähe des Mapillaquartieres, erwartete uns das Boot, in welches wir des niedrigen Daches wegen auf Händen und Füßen hineinkriechen und des schmalen Raumes wegen uns sogleich der Länge nach hinlegen mußten. Je armseliger das Boot, desto prächtiger der Strom und seine Ufer, die mit Kokos- und Betelpalmen überwuchert waren, darunter hie und da auch eine Fächer- und Sagopalme auftauchte. Der Fluß wurde je weiter hinauf je enger und windungsreicher; weißblühende

Sträucher mit citronenartigen Früchten überhingen zuweilen den ſchmalen Waſſerlauf. Bald nach ſechs Uhr liefen wir aus dem engen Kalei- in den eigentlichen Beypur-Fluß von beträchtlicher Breite. Ich hatte bis dahin zwanzig Boote gezählt, die, mit Töpfen, Palmblättern, Jack-Früchten, Laterit, Holz, Kokosnüſſen, Bambus und rothem Pfeffer beladen, von oben herab uns entgegen kamen.

Die Abende wurden bei immer näher rückendem Monſum je länger je ſchwüler. An dieſem Abende ſtand der Himmel vor uns in unaufhörlichem Feuer; ein ſtets wellenförmig hinlaufendes Wetterleuchten lichtete die Nacht zum Tage. Vor einer der hellerleuchteten Hütten unter dem dunkelſten Ufer-Grün machten wir eine Weile Halt; die ſechs nackten braunen Burſchen, die ſich da am Würfelſpiele ergötzten, blickten nach uns kaum auf. Grade um Mitternacht ſtiegen wir in der Nähe von Ariakodei ans Land. Unſre Hamals — ſo nennt man die Mandjilträger, — luden uns ſogleich in den Mandjil, um mit uns nach Vandur zu eilen; allein furchtbare Donnerſchläge und Blitze trieben uns zunächſt nach dem unfernen Raſthauſe, und kaum waren wir in der ſichern Verandah angelangt, ſo goß eine wahre Regenfluth hernieder. Eine nachdrückliche Drohung machte uns um zwei Uhr des Morgens in der licht- und ſchlafloſen Herberge wieder flott.

Einige Hamals liefen mit Fackeln aus Palmenblättern voran, und hinterher ſtürzten unſre Träger, — eine wahre wilde Jagd! Es ging bergauf und bergab, über ſchwindelnde Stege an tiefen Gründen, und durch reißende Gießbäche, — zuweilen ſo tief, daß die Hamals den Mandjil über den Kopf hinaus heben mußten. Einmal waren wir in Gefahr, von einem wüthigen Bergwaſſer, dem vom Platzregen ſo eben der Kamm aufs höchſte geſchwollen war, gradezu hinweggeſpült zu werden; mit großer Mühe hielten ſich die Hamals aufrecht und flüchteten ſich bei Seite. Es däm-

merte ſchon, als wir auf Kähnen, wie auf einer Schiffsbrücke, über einen Fluß ſetzten. Dabei hätte ich faſt ein Bein gebrochen. Einer jener Kähne nämlich hatte eine Ueberdachung von trocknen Palmblättern, die ich in der Dämmerung für Holz nahm. Ich trat herzhaft auf und — trat durch, — glücklicherweiſe mit beiden Füßen zugleich.

Von nun an hatte die Weiterreiſe bis Vandur nur Ergötzliches. Zwar die ſchöne Kokospalme war bereits zurückgeblieben, aber in dem Gebüſch umher ſangen die Vögel ihre Morgenliedchen. Die Bulbul, oder die indiſche Nachtigall, übertönte ſie alle. Noch vor ſechs Uhr warfen wir den erſten Blick auf die Berge, die in der ſchönſten Bläue vor uns lagen, und um halb acht Uhr nahm uns das Raſthaus zu Vandur vor der bereits ſehr mächtig gewordenen Sonne in Schutz. Da wir hier bis zum folgenden Morgen bleiben mußten, ſo hatten wir Zeit genug, die majeſtätiſchen Formen der Khunda-Berge zu bewundern, die den Nilagiris als ein ungeheures Bollwerk in ſüdweſtlicher Richtung vorgeſchoben ſind. Wir mußten aber auch die ganze Macht der malabariſchen April-Sonne in der Ebene noch einmal bis auf den Grund koſten. Als ginge es zum Weltgericht, — ſo krachte und flammte es gegen Abend wieder von allen Seiten.

Wir trafen in Vandur auch einige Engländer. Der Subcollector von Calicut war eben von Sispara zurückgekommen, wo er für die Londoner Ausſtellung geſchoſſen hatte, und der Aſſiſtant-Collector war auf dem Wege dahin begriffen. Der Letztere hatte den ganzen Tag im benachbarten Dickicht gejagt und legte, heimgekehrt, ſeine Beute — einen Auerhahn — der einzigen Dame zu Vandur in ritterlicher Weiſe zu Füßen. Der Vogel ſah prächtig aus, ſchmeckte aber ziemlich ſchlecht.

Für den nächſten Tag hatten wir eine lange und beſchwerliche

Reiſe vor uns, denn da ſollte es nun auf engen, ſteilen, windungsreichen Pfaden bergan gehen bis ans Ende der Fieber-Region, innerhalb welcher eine Nacht ohne Lebensgefahr ſich nicht zubringen läßt. Wir brachen daher ſchon um vier Uhr auf.

Nach einem Stündchen etwa umfing uns der ſogenannte Djungle, d. i. wüſter, mit undurchdringlichem Walddickicht beſetzter und nur von wilden Thieren bewohnter Sumpfboden. Herrliche Bambusgruppen — oft funfzig bis ſechzig armſtarke, pappelhohe Ruthen, unten verſchlungen und verwachſen, oben aber frei auseinander ſtrebend —, hochſtämmige Waldbäume aller Art und hie und da auch rothe und weiße Blümchen — die letztern faſt wie unſre Schneeglöckchen — zogen das Auge an, und das Ohr ergötzte ſich am Gezwitſcher der Vögel, das zuweilen auch von rechten Schreihälſen durchbrochen wurde, und am Gezirp von fröhlichen Grillenſchwärmen; allein die ſchwere Djungleluft drückte gewaltig auf die Bruſt. Nach zwei Stunden frühſtückten unſre Träger an einem Gießbach, deſſen tiefes und breites Bett ein darübergeſtürzter Baumſtamm quer überbrückte.

Der Djungle wurde allmählich hügelig. Gegen acht Uhr raſteten wir ein Weilchen in einem kleinen Ruhehauſe ſchon am Abhange der Berge. Unſer Michael bereitete uns eine Taſſe ſchwarzen Kaffees, während ich den Djungle meines Bartes tilgte. Wir ſahen hier noch üppige Bananen; ſie tragen aber im Djungle, wenn ich nicht irre, keine Früchte.

Die mannichfachen Formen, in welchen die Schlingpflanzen auftraten, beſchäftigten fort und fort das Auge nicht bloß, ſondern ſelbſt die Phantaſie. Die eine lief wie eine Schlange an dem Baum hinan, die andere klammerte ſich wie ein Krebs an dem Stamme feſt; hier hingen ſie wie Stricke und dort wie Netze. Zuweilen ſchoß auch eine ganz frei neben einem Baume auf und faßte ihn erſt

oben beim Schopfe oder ſetzte ihm eine Perrücke auf. Oft umſpann ein ganzes Heer von Schlingpflanzen mehrere Bäume und bildete ſo eine Naturlaube, zuweilen aber auch ein ſo undurchdringliches Dickicht, daß von den Bäumen rein gar nichts zu ſehen war.

Bald war auch die letzte Spur der feuchten Djungleluft vorüber. Ein friſches Alpenwehen umfing uns, ſo oft wir aus der Waldesnacht hinaus an eine lichte Stelle traten. Dann ſchweifte auch der Blick frei auf die Berge hinaus und zwiſchen denſelben hindurch, — zuweilen an fünf bis ſechs Orten zugleich, — in's farbenduftige Tiefland hinunter. Ein Nebelmeer umhüllte auf eine Weile Alles bis auf die nächſte Nähe, als wir noch vor zwölf Uhr im zweiten Raſthauſe Halt machten. Hier erreichte uns der engliſche Collector, der uns zu Bandur den ſchönen Auerhahn geſchenkt hatte. Er wollte auch nach Sispara, machte aber erſt einen kleinen Abſtecher nach der benachbarten Kaffeepflanzung eines gewiſſen Mr. Steambank. Kaffeebäume ſtanden auch vor dem Raſthauſe, in welchem wir unſer Mittagsmahl einnahmen.

Nach zwei Stunden eilten wir weiter. Das Dickicht wurde immer üppiger, die Bäume immer rieſiger, die Gießbäche — kalt wie Eis — ſtürzten ſich je länger je tobender in die Tiefe, und bald zeigten ſich auch die Farrenkräuter als ſtämmige Bäume in überaus anmuthiger Palmenform. Aus der ſchwarzen Rinde des Stammes ſahen wir zuweilen Blumen herauswachſen. Um fünf Uhr erreichten wir das einſame Raſthaus zu Sispara, wo wir trotz zerbrochener Fenſterſcheiben, Wind, Regen und Rauch köſtlich ſchliefen, nachdem wir uns an der gaſtfreundlichen Tafel des noch vor uns eingetroffenen Collectors erquickt und geſtärkt hatten. Ich hatte dort einen förmlichen Kampf mit einer kühnen Ratte, die trotzdem daß ich mit einem tüchtigen Stock am Eingang Wache hielt, zehn bis zwölf Mal einzudringen verſuchte.

Am andern Morgen brachen wir bald nach ſechs Uhr wieder auf. Die Scene hatte ſich verändert. Wir waren auf dem hohen, freilich mit ziemlichen Hügelreihen durchzogenen Tafelland der Khundas angelangt; rundliche, faltige, ſanftgeformte, an einander gelehnte und über einander gelagerte, von grünbewachſenen Schluchten durchfurchte und mit einem Grasteppich überzogne Berge umfingen uns, und wie ſo der Weg ſich bald in die Höhe hinauf-, bald in die Tiefe hinabwand, wechſelte Alpenkühle mit Tropenſchwüle. Hie und da öffnete ſich auch eine Durchſicht auf die Berge umher — ein blaues Meer mit erſtarrten Wogen. Rings von allen Höhen herab rauſchten friſche, klare, volle Bäche und ſammelten ſich in den Gründen, und als nun gar ein mildes Thal ſich aufthat, in welchem ein von hochſtämmigen Rhododendron's umblühtes Flüßchen dahinmurmelte, ſo wollten uns Blumen und Vögel, Lüfte und Düfte gar an Europa erinnern. Gegen 10 Uhr hielten wir ein Weilchen in einem kleinen Raſthauſe. Büffelheerden, die uns mit dummer Verwunderung anſtierten, nahmen endlich auch das Gefühl der Wüſte hinweg, und gegen 1 Uhr ſtiegen wir den letzten ſteilen Abhang der Khundas hinunter, der uns von dem nahen Raſtort ſchied. Von den Höhen links ſtürzten Gießbäche in großer Menge über unſern Weg in das tiefe grüne Thal zur Rechten, das von hohen, ſteilen, ſammtartig begraſten und reichbewaldeten Bergen überragt wird. Um 2 Uhr langten wir in dem ſogenannten Avalanche-Bungalow an, der faſt europäiſch wohnlich eingerichtet und von Tamulhütten — darunter auch eine Art Kramladen — umgeben iſt. Die Luft war ſehr mild dort in der Tiefe; doch that am Abend ein gemüthliches Kaminfeuer recht wohl, und während der Nacht konnten wir uns kaum erwärmen.

Der nächſte Tag ſollte unſrer Reiſe abermals ein Ende machen. Wir brachen bald nach 7 Uhr auf und erreichten in Kurzem die

Brücke über den Khundafluß, der die faſt ganz unbewohnten Khundagebirge von den eigentlichen Nilagiris trennt. Um halb 11 Uhr machten wir in einer halb verfallnen Karavanſerei (Nandja Nad?) Halt und ergötzten uns an den rings umherwuchernden Erdbeeren. Einer der Basler Miſſionare auf den Nilagiris, Herr Metz, nahm uns hier freundlich in Empfang und führte uns auf geradem, aber etwas beſchwerlichem Wege rechts ab in das Miſſionshaus nach Kaiti. Die Schmuggler von Travancore kommen hier herauf, beſonders mit Tabak.

Das waren denn nun die eigentlichen „Hills" oder Hügel; wir ſtiegen in Einem fort ſteil auf und ſteil ab. Badaga-Männer pflügten allenthalben und die ſchmutzigen Weiber derſelben laſen das Gras aus. An dem Dorfe eines reichen Badaga-Schulzen, der wieder einen neuen Tempel zu bauen im Begriffe ſtand, kamen wir vorüber. Wir ſahen links von unſerem Wege die ziemlich nackte Höhe, wo ſonſt die Badaga's ihre Verſammlungen hielten, und weiter zur Rechten den Gottesberg (Deveratſchala) mit dem h. See, dahin, dem Volksglauben zufolge, Niemand kommen kann, auf ſeinem dichtbewaldeten Gipfel.

Gegen ein Uhr waren wir in Kaiti, und hier nun ſitze ich und ſchreibe, in meine wärmſten Tuchkleider gehüllt, beim Kaminfeuer dieſe Zeilen.

Aufenthalt auf den Nilagiris im Allgemeinen.

Wer ſo plötzlich wie wir das heiße Tiefland von Malajalam mit den luftigen Höhen der Blauen Berge tauſcht, der weiß kaum, wie ihm geſchieht, er weiß aber, dafern er ein Europäer

iſt, ſehr wohl, daß ihm der Tauſch behagt. Das Waſſer, darin wir uns am erſten Morgen wuſchen, kam uns wahrhaft eiſig vor und ſtimmte nicht bloß die Haut, ſondern auch das Herz europäiſch.

Das Miſſionshaus zu Kaiti, das ein reicher Engländer geſchenkt hat, liegt, rings von Bergen umgrenzt, ſtill und heimlich im Thale. Es war damals von Reſeda, Myrthen und Roſen bis an's Dach hinan bewachſen. In dem Garten dahinter blüheten Kallas und Myrthenbäume ſo ſchön, wucherten Heliotrop und Geranium ſo üppig, das letztere in großen Sträuchern faſt ohne Pflege. Auch manche auſtraliſche Bäume und Sträuche hatte der frühere Beſitzer mit Glück gepflanzt.

Dicht vor dem Hauſe im Grunde liegt ein kleines Wäldchen, das pachtweiſe auf hundert Jahre an demſelben haftet. Lord Elphinſtone, dem die ganze Beſitzung zu allererſt gehörte, pflegte an der dunkelſten Stelle zu frühſtücken und holte ſich dort, — wenn ich nicht irre, — die Urſache zu ſeinem Tode. Unter einem Baume dieſes Dickichts opfern die Badaga's alljährlich noch immer einen Büffel. Wir ſahen dort einzelne Pfefferreben wild wachſen und ſogenannte Stachelbeerbäume in Menge das Wäldchen ſäumen. Die letztern blühten faſt wie Pfirſiche und hatten dabei auch reife Früchte, die allerdings den Stachelbeeren nicht bloß ähnlich ſehen, ſondern auch ſchmecken, obgleich Stamm, Zweig, Blatt und Blüthe durchaus verſchieden ſind.

Zu den etwa zwei Stunden entfernten Waſſerfällen von Karteri führte uns vom Miſſionshauſe zu Kaiti ein ſtilles, freundliches, blumenreiches Thal, das uns an ein ähnliches Thal bei Sandersleben in Anhalt ſehr lebhaft erinnerte. Ein Bach murmelte im Thalgrunde, und auf den Abhängen der Berge umher pflügten die fleißigen Badaga's ihre Aecker.

Als wir am 16. April nach Utacamund ritten, war es uns

faſt wie an einem deutſchen Maimorgen zu Muthe. Wir kamen zuerſt auf der alten, immer mehr verfallenden Straße über einen Tamul-Bazar und lenkten bald in die ſchöne Straße zwiſchen Utacamund und Kunur ein. Da gerade Markttag war, ſo fanden wir ſie mit Menſchen und Büffeln überſäet. Je höher wir ſtiegen, deſto großartiger wurde die Ausſicht auf Thal und Berg und Ebne. Nach drei Viertelſtunden ſenkte ſich der Weg und aber nach einer Viertelſtunde ſchimmerten uns auf den Hügeln und Abhängen umher die erſten weißen Häuſer der Europäerſtadt zwiſchen dunkeln Bäumen entgegen. Utacamund liegt in einem großen offenen Thale, faſt im Mittelpunkte der „Hills".

Wir fanden die allerfreundlichſte Aufnahme bei Herrn Schaffter, einem deutſchen Miſſionar in engliſchen Dienſten, der zur Stärkung ſeiner geſchwächten Geſundheit aus dem ſandigen und ſonnigen Tinnewelly auf die Nilagiris gekommen war. Noch an demſelben Tage beſuchten wir auch den greiſen Dr. Schmid, der mit Rhenius zuſammen früher ebenfalls in Tinnewelly arbeitete. Er wohnte jetzt in einem netten Häuschen dicht am See. Dieſen hat man dadurch gebildet, daß man quer über den engen Ausgang eines Thales, durch welches ſonſt ein von vielen Seiten her geſpeiſtes Flüßchen ſtrömte, einen hemmenden Damm warf. Eine Schleuſe führt das überflüſſige Waſſer nach wie vor nordwärts. Schade, daß dieſes „Auge" damals noch keine Wimpern hatte; wir fanden nämlich den See noch unbewachſen.

Im Vorbeigehen ſahen wir den in der That äußerſt belebten Markt von Utacamund. Wir freueten uns, neben Reis, Kokosnüſſen und Bananen hier auch einmal minder poetiſche, aber mehr anheimelnde Früchte zu gewahren: Erdäpfel und Rüben, Weiß- und Blumenkohl, Radieschen und Pfirſichen. Wie die guten Oechslein, welche die erſtgenannten Artikel aus dem Tieflande herauf-

ſchaffen, ſich allenthalben ſo weidlich pflegten, und wie die unermüdlichen Zungen ihrer lieben Herren, beſonders derer aus dem Tamulenlande, allenthalben ſo wacker gingen!

Gegen Abend beſuchten wir eine Todavafamilie, die ganz dicht bei dem Hauſe des Herrn Schaffter auf einem Hügel wohnte. Aus der heiligen Milchhütte abſeits kam ein anſehnlicher Todava und brachte ſeinen Töchtern Milch, davon die eine faſt für eine Schönheit gelten konnte. Es war ein ſtilles gemüthliches Plätzchen da oben auf dem Hügel. Unten lagen die Büffel — der Stolz und die Freude der Todava's — in ſüßer Ruhe.

Am nächſten Morgen beſtiegen wir den Dodabetta, die höchſte Spitze der Blauen Berge (8640 Fuß). Da wir die rechte Straße verfehlten, ſo mußten wir unter unſäglichen Anſtrengungen ſteil hinanklimmen. Oben liegt ein Obſervatorium, das die Eingeborenen Nakſchatra-Bangla (d. i. Sternenhaus) nennen. Der dabei angeſtellte Eingeborne konnte uns mit einer ſchnell bereiteten Taſſe Kaffe kaum erwärmen. Leider verdarb uns ein leichter Höhenrauch die ſonſt ſo herrliche Rundſicht.

Als wir am Abend des zweiten Tages nach dem ſtillen Kaiti zurückkamen, kehrte Herr Möhrike — einer der drei Basler Miſſionare daſelbſt — eben von einer Gerichtsverſammlung heim, welche die Badagas unter einem großen Baume bei Karteri gehalten hatten. Die Regierung geſtattet nämlich auch ihnen, kleinere Zwiſtigkeiten unter ſich ſelbſt auszumachen und bis zum Belauf von 10 Rupi's zu ſtrafen. Die Streitenden waren diesmal zwei Verwandte von derſelben Kaſte. Sie hatten mehrere Jahre hintereinander ein Stück Landes mit vereinten Kräften bebaut und den Ertrag getheilt; nun war es dem Einen plötzlich eingefallen, das Feld für ſich allein in Anſpruch zu nehmen. Darüber ſaßen denn die Häupter der Badager zu Gericht.

Um zu zeigen, daß bei einem Streite gemeiniglich beide Parteien verlieren, und daß namentlich Verwandte nicht mit einander rechten ſollten, erzählte einer der Streitenden eine wohlbekannte Fabel, die nämlich, wie zwei Schlangen durch ihren unüberlegten Wortwechſel verlieren, — jene ihre liebe Behauſung, dieſe ihren köſtlichen Schatz, — während Andere dadurch gewinnen.

Die unter dem lebhafteſten Geberdenſpiele vorgetragne Fabel verfehlte nicht ihre Wirkung. Der Kläger neigte ſein Haupt und der Verklagte legte zum Zeichen der Verſöhnung ſeine Hand darauf. Daſſelbe thaten der Reihe nach alle Häuptlinge, und der Streit war geſchlichtet.

Auf dieſe Badaga's hatte die Basler Miſſion ihr Hauptaugenmerk von vorn herein gerichtet. Sie iſt noch zu jung, als daß man über die Zweckmäßigkeit derſelben ein gründliches Urtheil zu fällen im Stande wäre. Soviel aber läßt ſich immerhin ſagen: Einer Miſſionsgeſellſchaft möchte es kaum zu rathen ſein, ſich aus freien Stücken ein ſo beſchränktes und überdieß durch ſo verſchiedene Sprachen zerriſſenes Miſſionsfeld zu wählen, ſo lange weitere und ſprachlich zuſammenhängendere Gebiete offen ſtehen. Da indeß jener Engländer, der das Miſſionshaus in Kaiti ſchenkte, ſehr bedeutende Mittel (50,000 Rup.?), für die Miſſion unter dieſem Volke hinterlaſſen hat, ſo ſtellt ſich die Sache allerdings etwas anders, — beſonders wenn es an Kräften nicht fehlen ſollte.

Von eigentlichen Miſſionserfolgen unter den Badaga's war zur Zeit noch nicht die Rede. Doch ließen ſie ſich hie und da eine Schule für ihre Kinder gern gefallen, und wäre es auch nur, weil eine engere Verbindung mit den Europäern manchen Vortheil für ſie zu bringen verſprach. Die eigentliche Miſſionsſtation war eben Kaiti, ſo recht in der Mitte der Badaga's gelegen. Drei Miſſionare, die Herren Metz, Möhrike und Bühler arbeiteten dort mit

vieler Liebe unter dieſen fleißigen Ackerbauern. Sie gingen damit um, hie und da eine kleine Wohnung in gemeßner Entfernung von dem Mittelpuncte in Kaiti zu errichten, um ſo für ihre Miſſionswanderungen gelegene Zufluchtsſtätten zu gewinnen und für die umwohnenden Badaga's Anziehungs- und Anknüpfungspunkte zu bilden. Leider iſt ſeitdem die „frühere Harmloſigkeit und unbewußte Gutmüthigkeit der Badaga's zur bewußten und geregelten Oppoſition geworden."

An einem Sonnabende begleitete ich Herrn Möhrike nach Cotagherry[102] (16 bis 18 engl. M. von Kaiti). Auch dort nämlich hatten die Basler Miſſionare damals ein Haus ſtehen. In demſelben wollte Herr Möhrike folgenden Tags den Engländern zu Cotagherry einen Gottesdienſt halten.

Auf der Straße von Utacamund, die durch Sprengung eines Felſens verkürzt wurde, ritten wir in anderthalb Stündchen nach Kunur (Kleinort?).[103] Dieſes wurde damals von Europäern, die ein milderes Klima brauchen, die Stille lieben und der modigen Geſellſchaft minder bedürfen, Utacamund vorgezogen. Im Jahre 1852 legte man hier in der Nähe den Grundſtein zu den neuen Baracken. Das erſte Dorf, das wir ſahen, als wir dieſe romantiſche Niederlaſſung im Rücken hatten, war Jedepilla. Von der Höhe, auf welcher es liegt, ſprach ein Badaga ohne große Anſtrengung zu einem andern Berge hinüber. Links tauchten die Höhen auf, die das Orange-Thal im Nord-Weſten begrenzen. Die Straße nach Cotagherry windet ſich faſt immer bergauf und bergab.

Von Toghulhatty, durch das wir bald nachher kamen, erblickten wir die ſogenannte „Sieben-Meilen-Spitze" (Seven miles top), ſowie weiter rechts den „Kegelberg" (the conical mount), der faſt ſenkrecht ins Unterland hinabfällt.

Auf einem einſamen Felſen ſaßen zwei Hirtenknaben und über-

wachten die im Thale weidenden Büffel. Weiterhin kamen wir an einem Bergſturz vorbei, der ſich erſt unlängſt ereignet hatte. Ein ſolcher Bergſturz iſt auf den Nilagiris überhaupt nichts Seltenes.

Wir hatten einen herrlichen Blick hinab ins tamuliſche Tiefland bei Coimbatur; Alles verſchwamm in Blau und Gelb. Das Luſtſchloß, das von Biſchof Spencer erbaut und von General Gibſon ſpäter erſtanden und noch immer bewohnt wurde, verkündigte uns die Nähe von Cotagherry.

Herr Möhrike zeigte mir einen hohen Berg, deſſen Gipfel eines jener räthſelhaften Grabmäler trägt, die ſich auf den Nilagiris ſo häufig finden, durch ihre Form[104] an die ſogenannten Cairn's der alten Celten[105] erinnern ſollen, und ſehr wahrſcheinlich den Vorfahren der jetzigen Todava's[106] angehören. Links auf einem Hügel mit lieblichen Feldern ſahen wir Kalhatty in der Richtung des Orange-Thales. Ein Todava aus jener Gegend war uns eben in den Weg gelaufen. Er hatte vernommen, daß Herr Möhrike „den Weg der Wahrheit lehre", von dem er jedoch lieber „ein ander Mal" weiter hören zu wollen ſchien.

Ueber Kalhatty hinaus liegt auch eines der claſſiſchen Badaga-Dörfer: Tandanaduru. Dort iſt der älteſte Götze, den die Badager aus dem Tieflande mit heraufgebracht. So wenigſtens ſagen ſie ſelber.

Man zeigte mir links die grüne Schlucht, worin die Gohata's ihre Todten verbrennen. Kurz vor Cotagherry ſahen wir Horaſchole. Ein Schwarm Gohata's kam mit Beute beladen über die Felder her. Und was war das für Beute? Stücke eines gefallenen Büffels, — rechte Leckerbiſſen für einen Gohata.

Die Tamulleute, die auch bei Cotagherry einen Bazar halten, feierten der Cholera wegen ein Kalifeſt. Viele derſelben lagen behäbig auf dem Boden umher. Die bunten Gewande nahmen ſich auf dem grünen Raſen neben den blauen Bergen nicht übel aus.

Unter den Tamulen zu Cotagherry befinden ſich viele Katholiken. Ihr Prieſter wohnt in einer erbärmlichen Kapelle. In Utacamund ſind zwei katholiſche Kirchlein. Sie ſtehen ſich grade gegenüber, und zwar nicht bloß im örtlichen Sinne, denn eine hängt mit Goa, die andere mit Verapoli zuſammen.

Auch das Miſſionshaus zu Cotagherry hat eine wunderliebliche Lage. Die Berge bilden hier eine Schlucht, die eine ſchöne Ausſicht ins Unterland zuläßt.

Nach dem engliſchen Gottesdienſt am folgenden Morgen, woran etwa 20 Perſonen Theil nahmen, ſtiegen wir in das Gohata-Dorf hinauf, das einen weit ärmern Eindruck machte, als die Badaga-Dörfer. Daneben war ein grüner Anger mit einigen ſehr hohen Bäumen — der Gohata-Feſtplatz. Ich ſah zwei Tempel, genau genommen zwei Schuppen, dicht neben einander ſtehen. Ihr Gott iſt — ein Silber- und Gold-Blättchen, wenn nicht gar ein Stück Blech.[107]

Es giebt auf den Nilagiris im Ganzen nur ſechs Gohatagiris,[108] d. h. von Gohata's bewohnte Hügel. Dieſe werden häufig von halbweißen und halbſchwarzen Geiern mit gelbem Schnabel beſucht, denn die eigentliche Beſchäftigung der Gohata's (Kuhſchlächter) iſt die Zubereitung der Büffelhäute für den Handel. An dem Ackerbau betheiligen ſie ſich nur für den eigenen Bedarf und höchſtens zum Eintauſch von Metallen. Sie verfertigen nämlich den Badaga's nicht bloß die nöthigen Kleider, Körbe und Töpfe, ſondern auch die Pflüge, ſo wie überhaupt alle Arbeiten in Eiſen und daneben allen Schmuck in Gold und Silber. Dieſe Gohata's treiben übrigens auch Kuh- und Ochſenzucht. Sie melken nie; die ganze Milch kommt dem Kalb zugute, — das Kalb aber in vielen Fällen ihnen ſelbſt. Sein Fleiſch nämlich muß ihnen die hohen Feſte verſüßen helfen. Kein Wunder, daß die rechtgläubi-

geren Badaga's ſie als rohe Pariahs betrachten, mit denen ſie in der That die Heirathsbräuche ſo ziemlich gemein haben. Da auch ihre Sprache ſich mehr dem Tamuliſchen als dem Canareſiſchen nähert, ſo liegt die Vermuthung nahe genug, daß ſie urſprünglich aus der tamuliſchen Ebne heraufkamen.

Von dem Gohata-Dorfe folgten wir der ſchönen Kunſtſtraße am Abhang eines Berges nach Dimhatty, das, auf einem Garten- und Felder-reichen Hügel gelegen, in weitem Kreiſe von Bergkuppen amphitheatraliſch umſchloſſen iſt. Zurückgekehrt begaben wir uns zu dem alten General Gibſon, der uns freundlich zum Mittagseſſen eingeladen. Ich verſuchte dabei das Bier, das ein gewiſſer Ouchterlony auf den Blauen Bergen zu brauen angefangen. Es war in Ermanglung des Hopfens offenbar zu ſüß. Hätte man mir nicht geſagt, was es ſein ſollte, — ich würde es nicht für Bier erkannt haben.

Oeſtlich von Cotagherry liegt Aſchenny. Dort vorüber führte ſonſt die kürzeſte und älteſte Straße ins Tamulenland hinunter. Zu den berühmten Alterthümern von Aſchenny ließ ich mich bei einem zweiten Beſuch in Cotagherry von dem Miſſions-Gärtner, einem Gohata, geleiten. Mit ihm verſuchte ich meine erſte tamuliſche Unterhaltung. Er machte ſich über die rauhe Kehle der Todavers von Grund ſeines Herzens luſtig. Auf einem ſchattigen Wege, den zuweilen ein klares Bächlein kreuzte, gelangte ich ſchon nach einem Stündchen an das Ziel meiner Wünſche. Dicht hinter dem Dorfe, deſſen männliche Einwohner ſich uns größtentheils anſchloſſen, liegen zwölf Steine an einer Stelle, wo nach Oſten zu der Blick frei ins Unterland hinabſchweift. Drei davon ſind mit heroiſchen Sculpturen bedeckt.[109] Man hat die Vermuthung ausgeſprochen, daß hier die Todava's gegen die Djaina-Könige in Madura unglücklich kämpften und daß die Sieger die Heiligthümer der Gebirgsbe-

wohner in Sieges-Denkmäler umwandelten. Dieſe Vermuthung iſt wohl zu beſtimmt gehalten. Daß es aber Sitte war, gefallenen Helden in Waldesmitte Steine des Gedächtniſſes zu errichten, bezeugen die folgenden Verſe, die ich in einem alten klaſſiſchen Tamul-Werke gefunden habe, das zur Fertigung von Kriegs-Poeſieen anleitet:

Ich ſetze die wichtigſten her:

„Nachdem die wackern Kämpen den ſchreckensvollen Leichnam aufgerichtet, ſchauern ſie einen Blumenregen hin, während der Weihrauchsdampf ſich dichtet; dem Helden, der von dem gewaltigen Pfeile des Feind-ſchreckenden Kriegers ſterbend in den Himmel ging, haben ſie in Waldesmitte erſehen und geeignet — einen Stein."

„Mit Blumen ſprengt man Waſſer, man räuchert daß der Duft aufwallt, und während das bezungte ſchöne Glöcklein ſchön ertönt, aufheben für den, der des Feindes Feuermuth auslöſchend ſelbſt erloſch, die beringten Kämpen lobpreiſend — einen Stein."

„Der Wald brennt, des brennenden Kriegers Zorn rinnt in Thränen herab, die zuſammengepreßte Gluth verkühlt ſich; indeß ſingt man, verrichtet die ziemenden Bräuche, ſchwenkt das Gefäß mit Weihrauch und ſenkt ins Waſſer — einen Stein."

„Beim Wehen von Kränzen läßt man die Glöcklein tönen, gießt Palmſaft aus, ſteckt Pfauenfedern auf, gräbt den Namen ein und errichtet ſo für den kampfheißen Helden, der, in der Schwertſchlacht herrſchend, ſtolz daſtand, im wüſten Holz — einen Stein."

„Schlacht-Preis ſingend, weinend, weinend, in Jammer und Weh ſtand die Verwandtſchaft, und mit ihr der Sänger, der den Stein des Herrn mit freigebigen Händen, die Hände faltend pries, — unverwandt wie ein Hüter der Weltgegend." [110]

Am Montag Morgen machten wir, im Verein mit der Tochter und mit dem Schwiegerſohn des Generals, eine Partie nach den

„Saint-Catherine-Waterfalls“. Es ging zuerſt anderthalb oder zwei Stunden faſt immer bergab. Das letzte Badaga-Dorf, auf das wir in dieſer Richtung ſtießen, ſah ganz erbärmlich aus. Nun ſtiegen wir, erſt durch Farrenkräuter und dann durch dicht verſchlungenes Dickicht, an einer ſo ſteilen Bergwand hinunter, daß wir uns ſtets an den Bäumen, Sträuchern und Schlingpflanzen feſtfaſſen mußten. Nach einem halben Stündchen waren wir bei dem Becken, in welches ſich die Waſſer, die mehr als hundert Fuß ſenkrecht herabfallen, lauttoſend ſammeln, um ſich dann über loſe umherliegende Felsſtücke noch tiefer hinabzuſtürzen. Eine wildromantiſche Schlucht mit einem freien Durchblick auf das Tiefland! Früher fand Herr Möhrike hier auch die Fußtapfen von gelegentlichen Beſuchern, die ſicherlich nicht zu den ſentimentalen Seelen gehören, — ich meine von Bären.

Die Reiſe hinunter war ſchlecht von ſtatten gegangen, die Reiſe hinauf brachte ich nur mit aller Anſtrengung zu Stande. Ich mußte es den beiden übrigen Herren überlaſſen, unſere Dame durch das Walddickicht hinaufzuſchleppen und zu zerren.

Oben angekommen trennten wir uns bei dem vorerwähnten Badaga-Dorfe von unſeren liebenswürdigen Begleitern und eilten über tiefe Thäler und hohe Berge querfeldein auf Kunur zu. Bei einem muntern Bächlein ſetzten wir uns nieder und frühſtückten, indem wir die hohle Hand zum Becher machten. Mildes Klima und rauhe Wege! Wir kamen an einer einſamen Kaffeepflanzung vorüber und ſahen unter anderm auch wilde Citronen. Nach etwa zwei Stunden erreichten wir in der Nähe von Kunur die Kunſtſtraße.

Zwiſchen Kunur und Kaiti brannte die Sonne ſo heiß, als wollte ſie uns ſchier zu Aſche machen.

Die Badaga's.

Das Hochland der Blauen Berge, die Khunda's mit eingerechnet, zerfällt in vier Districte: Toda-Nadu, Megha-Nadu, Paranga-Nadu, und Khunda-Nadu, deren beziehentlichen Werth die Eingebornen folgendermaßen abschätzen: das erste kostet vier Groschen, das zweite einen, das dritte zwei und das vierte einen halben. Ueber alle vier Nadu's breiten sich die Badaga's in etwa 229 Dörfern.[111] Sie bilden nicht bloß die zahlreichste (6 bis 7000?) sondern auch die bedeutendste Bevölkerung der Blauen Berge, — denn sie allein bauen den Acker fleißig und regelmäßig.[112]

Ihre allgemeine Herkunft sagt ihr Name Badaga „Nordleute".[113] Der Druck eines muselmännischen Radja trieb sie vor zwei bis dreihundert Jahren aus Mysore herauf.[114] Mit diesem Gebiete unterhalten sie noch stets eine Verbindung. Ihr dortiger Wallfahrtsort liegt etwa zehn Meilen von Mysore (Nandjanagudi?). Dahin kommt selten einmal ein europäischer Jäger. Auch um Beriapatna zwischen Mercara, der Hauptstadt des Kurglandes, und Mysore soll sich eine Badagageschichte drehen. Zuerst wanderten, ihrer Ueberlieferung nach, bloß vier Brüder ein, die sich an vier verschiednen Orten ansiedelten.[115]

Die Dörfer der Badaga's haben alle so ziemlich dasselbe Ansehn. Sie liegen meist am Abhang eines schmucken fruchtbaren Hügels, und obschon ich eine ziemliche Anzahl derselben besucht habe, so ist mir doch kein einziges vorgekommen, das nicht die Vorderseite dem Thalesgrunde romantisch zugewendet hätte. Die zehn bis fünfzehn Häuser, die aus Lehmerde oder auch halb aus

Stein erbaut und mit Gras gedeckt ſind, bilden, eng mit einander verbunden, eine grade Linie. Eine räumige, geebnete und gefeſtete Terraſſe zieht ſich dicht vor denſelben hin. Dort trocknet, enthülſt und verlieſt man das Getreide. Jedes Dorf hat, wo möglich, zwei Viehhürden, die der Tiger wegen von hohen Steinmauern umſchloſſen und mit verrammten Eingängen verſehen ſind. Dicht bei dem Orte liegt (wenn ich nicht irre, immer, oder doch oft) ein kleiner Areopagus, ein Sprech- und Raths-Hügel.

In jedem Hauſe ſind — ſo glaube ich gehört zu haben — drei Abtheilungen: das Milchzimmer, das Schlafzimmer und das Beſuchszimmer. Das erſtere iſt, wie bei den Todava's die Milchhütte, ein kleines Heiligthum; dort thront die Schutzgöttin des Hauſes unſichtbar, und bloß der Mann darf es betreten.

Die Badaga's machen nur aus der Milch des Büffels Butter. Sie werden nie die Milch der Kuh über das Feuer ſtellen, noch ſie zu allen Tageszeiten ohne Unterſchied herausgeben. Sonſt macht, wie geſagt, der Ackerbau ihre Hauptbeſchäftigung,[116] und der Boden der Blauen Berge lohnt, trotz ſeiner Granit- und Syenit-Natur, den Fleiß des Landmanns reichlich. Sami und Ragi ißt der Badaga am liebſten. Das aber gedeihet am beſten in dem rothen Boden des Toda-Nadu, minder gut in dem mehr ſchwarzen des Megha-Nadu.

Auch die Badaga's zerfallen in mehrere Kaſten[117], behaben ſich aber lange nicht ſo kaſtenſtolz und -ſteif als im Unterlande: ſind doch hier die Brahminen, anderwärts die Hauptträger, -Heger und -Pfleger der Kaſte, Ausgeſtoßene. Bei alle dem würden ſie von einem Gohata auch nur ein Reiskörnlein anzunehmen ſich ſchwer entſchließen können. Es fehlt alſo auch ihnen an dem indiſchen Kaſtengeiſte keineswegs. Trotzdem erklärte Herr Metz, der ſich der Predigt unter ihnen beſonders gewidmet hat, daß ſie dem Evan-

gelio bei weitem zugänglicher ſeien als die kaſtenloſen Todavas. Für eine Frau zahlt man 30 bis 100 Rupies. Die Mädchen aber nehmen nicht ſelten Opium, wenn ſie Jemanden, den ſie nicht wollen, zu heirathen gezwungen werden. Im Fall ſich ein Badaga-Mädchen nach den Khunda's verehelicht, ſo muß ſie ſich's gefallen laſſen, daß ihr Leichenbegängniß auch in dem Nadu, in welchem ſie geboren iſt, zu ſeiner Zeit begangen werde. Man darf den Badagafrauen das Zeugniß geben, daß ſie bei weitem minder frech als die Todavaweiber dareinſchauen. Auch ſind ſie gar gehorſam. Kommt der Mann heim, ſo umfaßt das Weib ſeine Knie. „Du ſollſt leben" ſpricht dann der gnädige Eheherr.

Es ſieht in der That patriarchaliſch aus, wenn ein Aelterer einem Jüngeren begegnet und zum Gruße ihm die Hand auf's Haupt legt. Die gegenſeitigen Fragen lauten gewöhnlich ſo: Biſt du gekommen? Sind die Kinder wohl? Sind die Büffel und Kühe wohl? Sind die Weiber wohl? Biſt du wohl? Haſt du kein Fieber? Haſt du gute Nachricht aus dem Dorfe? Die Todavas dagegen faſſen ſich kürzer. Sie fragen etwa: Biſt du wohl? Haſt du kein Fieber? Sind die Kinder wohl?

Die Badagas ſind Verehrer Sivas. Ihre jährlichen Feſttänze auf glühenden Kohlen zu Ehren des mondlockigen Gottes ſind ihnen über alles theuer. Dennoch iſt es mit ihrem Sivadienſte nicht gar weit her. Ihre Stamm-Götzen ſtreifen gradezu an rohen Fetismus. Darunter nämlich befinden ſich ein Trinkgefäß, [118] eine Metallplatte und ein Spiegel — wahrſcheinlich Reliquien aus der Zeit der erſten Einwanderung. Auch die Flüſſe ſtehen bei ihnen in hoher Verehrung. Wer den Bach auf ſeinem Wege nicht grüßt oder gar hineinſpeit, begeht eine große Sünde. Man ſpeiſt ihn alle Jahre feierlichſt mit Milch.

Die Badaga's entſandten einmal Bier aus ihrer Mitte nach

den vier Himmelsgegenden; ſie ſollten erkunden, was wol hinter der ungeheuren Alpeninſel, die ſie von der übrigen Welt abtrennt, zu finden ſei. Man gab einem Jeden die Weiſung, ſeine Wanderung ſo lange fortzuſetzen, bis er an das Meer käme. Die Drei, die nach Oſten, Süden und Weſten ausgegangen waren, kehrten natürlich bald zurück; derjenige aber, der ſeinen Weg nach Norden genommen hatte, wurde nie wieder geſehen. Seitdem verbinden die Badaga's mit dem Norden den Begriff der Unendlichkeit; im Norden liegt ihr Jenſeits. So wenigſtens legen ſich die Badaga's die Sache ſelbſt zurecht. Der wahre Grund, warum ſie dem Norden dieſe Bedeutung beilegen, dürfte jedoch der ſein, weil ſie aus dem Tafellande Myſore vom Norden her auf die Blauen Berge eingewandert ſind.

Am Nord- oder vielmehr am Nordoſtrande der Blauen Berge erhebt ſich ein einzelner Bergkegel, der Nilagiri oder Blaue Berg im engern Sinne. Von dort aus ſchweift das Auge in die obere Welt hinauf und hinein, die ſich die Badaga's, als Höhenbewohner, eben als einen Berg vorſtellen und mit dem Namen Kanagiri, d. h. unſichtbarer Berg, bezeichnen. Dort am Nilagiri iſt der Fluß, der dieſe untre „Sterbenswelt" mit der obern Welt verbindet; aber die Brücke, die darüber hinwegführt, iſt nichts als ein dünner Faden, und den Böſen, der darüber will, ſchrecken Feuerflammen und Ungeheuer. Diesſeit des Fluſſes ſteht eine Art Zollhaus; der Zollbeamte iſt ein Verſtorbener. Zu ihm kam, ſo erzählen die Badaga's, ſeine Schweſter und ließ ſich, ehe ſie über die Brücke hinüberſchritt, alles, was ſie von unten auf ſehen konnte, erklären.

Die Schweſter. Die dort an des ſchwarzen Horlabaumes Fuß, gleich ungebändigten Kälbern, mit Stricken umſchlungen hängen, was für eine Zunft iſt das, o Bruder?

Der Bruder antwortet, daß das diejenigen ſeien, die ſich

ſelbſt erhängt haben. Das kommt nämlich ziemlich oft unter den Badaga's vor. Wenn ſie ſich für unheilbar krank halten, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht zum Strick oder — Opium.

Die Schweſter. Aber die dort auf des Thales Boden, in verfallener Grube, nach dem Taback greifen und ein wenig, wenig Rauch hinblaſen; was für eine Zunft iſt das, o Bruder?

Der Bruder antwortet, daß das die Seelen derjenigen ſeien, die Wittwen geſchlagen und deren Gut verzehrt, die Geborgtes vergeudet und den Armen nichts als Hinderniſſe in den Weg gelegt haben, mit einem Worte die Seelen aller pflichtvergeßnen Schulzen. Solcher gibt es leider ſehr viele unter den Badaga's; die Beſtechung namentlich iſt ſehr im Schwange.

Die Schweſter. Wohlan Bruder! Wer ſind denn aber, die in jenem Garten, einem Opiumgarten, Waſſer gießen, Bruder?

Der Bruder antwortet, daß das die Opiumeſſer ſeien, die nun zur Strafe an Opiumpflanzen „bis zum Sterben" Waſſer ausſchütten müſſen. Das Opiumeſſen hat leider auch zu den Badaga's ſeinen Weg gefunden.

Die Schweſter ſieht darauf ein einſam ſchreiendes Kind, über und über mit Mücken bedeckt, und fragt, was das zu bedeuten habe.

Der Bruder. Weißt du das nicht, o Schweſter? Die welche ſagt: „Ich hab' eigne Kinder!" und Andrer Kinder, ſo ſprechend, wegtreibt, deren Kind iſt ein ſolches Kind. Keine Mutter hebt es auf; bä bä bä ſchreiend, weint es ſtets.

Die Schweſter. Wohlan Bruder! Die Bruſt fließt mir über, Bruder! Soll ich die fließende Bruſt ihm geben und wiederkommen?

Der Bruder. Verloren biſt du, o Schweſter! Gehſt du dorthin, des Kindchens Händ' erfaſſend, ſiehe, ſo freſſen dich zauſend und zerrend auf einer Seite das Scheffelmaul, auf der andern Seite der Rabenſchnabel.

Die Schweſter. Dort am Abhang ſeh' ich ein ſproſſendes Saatfeld; anſchießende Aehren hat's hervorgetrieben, Halme wie Pflanzen hat's erhoben; Gelte-gleiche Aehren hat's hervorgetrieben, das grüne Feld. Was für ein Feld iſt das, Bruder?

Der Bruder antwortet unter anderm:

Das Feld deß, der einem zur Tenne Kommenden Almoſen ertheilt hat,

Das Feld deß, der einem mit Begehr Kommenden Reis ertheilt hat,

Das Feld deß, der einem eingemummt Kommenden Feuer ertheilt hat,

Das Feld deß, der einem der Kleider Ermangelnden Kleider ertheilt hat.

Die Schweſter. Mag ſein Bruder! Die aber dort auf dem Büffelwege rothe Erd' aufgraben und eſſen, — was für eine Zunft iſt das, Bruder?

Der Bruder. Das ſind die, ſo eben Reis auf den Teller ausgeſchüttet und dann plötzlich ausrufend: „Es kommen Leute!" unter den Schenkel ihn bargen. — „Erde iß!" heißt es nun.

Die Schweſter. In jenem Dorf, bei einem ſchönfarbigen Haus, an einer Thür, auf kalkprächtiger Verandah, — wer ſind die, ſo dort eines Munſchi (Dolmetſcher, Schreiber ꝛc. der Regierung) Geſchäft verſehen?

Der Bruder. Die keine Lüge geſprochen, keine Verleumdung geſagt, keine Streitſache vor Gericht gebracht, ins Reis kein Gift geworfen, ihr Eignes in Acht genommen, die mit Gott-gegebner Weisheit und in Gott-gegebnem Wege gelernt, die mit Gott-gegebnem Aug' geſehen, die mit Gott-gegebnem Fuß gewandelt, die mit Gott-gegebner Hand geſchafft, die den Gott-gegebnen Reis genoſſen, — die verſehen jetzt bei Gott eines Munſchi Geſchäft.

Die Schweſter. Was iſt dort im Fluß, der ins Land der Kurumber, o Bruder, hinab fließt?

Der Bruder. Weißt du das nicht, o Schweſter? Feuer gleich erſcheints; eine Flammenſäule iſt es, o Schweſter.

Die Schweſter. Zwiſchen jenem und dieſem Ufer, — wie eine Brücke iſt es gebaut. Was iſt das, o Bruder?

Der Bruder. Eine Fadenbrücke iſt's, o Schweſter.

Die Schweſter. Rechts ſind zwei Häuſer, links ſind zwei Häuſer, in der Mitte ſind zwei Häuſer, die ſich geöffnet. Was für Häuſer ſind das, o Bruder?

Der Bruder. Weißt du das nicht, o Schweſter? Rechts ſind zwei Häuſer — der Sünde Häuſer; links ſind zwei Häuſer, — des Laſters Häuſer. Die in der Mitte, — die offnen Häuſer, zwei ſind es, ſind die Häuſer der Tugend, o Schweſter.

Die Schweſter. So iſt's, o Bruder. Ich — in der Tugend Haus will ich eilend gehn.

Der Bruder ſtraft nun die Schweſter darüber, daß ſie ihrer Seligkeit ſo gewiß iſt, indem er ſpricht: Solche Weisheit, warum lernteſt du ſie, o Schweſter? Wem eine dreiſtöckige Leichenpyramide, ja eine ſechs- oder neunſtöckige erbaut worden, und wer dann, ganz zu Aſche verbrannt, auch den gebührenden Zoll entrichtet hat, — wenn der nun dorthin geht, kommt der wol in das Haus der Tugend? Weiß nicht. Oder aber — kommt er wol in das Haus der Sünde? Ich weiß nicht.

So weit das Geſpräch.[119] Es lag mir bei Mittheilung desſelben nur daran, meine Leſer mit der Art, wie die Badaga's in ſittlicher und religiöſer Beziehung denken und fühlen, einigermaßen bekannt zu machen. Berge und Thäler, Felder, Büffel und Kühe ſpielen in den Vorſtellungen der Badaga's vom Jenſeits eine große Rolle. Ganz natürlich; das iſt die Welt, in der ſie leben und

weben. Man kann übrigens einen gewiſſen ſittlichen Ernſt in dem Ganzen nicht verkennen; auch ſind einige Strafen, die auf die Sünde geſetzt ſind, ganz dem Geſetz der Gerechtigkeit angemeſſen: „Womit Einer ſündigt, damit wird er geſtraft.“

Der letzte Ton des Geſprächs aber klingt in ein wehmüthiges „Weiß nicht; ich weiß nicht!“ aus. Nun das iſt ein ehrliches Heidenthum, das offen bekennt, darüber ob eine Seele dem Himmel oder der Hölle zueilt, keine Gewißheit verleihen zu können.

Sobald ein Badaga ſtirbt, gehen Boten nach allen benachbarten Dörfern, wo Verwandte des Verſtorbenen leben, und rufen den Bewohnern des Dorfes von ferne zu: Der und der iſt geſtorben. Der Leichnam wird alsbald auf einer Bahre von ganz eigenthümlicher Geſtalt an das Haus geſetzt. Die Bewohner des Dorfes und die benachbarten Freunde ſammeln ſich, und nun beginnt die Todtenklage, wobei ſich auch der Tomtom, die indiſche Trommel, und manches andere unmuſikaliſche Inſtrument vernehmen läßt. Die Männer tanzen, bis die Sonne über den Scheitelpunkt hinunter iſt und machen dabei ſo ſonderbare und ſo gewaltſame Geberden, bücken ſich ſo tief und greifen ſo krampfhaft umher, als lägen ſie mit einer unſichtbaren Macht im Kampfe, und als wollten ſie die böſen Geiſter von der Leiche zurückhalten. Nun wird eine Büffelkuh in den Kreis hereingeführt oder vielmehr mit Gewalt hereingetrieben, man melkt ſie ein wenig und ſchüttet dem Verſtorbenen ein Paar Tropfen Milch in den Mund. Dieſe Scene wiederholt ſich zehn- bis zwölfmal: eine Büffelkuh nach der andern muß dem Verſtorbenen die letzte Labung reichen. Es iſt ja der Büffel das Lieblingsthier des ackerbauenden Badaga's und zwar in ſo hohem Grade, daß ſelbſt der ſtumpfeſte Greis, wenn des Abends die Büffel heimkehren, wieder auflebt und ſie mit leuchtenden Augen in die Pferche

hineinzählt. Nachdem man dem Todten nun noch eine letzte Gabe auch von der Lieblingsfrucht des Feldes in den Mund gesteckt hat, setzt sich der Leichenzug in Bewegung. Einige der Versammelten nehmen die Bahre vom Boden auf und machen sich auf den Weg nach dem Platze, wo die Leichen verbrannt zu werden pflegen. Das Musikchor schreitet der Leiche voraus, die weiblichen Verwandten gehen fächernd neben ihr her, die Männer aber laufen stets eine kurze Strecke vorweg, wenden sich schnell um und werfen sich vor der Bahre der Länge nach auf den Boden.

Nicht weit von dem Scheiterhaufen wird die Leiche niedergesetzt, und nun kommen wir zum eigentlichen Mittelpunkte der Todtenfeierlichkeit, die sehr lebhaft an das Alte Testament erinnert. [120] (3. Mos. 16). Zwei Büffelkälber werden herbeigebracht und angebunden. Auf das eine derselben legt man alle Sünden des Verstorbenen und seines ganzen Geschlechtes, läßt es dann los und jagt es spornstreichs in die Wüste.

Die Weise aber, wie man die Sünden des Verstorbenen und seines ganzen Geschlechts auf das Büffelkalb legt, ist ziemlich feierlich. Einer sagt dabei eine Art Litanei her, die mit einem Sündenregister anhebt und mit einem Tugendregister schließt. Ein Zweiter aber gibt ein bekräftigendes Ja und Amen dazu. Die Sache lautet in freier Uebertragung und in verkürzter Form etwa so:

Aus der Sterbenswelt in die Große Welt geht die Reise, mit der Leichenpyramide die Reise. Mögens auch tausend und acht Sünden sein, unter des Stieres Fuß sollen sie fallen: seiner Urgroßmutter Sünden, seines Urgroßvaters Sünden, seiner Großmutter Sünden, seines Großvaters Sünden, seiner Mutter Sünden, seiner Familie Sünden!

Er hat seine Brüder aus Neid entzweit! „Sünde“.* Er hat auf dem Feld die Grenze verrückt! „Sünde.“ Er hat einen einsamen Baum entwurzelt! „Sünde.“ Er hat zornig vom Dornbusch das Kleid ge-

* Die Worte zwischen Anführungszeichen spricht stets der Zweite.

riſſen! „Sünde“. Tauſend und acht Sünden mögen es ſein, unter des Stieres Fuß ſollen ſie fallen!

An Buſchwerk hat er die Hand gelegt! „Sünde“. Einen Haufen Geſträuch hat er weggeräumt! „Sünde“. An des Weibes Seit' eine Andr' angeblickt! „Sünde“. In der Schweſter Haus hat er Spott getrieben! „Sünde“. Er hat vor der Sonne ausgeſpieen! „Sünde“. Den fließenden Bach ohne Gruß berührt! „Sünde“. Auf brennendes Feuer das Waſſer gelaſſen! „Sünde“. Eine Schlange hat er umgebracht! „Sünde“. Eine Eidechſe hat er umgebracht! „Sünde“.

Des Todtenhauſes Thür eröffne ſich! Die Herrlichkeit ſoll ſich nähern! Der Tugend Behauſung thue ſich auf! Das Sündenhaus ſoll ſich ſchließen! Das Todtenhaus öffne geſchwind die Thür! Vom Nilagiri gehts in den Kanagiri! Der Tugend Behauſung thue ſich auf! Das Sündenhaus ſoll ſich ſchließen! Er nahe der goldnen Säule ſich! Zur ſilbernen mög' er gelangen! Zur brennenden ſoll er ſagen: Sei kalt! Das Todtenhaus öffne die Pforte! Die Herrlichkeit möge ſich nähern! Neben der Sünde weg ſoll er eingehn! Die Fadenbrücke ſoll feſtſtehn! Der Grube Mund ſoll ſich ſchließen!

Er hat ſeiner Eltern Fuß umfaßt! „Eine Tugend!“ Der Königsfamilie Fuß umfaßt! „Eine Tugend!“ Vor drei tauſend Guru-Häuſern tief ſich gebückt! „Eine Tugend!“ Vor neun tauſend Prieſtern tief ſich gebückt! „Eine Tugend!“ Er hat dem Monde Verehrung gezollt! „Eine Tugend!“ Der Sonne die Hände entgegen gefaltet! „Eine Tugend!“ Der Familienglieder Fuß umfaßt! „Eine Tugend!“ Des verjagten Stieres Fuß umfaßt! „Eine Tugend!“ Des verjagten Stierweibs Fuß umfaßt! „Eine Tugend!“ Vor ſechs tauſend Herrnhäuſern tief ſich gebückt! „Eine Tugend!“ Einen Leichenwagen ſechskupplig erbaut! „Eine Tugend!“ Einen Leichentempel dreikupplig erbaut! „Eine Tugend!“ Eine Leichenpyramide neunkupplig erbaut! „Eine Tugend!“ Die ſechs Dörfer der Jruler und Kurumber hat er zuſammengerufen! „Eine Tugend!“ Einen ellenlangen Sack mit Getreide gebracht! „Eine Tugend!“ Einen hauslangen Sack mit Reis gebracht! „Eine Tugend!“ Wie Regenwaſſer, ſo viel Schmalz gebracht! „Eine Tugend!“ Wie Thau, ſo viel Leute zuſammengerufen! „Eine Tugend!“ Tauſend

dreihundert Sünden mögen es sein! Unter des Büffels Fuß sollen sie fallen!"

Darauf erheben die Leidtragenden den einstimmigen Ruf: Sie sollen fallen, sollen fallen, fallen! Sie sind gefallen, sind gefallen, gefallen! Zu gleicher Zeit wird das Büffelkalb gelöst und unter dem betäubenden Geschrei der Versammlung: Hinweg, hinweg, hinweg! rennt es wie rasend davon.

Zuletzt wird der Leichnam, das Gesicht nach unten und das Haupt nach Norden gekehrt, auf den Scheiterhaufen gelegt und verbrannt.

Ein Ausflug durch das Meghanadu.

Es war am 11. April, als ich mich mit Herrn Metz auf den Weg machte, um sein Arbeitsfeld unter den Badaga's aus eigner Anschauung näher kennen zu lernen. Da unser Weg meist ungebahnt, querfeldein über Thal und Hügel ging, so ließen wir die Pferde in Kaiti und vertrauten uns den eignen Füßen an.

Noch ehe wir das erste Dorf Kerhada erreichten, zeigte mir mein Begleiter das Tempelchen eines Badagagötzen, dessen Name in der That schnurrig klingt. Er heißt nämlich Kallu-Kambha-Radja d. i. Stein-Pfeiler-König.

In dem Dorfe Kerhada, das, wenn ich mich recht erinnre, nicht eben zu den blühendsten Badaga-Dörfern gehört, sahe ich gleichwohl viel Schmuck; Schmuck ist einmal die schwache Seite aller Hindus. Wenn dem Kinde die Ohren durchbohrt werden, so bekommt es, zu den silbernen Ohrringen, von den Verwandten auch goldene.

Einer der angeſehenſten Männer des Dorfes begleitete uns eine Strecke weiter. Er hatte ein beſonderes Anliegen, „Protection," wie er es ſelber nannte. Um wo möglich ſeine eignen Leute anzubringen, verleumdete er die Knechte des Miſſionshauſes, die aus einem andern Dorfe ſtammten. Damit fiel er natürlich durch. So oft Herr Metz einen Satz zu Ende brachte, ſtreuete der unterwürfige Badaga ein lobpreiſendes „Buddhi, Buddhi!" d. i. Weisheit, Weisheit! dazwiſchen.

Die Badagas in der unmittelbaren Nähe von Kaiti und Utacamund ſind ſelbſtverſtändlich keine Muſter-Badagas. Der Einfluß der Europäer und des Bazars zu Utacamund wirkt zunächſt nur verſchlimmernd auf ihren Charakter, indem er ihnen das größte Gut, das ſie bis jetzt beſaßen, die patriarchaliſche Einfachheit und Genügſamkeit entreißt. Sie ſelbſt ſagen: Das Geld der Engländer bleibt nicht; unter Tippo Sahib war es anders. Ein auffallender Ausſpruch: denn Tippo Sahib legte den Bewohnern der Nilagiris, die er wie ſein Vater Hyder Ali zugleich als eine Veſte gegen ſeine Feinde in Malabar und Coimbatore betrachtete, nicht bloß ſehr harte Abgaben auf, ſondern ließ ſie auch förmlich ausplündern, — ja und die Geplünderten ſelbſt mußten das Geplünderte nach Danaikencotta hinunter ſchaffen, wo die Myſoraner eine Feſtung und ein großes Magazin hatten.

Haben die Europäer den Badagas den Luxus gelehrt, ſo haben ihnen die Tamulen die Kunſt der Lüge gebracht. Dieſe nämlich ſind ziemlich ſtark vertreten auf den „Hills", wo Tamul die Sprache der Regierung iſt und daher die Bureaus derſelben ſich hauptſächlich ihnen öffnen. Tamulen wetteifern auch mit Parſi's und Mapilla's auf dem Bazar, und Viele kommen alljährlich herauf, um Schmalz, Calmus, Zwiebeln u. ſ. w. aufzukaufen.

Das letztgenannte Erzeugniß gedeihet namentlich in Meghanadu

vortrefflich. Man erntet es jährlich zweimal. In Meghanadu nämlich hat faſt jedes Dorf ein Bächlein. Nicht ſo in den Khundas.

Wir hatten, obgleich es allenthalben mit Regen drohte, einen wunderlieblichen Anblick auf Utacamund. Auf unſerm Wege ſahen wir außer der „Stachelbeere der Blauen Berge" auch die Braſilianiſche Kirſche. Die Wolfsmilch gedeihet hier zu ungeheurer Größe. Bald kamen wir zu einem h. Haine der Todava's, einem ſogenannten „Tiriri", — jetzt ein ganz vernachläſſigtes und verwildertes Dickicht.

Hoſſa Hatti (Neu-Dorf) ein zweites Badaga-Dorf, beſteht aus nur acht Häuſern. Ich ſah außer vielen Hühnern nur zwei erwachsne Menſchen, ein Brüderpaar. Sie kauerten regungslos am Boden. Der eine erwärmte ein Kind in ſeinem Mantel; der andere ſah zu.

In Kalla Korre ſtießen wir auf einen Zauberer. Er trug einen Mantel mit rothen und blauen Streifen und dazwiſchen genähten Verzierungen. Das war ein Zauberer aus dem eignen Stamme. Die Badagas halten aber jeden Todaven und namentlich jeden Kurumben für einen Hexenmeiſter. Jener bezaubert das Vieh, dieſer die Menſchen.

Auch die Badagas nehmen in Krankheiten ihre Zuflucht häufig zu dem Zauberer. Ihre Hauptleiden ſind Rheumatismus, Waſſerſucht, Ruhr u. ſ. w. und ihre Hauptarzneien Opium und Brennen. Das letztere wenden ſie beſonders gegen Kopfweh, Bauchgrimmen und Rheumatismus an. Wenn ein Badaga ſehr krank iſt, ſo erhängt er ſich nicht ſelten oder nimmt Opium.

Wir kamen nachher wieder auf die Melur-Straße, die an Sundabetty vorbeiführt. Der eine der zwei Arme des Khundaſluſſes dort in der Nähe iſt ſehr reißend. Die Badagas werfen zu ſeiner Beſänftigung alljährlich vier Groſchen hinein. Wenn ſie doch lieber ein ordentliches Brücklein darüber bauen wollten! Bald

wurde der „Gottesberg" der Badagas ſichtbar. Bei Placolla ſchlängelt ſich der wilde Fluß wahrhaft mäanderiſch.

In dieſer Gegend giebt es viele Brahminen-Dörfer. Dasjenige, dem wir am nächſten kamen, heißt Mikeru. Im Kreiſe umher aber liegt noch Manihatti, Hallakorre, Tangadu, Arrehatti u. ſ. w.

Hier in der Nähe haben die Basler Miſſionare ein mehr als beſcheidenes Häuslein, eben nur ein Dach und Fach gegen Wind und Wetter, gerade auf der Stelle eines früheren Toda-Dörfleins. Nur ein ſehr ſchöner Baum iſt aus der alten Zeit geblieben. Dort machten wir für den nächſten Tag Halt und verplauderten die letzten Stunden deſſelben bei einem — ich hätte faſt geſagt — hellen Kaminfeuer. Es war aber leider ſo wenig hell, daß es die ganze Hütte zu einem Rauchfang machte. Dennoch plauderte es ſich da mit meinem ſehr gemüthlichen Begleiter gar gemüthlich, während draußen der Wind pfiff und der Regen rauſchte.

In der Abenddämmerung gingen wir nach einem der benachbarten Brahminen-Dörfer hinüber. Eben kamen die Büffel von der Weide heim. Die Leute baten uns dringend, ja nicht in's Dorf hinein zu gehen, damit uns ihre Büffel nicht ſpießen möchten.

Vor einiger Zeit war hier in der Nähe eine Rathsverſammlung. Ein Sohn wurde angeklagt, daß er ſeine Mutter nicht unterſtützen wolle. Man erkannte auf Ausſtoßung aus der Kaſte. Da fiel er vor ſeiner Mutter nieder und gelobte.

Als wir am andern Morgen hinaustraten, hatte ſich der Himmel abgeklärt, und eine herrliche Ausſicht auf die Khundaberge eröffnete ſich. Die Bewohner der letzteren nennen die drei übrigen Nadu's, die hügelig genug ſind, „Meidan" (Ebne). Wir behielten auf unſerer Weiterreiſe das Khunda-Nadu ſtets zu unſrer Rechten. Tief unten rauſchte der Khunda-Fluß.

Bei Kanneri, dem nächſten Badaga-Dorfe auf unſerem Wege, herrſcht viel Fieber. Wir ſahen viele Badaga-Orte [121] auch im Khunda-Nadu liegen, unter andern Kil-Khunda (Unter-Khunda) mit dem Heiligthume der Kadhetti, einer Wald-Göttin. In Mandjuri, ebenfalls im Khunda-Nadu, wollten die Leute dem Herrn Metz ein Stück Land zum Aufbau einer Hütte ſchenken, falls er ſich bei ihnen niederlaſſen und ſie auf dieſe Weiſe „protegiren" wollte. Die Badagas auf den Khunda-Bergen haben auch im tiefergelegenen Walddickicht einen Weideplatz. Diejenigen, die der Heerden wegen dahinuntermüſſen, werden ſtets krank, ehe ſie ſich gewöhnen.

Wir ſahen auch das ſogenannte neue Nadu; die Eingebornen nennen es bloß den fünften Berg. Dieſes führt auch den Namen Schigabetta d. i. Seifenkrautberg. Es iſt eigentlich ein Theil der Khundas, — eine Ecke, die von den übrigen Maſſen nur durch eine Schlucht getrennt wird.

Das nächſte Dorf war Meinale, ſo recht in der Fieberregion. Dieß und noch ſechs andere heißen Kilur (Unterdorf). Wir mußten gewaltig ſteigen; dicke Luft umfing uns und von oben her brannte die Sonne.

Hier leben die Badagas in beſtändiger Furcht vor den räuberiſchen Mapillas aus Malabar. Dieſe überfallen nicht ſelten ein einſames Dorf und gehen nicht eher fort, als bis ſie ein gut Theil Beute beiſammen haben. Sie verbrennen den Badagas die Finger, bis ſie ſagen wo das Geld iſt. Als die Regierung Viele der aufſtändiſchen Mapillas erſchießen ließ, ſo freuete ſich Niemand mehr, als der Badaga. In Meinale war ein Sipahi ſtationirt; ein Loch in einem der Badagahäuſer diente als Schießſcharte. Jener Sipahi ſah aber ganz und gar nicht ſo aus, als würde er die Mapillas aufeſſen.

Von Meinale aus ſchauten wir in eine Schlucht der Khunda-Berge hinein, die, wie die Badagas behaupten, jedem Europäer den Tod bringt. Vielleicht, daß von dort her die erſten Europäer vordrangen und dem Fieber erlagen.

Auch in Mantſcha-Kambay — ebenfalls einem Unterdorfe — fanden wir einen Sipahi vor. Hier geht es ſtracks zu den Irulern hinab, deren erſtes Dorf Sundabetta iſt. Dort war zur Zeit ein Bellalen Schulze. Die Iruler („Dunkelmänner") bewohnen eigentlich das unterſte Walddickicht; ihre übrigen Dörfer liegen daher mehr in der Ebne. Sie führen gewöhnlich den Namen Mulli.[122] Die Iruler kommen jedoch aus dem „Dunkel ihres Waldes" gelegentlich herauf, um eine Art Mäuſe oder Ratten zu fangen und ganze Laſten dieſer leckern Speiſe mit hinunterzunehmen.

In Mantſcha-Kambay waren damals auch drei Hütten der Kurumber,[123] die zwiſchen den Irulern und den Badaga's auf den wald- und grasreichen Gebirgsabhängen ihr Hauptquartier haben. Sie waren leider gerade zaubern gegangen. Das iſt ihr eigentliches Handwerk. Die auf dem weſtlichen Abfall der Blauen Berge ſind die betriebſamſten. Sie bauen einige Körner, fällen Zimmerholz und fertigen Körbe. Alle aber zeichnen ſich durch eine kleine Statur, einen ungeſchlachten Gliederbau und dichtgefilztes Haar vor allen Uebrigen, mit Ausnahme der Iruler, auf das unvortheilhafteſte aus. Bei alledem ſind ſie, wie ſchon geſagt, das Schrecken der abergläubiſchen Badaga's, die ihnen die Fähigkeit ſelbſt durchs Schlüſſelloch einzuſchlüpfen unbeſehens zutrauen. Zu ihrem Ruf als Tauſendkünſtler hilft ihre Kenntniß heilſamer Wald-Kräuter, -Harze und -Wurzeln ſicherlich mit.

Muß doch der Badagaprieſter, der nur zum täglichen Opfern taugt, bei den Hauptfeſten dem elenden Kurumben das Feld räumen. Ein Kurumben macht namentlich den erſten Pfluggang, in

dem er den Ochſen beim Horne faßt; ſonſt bleibt ja der Segen der Ernte aus. Dieſen Hocus Pocus muß der arme Bauer ziemlich theuer bezahlen. Damals übrigens lebten die Badaga's eben ſo wohl als die Todava's mit dem Kurumber-Stamme auf geſpanntem Fuße. Einer des letztern nämlich hatte die Tochter eines Badaga-Schulzen getödtet; darauf waren die Kurumber von den Erſtern zu Feſte geladen und zum großen Theile niedergemacht worden."

Das war eine prächtige Ausſicht, die wir von Mantſcha-Kambay hatten! Steil fällt der Shigamale ab und über die Bhovani-Berge ragen die Animale-Berge herüber. Die erſtern erinnerten mich in ihren Formen und Farben an die Berge am Todten Meere: faltig, luftig und duftig!

Wir kamen wieder auf die von Sullivan angelegte Melurſtraße und gelangten bald nach dem eigentlichen Kilur. Dort beſahen wir die erſt kürzlich entdeckten Steine mit heroiſchen Sculpturen, ähnlich wie die bei Aſchenny, nur daß die bei Kilur, zum Theil wenigſtens, mehr auf Jagd als auf Krieg zu deuten ſcheinen. [124] Sie liegen mitten in einem dornigen Dickicht. Ein mächtiger Schelebaum breitet einen Theil ſeiner Aeſte darüber. Es ſind meiſt vier Steinplatten viereckig zuſammengeſtellt, mit einer fünften als Decke darüber. Die abergläubiſchen Badaga's haben nun in aller Geſchwindigkeit ein heiliges Teru („Wagen") unter dem Baume aufgeſtellt, denn ſie laſſen es ſich nicht nehmen, daß die Figuren auf den Steinen da Götter, und zwar die Götter ihrer Vorfahren darſtellen. Ei was für bedenkliche Geſichter ſie machten, als unſer Hund über die h. Stätte lief!

Nachdem wir im Schatten des Schelebaum's ein einfaches Frühſtück zu uns genommen, machten wir uns wieder auf den Weg und traten bald darauf in den dunkeln Hain des Tunda-Maha-Linga mit einem runden Steintempel. Hier begehen die

Badaga's alle Jahre ein Feſt und alle zwei Jahre den bereits erwähnten „Tanz auf glühenden Kohlen." Noch lagen die Kohlen von der letzten Feier da. Kilur und Umgegend iſt überhaupt ein rechtes Götzenneſt. Man nennt Siva, dem zu Ehren jener feurige Reigen geführt wird, Tannidevern „Kühl-Waſſer-Gott", indem ſonſt die glühenden Kohlen die Sohlen der Tänzer wie kühlendes Waſſer berührten. „Sonſt" ſagt man wohlweislich, denn erſt im Jahre zuvor hatten ſie Einem die Füße ganz ordentlich verſengt.

Von Kilur (Unterdorf) kamen wir nach Melur (Oberdorf), wo der Oberſchulz des ganzen Nadu wohnt. Von ſämmtlichen Badaga-Schulzen ſind nur drei beſoldet und zu dieſen gehört natürlich auch der in Melur. Der Gehalt wird ſich etwa auf zwei Thaler monatlich belaufen — eine ganz hübſche Summe für einen Badaga. Von hier aus ſchweift der Blick ſo recht in das klaſſiſche Land der Badaga's hinein. [125]

Nach Melur hatten wir unſre Pferde beſtellt. Wir trabten dicht am „Gottesberge" vorüber. Das Waſſer, das von da herabrinnt, iſt ſo gut wie Milch. So ſagen die Badaga's. Uns ſchmeckte es wie jedes andere Waſſer.

Ein ſteiles, aber ſchönes Thal begleitete uns zu unſrer Rechten. Leider hauſt darin das böſe Fieber. Wir hatten wieder einen deutlichen Blick ins Unterland bei Coimbatore. Herr Metz, der anderswo Geſchäfte hatte, ritt ſeitwärts ab; wir trafen aber nach einem Stündchen in Adhikarihatti wieder zuſammen.

In der Mitte der Häuſerreihe von Adhikarihatti ſahen wir ein bemaltes Tempelchen eingebaut, deſſen Götze oder vielmehr Götzchen ein ſilberner Reiter iſt. Unten liegt ein Mahalinga-Tempel. Den üblichen Rathsſitz vor dem Dorfe fanden wir hier beſonders ſtattlich: ein rundlicher Raſenhügel. Man hatte ihn mit Steinen eingefaßt und zwei Steine darauf errichtet. Weiter

abwärts vom Dorfe liegt unter einem prächtigen Baume noch ein andrer Verſammlungsort für den Fall daß Fremde einſprechen. Die Badaga's wiſſen zu leben.

Später kamen wir durch Mutenadu (Erſtes Nadu?) und von da endlich nach Karteri mit dem bekannten Waſſerfalle.

In dem waldigen Bergkeſſel, der beiläufig auch von Tigern und Bären beſucht wird, liegt die Kaffeepflanzung, die derſelbe Herr, der den Basler Miſſionaren das Haus in Kaiti ſchenkte, dem Sohne des anglikaniſchen Miſſionars in Coimbatore überlaſſen hatte. Das Geſchenk hatte dem jungen Manne viel Mühe und Geld umſonſt gekoſtet; er war eben daran, die ganze Beſitzung um jeden Preis zu verkaufen.

Die Kaffebäume blüheten grade und zwar ſo üppig, wie ich es nie wieder geſehen habe, Roſen und Pfirſichen ſtanden voll und friſch daneben.

Ein liebliches Thal brachte uns in zwei Stunden nach Kaiti. Gen Weſten waren wir ausgezogen; von Oſten her kehrten wir zurück.

Ein Beſuch bei den Todava's.

Neben oder vielmehr über den Badaga's, die den Pflug fleißig führen, hauſt ein träges Hirtengeſchlecht — die Todava's,[126] die für die eigentlichen Urbewohner der Nilagiris gelten und ſich daher auch als Herren des Grundes und Bodens behaben. „Unſere Väter ſind von nirgends her," ſagen ſie.

Sie ſind zur Zeit bis auf 600, nach ihren eigenen Angaben gar bis 3 oder 400 Seelen zuſammengeſchmolzen. Ihre Weiler,

die, meiſt im Toda-Nadu, im Weſten des Nilagiri-Plateau, gelegen, aus drei bis fünf Hütten beſtehen, und in der Regel nur von Einem Familienganzen bewohnt werden, belaufen ſich auf ungefähr hundert. Davon liegen vierzehn in Trümmern, und wieder andere, und das nicht wenige, werden nur zu gewiſſen Jahreszeiten bewohnt. Die Todava's nämlich ſind bis zu einem gewiſſen Grade Nomaden. Desungeachtet gehören dieſe paar Hirten, die im Jahre 1847 960 Rup. als Büffel-, und 400 Rup. als Gras-Steuer zahlten, auf den höchſten Spitzen der Nilagiris, wo ſie, wie auf einem einſamen Eiland im unermeßlichen Ocean, von der geſammten indiſchen Welt abgeſchieden leben, zu den allerintereſſanteſten Völkerſtämmen in ganz Indien. Kein Volk im Süden und im Norden Indiens hat in neueſter Zeit die Aufmerkſamkeit der Reiſenden und der Gelehrten ſo in Anſpruch genommen,[127] wie die Todava's, und faſt maßlos iſt die Bewunderung geweſen, die man dem Charakter derſelben zollen zu müſſen glaubte. Selbſt unſer wackerer, ſonſt ſo nüchterner Ritter, der mit bloßer Hilfe von Reiſeberichten Indien meiſt ſo genau und ſo anſchaulich beſchrieben hat, als wäre er ſelbſt an Ort und Stelle geweſen, iſt von einer gewiſſen Vorliebe für dieſes Volk nicht freizuſprechen, und obſchon er neben ihrer patriarchaliſchen Einfalt auch ihrer Trägheit, ihrer Vielmännerei u. ſ. w. Erwähnung thut, ja ſie ſelbſt von dem Vorwurfe des Kindermords nicht frei zu ſprechen wagt, ſo ſchildert er ſie doch im Uebrigen ſo überaus vortheilhaft, daß man ſchon dadurch begierig wird zu hören, was das für ein Volk ſein möchte, in welchem ſich ſo große Tugenden und Laſter vereint finden. Doch nicht um ihres eigenthümlichen Charakters willen im Guten oder im Böſen habe ich geglaubt, die Todava's den allerintereſſanteſten Völkerſchaften Indiens beizählen zu dürfen. Weswegen denn ſonſt? Für jetzt gedenke ich meine Leſer mitten unter die Todava's zu

führen. Um ihnen die Sache recht anſchaulich zu machen, will ich ſie geradezu auf die Reiſe zu einem Dorfe derſelben mitnehmen.

Wohlan, wir ſchlagen unſer Quartier in Kaiti auf und zwar im Miſſionshauſe der Basler, ſo recht am Fuße des Dodabetta oder Großen Berges, auf deſſen höchſtem Gipfel ſich die großartigſte Rundſchau über die Nilagiris und die nähern und weitern Umgebungen derſelben entfaltet. Darum zuerſt da hinauf! In anderthalb Stunden ſind wir bei dem Obſervatorium auf dem höchſten Punkte des Dodabetta angelangt. Von da herab fällt das Auge zunächſt auf den klaren Seeſpiegel bei Utacamund, auf die grünen Haine, die es umgeben, und auf die über alle Hügel wie hingeſtreuten weißen Häuſer der europäiſchen Anſiedler, die in dieſen luftigen Regionen ſich von dem „Feuerofen" der Tiefebene zu erholen ſuchen. Darüber hinaus aber und rund umher ſchweift das Auge über das hohe, von Gebirgsreihen allenthalben durchbrochene Tafelland der Nilagiris als über einen großen, grünen, am äußerſten Horizont von einzelnen Piks umzingelten „Alpenpark". Gegen Oſten ſchaueſt du in den reich bewäſſerten Garten von Coimbatore, dem erſten bedeutenden Ort in der tamuliſchen Tiefebene, auf deren vollkommner Tafelfläche mit wechſelnden Lichtern die einzelnen Städte und Dörfer ſich weithin durch das Dunkel der Gärten und den Schimmer der Teiche und Seen bemerklich machen; gegen Norden aber trifft der Blick auf die Hochebene von Meiſur mit ihren vereinzelten Bergkegeln und unzähligen Spiegeln der zur Bewäſſerung dienenden Kunſtſeen, wo du unter dem reizenden Wechſel der Wolken und Lichter den mäandriſch gewundenen Lauf des Cavery-Fluſſes verfolgen kannſt, der ſeinen Weg in die tamuliſche Tiefebene ſucht, ſpäter dicht vor Mayaveram (ſiehe folg. Band) vorüberfließt und zuletzt nicht weit davon in den Bengaliſchen Meerbuſen mündet.

Hiermit haſt du nun eine ungefähre Vorſtellung von dem majeſtätiſchen Alpenrevier der Todava's, das ſich wie eine ungeheure Berginſel gen Himmel erhebt und mitten in der tropiſchen Welt eine kleine Schweiz (freilich eine indiſche!) bietet. Das Alles nennt der Todava ſein, und obſchon die Hauptmaſſe des Volkes nur den weſtlichen Theil des hohen Tafellandes bewohnt, ſo nimmt es doch allerwege einen tributmäßigen Antheil an der Ernte. Es kommen übrigens einzelne Todamand's, d. i. Toda-Dörfer, auch in den übrigen Diſtricten vor. [128] Zu einem derſelben begeben wir uns jetzt von Kaiti aus.

An drei Punkten auf den Nilagiri's haben ſich zur Zeit Europäer angeſiedelt. Die Hauptniederlaſſung Utacamund (7300 Fuß über dem Meere) haben wir bereits von der Höhe des Dodabetta herab, vom großartigſten Gebirgsrahmen eingeſchloſſen, liegen ſehen. Wir nehmen nun unſern Weg nach Kunur (6000 Fuß), einer zweiten europäiſchen Anſiedlung, und folgen der prächtigen Kunſtſtraße, die von Utacamund über Kunur nach Cotagherry (6000 Fuß), der dritten europäiſchen Niederlaſſung, führt. Da wir gerade gegen Oſten reiſen, und ſomit die volle Vormittagsſonne in's Geſicht bekommen, da ferner der Weg in einem geſchloſſenen Thale hinläuft, ſo werden wir trotz der bedeutenden Erhebung über dem Meeresſpiegel doch lebhaft daran erinnert, daß wir in einem Lande reiſen, wo die Sonnenſtrahlen ziemlich ſenkrecht auf uns herniederfallen. Neben uns in der Tiefe des Thales begleitet uns fort und fort ein klares Flüßchen, in welchem hie und da eine weidende Büffelheerde ihren Durſt löſcht, und über unſern Weg ſelbſt rauſcht von Zeit zu Zeit ein Silberbächlein in die Tiefe hinab: alles ſchöne, erquickliche Bilder für den Wandersmann unter den Wendekreiſen. Rechts ſehen wir Yelinalli, das, an der Grenze des Paranga Nadu gelegen, gern zum Megha Nadu gehören möchte. Später, etwa

auf halbem Wege nach Kunur, das zwei gute Stunden von Kaiti entfernt liegt, kommen wir durch eine Art Bazar (Seppers Camp) für die Tamulen, die aus der Tiefebene heraufkommen, um den ziemlich bedeutenden Markt von Utacamund mit Lebensmitteln zu verſehen oder aber bei Europäern ſich als Knechte, Köche u. ſ. w. zu verdingen. So armſelig der Bazar iſt, ſo findeſt du hier was du in dieſen Gegenden ſelten ſiehſt, — ein Kaffehaus, d. h. eine Art Kaffehaus. Das Schild, ein an einer Stange befeſtigtes Täflein, ſteht ſo dicht am Wege, daß der Vorübergehende es bemerken muß, und der mit europäiſchem Geſchirr beſetzte Tiſch unter der Verandah, und die ringsumhergeſetzten Stühle und die ſchönen Blumenſträuße laden den Europäer beſtens ein und nöthigen ihm mindeſtens ein Lächeln des Wohlgefallens ab. Doch wir eilen, Hupedale oben rechts liegen laſſend, dem Ziele unſrer Reiſe zu und muſtern nur im Vorübergehen die Tamulengruppen, die an uns vorbeiwandern oder ſich in der Nähe einer friſchen Quelle ihr einfaches Mahl aus Reis unter dem Schatten eines Baumes bereiten.

Je näher wir Kunur kommen, deſto tiefer ſenkt ſich die Straße und deſto luftiger tritt zur Rechten der ſchön bekuppte Bergrücken daher, deſſen Spitzen die großartigen Ruinen der alten Burg Hulicul Drug (Durga) trägt. Schon zeigen ſich auf den Hügeln ringsumher europäiſche Landhäuſer, ſchattige Laubgänge umfangen uns, hie und da fällt der Blick auch in einen üppigen und wohl gepflegten Garten. Wir durcheilen den Bazar der Eingebornen, der im ſchwülen Grunde liegt, und ſteigen auf einem ſehr ſteilen Seitenwege nach dem benachbarten, aber ganz verſteckt liegenden Scholemandu, einem kleinen Todava-Dörfchen, hinauf, und ſind damit am Ziele unſerer Reiſe.

Da liegt nun das patriarchaliſche Dörflein vor uns, das aus etwa vier Hütten, großen Bienenkörben zu vergleichen, beſteht.

Dieſe zwei oder drei beiſammenſtehenden Hütten da, in die man durch ein ziemlich enges Loch dicht am Boden auf Händen und Füßen hineinkriecht, dienen zur Wohnung; jene von den übrigen etwas abgeſonderte, mit einer Steinmauer umgebene Hütte, aus der allenthalben Rauch hervordringt, iſt das Familienheiligthum, darin die Männer buttern, und dahinein kein weiblicher Fuß kommen darf. Da zur Seite ſiehſt du ein kreisförmiges mit Felsſtücken ummauertes Gehege, in welchem die Büffel, die des Todava's Luſt und Schatz noch mehr ſind, als des Badaga's, ihre Nachtherberge nehmen. Grüne Waldung umſäumt den äußerſten Rand des Bergabhanges, an welchem das Dörflein liegt; dicht davor aber breitet eine ſchmucke Wieſe ihren ſammtnen Teppich aus. Auf dieſem ſammelt ſich des Abends die von der Weide zurückkehrende Büffelheerde, ehe ſie ins Gehege eingetrieben wird, und der alte Todava, der vielleicht für alles Andre abgeſtumpft iſt, lebt um dieſe Zeit wieder auf.

Wir wollen uns nun auch einmal die Leute anſehen, die in dieſen romantiſchen Umgebungen leben. Was unter den Hindus nie geſchieht, — Frauen kommen uns hier, mit einer gewiſſen Freiheit, die faſt ans Freche ſtreift, entgegen, ſchlanke Geſtalten mit ausdrucksvollen Geſichtern von faſt europäiſcher Weiße. Das üppige kohlſchwarze Haar fällt in langen Locken den Nacken hinab, und meſſingne Zierrathen von ziemlichem Gewicht ſchmücken Arme und Beine. Auf unſern Ruf „wo ſind die Männer?“ ſtellen ſich nach und nach auch dieſe ein. Zuerſt kommt ein Mann von mittleren Jahren auf Händen und Füßen aus der Hütte heraus gekrochen und ſtellt ſich, in eine Art Toga gehüllt, mit faſt fürſtlichem Anſtand vor uns hin. Buſchiges Haar, das in lauter Locken auseinanderfällt, und über das nie ein Scheermeſſer gekommen iſt, und ein eben ſo buſchiger und nicht minder krauſer Bart, ein großes, dunkles,

ſprechendes Auge und eine recht kühne Adlernaſe geben dem Mann ein überaus intereſſantes Anſehen und du glaubſt bald einen ächt orientaliſchen Juden, bald wieder einen alten Römer vor dir zu ſehen. Es dauert nicht lange, ſo kommt ein zweiter Todava aus der niedren Hütte hervor, — ein hochbejahrter Greis mit ſchneeweißem Bart und Locken, deſſen edle Geſtalt unter der Fülle der Jahre ſich ein wenig zu neigen begonnen hat. Endlich geſellt ſich auch ein jüngerer Mann der Gruppe zu. Er ſcheint in der Milchhütte, aus der wir den Rauch durch alle Fugen hervordringen ſehen, dem heiligen Geſchäft des Butterns obzuliegen; allein das Verlangen, die ſonderbaren Fremdlinge doch auch zu ſehen und zu hören, hat ihn auf einen Augenblick herausgetrieben; er ſteht geſchürzt vor der Thür des Heiligthums.

Schade, daß mit dieſem Todava-Dörfchen kein heiliger Hain oder ſogenanntes Tiriri[129] verbunden iſt. Solcher heiligen Haine haben die Todava's überhaupt nur fünf; der heiligſte befindet ſich in dem eigentlichen Todava-Reviere. Einen derſelben beſuchte ich auf meiner Tour unter den Badaga's (S. 300). Er liegt in einer ziemlich einſamen Gegend, und wie es ſcheint verlaſſen, indem dort weit und breit kein Todava-Dorf zu finden iſt. Ich ſah nichts als ein dicht verſchlungenes Gehölz an einem Bergabhang, und darin zwei leere Hütten, die eine wahrſcheinlich für den Prieſter, die andere für den Gehülfen. Der Prieſter führt den Namen Palal, d. i. Milchmann. Zu jedem heiligen Haine nämlich gehört eine Heerde milchender Büffelkühe. Ein Theil derſelben iſt heilig und wird daher nie gemelkt. Jeden Morgen melkt der Palal einige Büffelkühe, und nachdem er die heilige Glocke in der Tempelhütte damit gewaſchen, verbuttert er den Reſt, den er und ſein Gehilfe nicht brauchen. Der Gehilfe dagegen, Capilal, d. i. Wächter, führt die Büffel auf die Weide und verrichtet überhaupt alle unter-

geordneten Geschäfte. So heilig aber wird der Milchmann geachtet, daß, falls man ihm außerhalb des heiligen Haines begegnen sollte, man entweder schnurstracks vor ihm flieht oder mit niedergeschlagenem Auge vorübereilt.

Meine Leser haben schon bemerkt, daß sich Alles, was den Todava's irgendwie heilig ist, um die Büffelheerde drehet. Die Milchkammer ist das eigentliche Heiligthum; denn selbst die Tempelhütte in den heiligen Hainen mag im Grunde nichts andres sein als eine Milchkammer, nur mit dem Unterschiede, daß letztere mehreren Familien gemein ist und darum auch einen höhern Grad von Heiligkeit genießt. Büffelmilch ist auch die Opferspende, die man der heiligen Glocke bringt, und diese Glocke selbst scheint in engster Beziehung zu der heiligen Büffelheerde zu stehen. Stirbt nämlich die Königin derselben und hinterläßt kein weibliches Kalb, so wird die Glocke einer andern heiligen Kuh umgehängt und bleibt dieselbe den ganzen Tag hängen, so wird die Kuh als die rechtmäßige Thronfolgerin angesehen.

Es hat natürlich seinen guten Grund, daß den Todava's der Büffel, die Milch desselben und die Milchkammer so heilig ist. Sie sind eben ein Hirtengeschlecht; die Büffelheerde ist ihr ganzer Reichthum, die Milch ihre Hauptnahrung. Nicht als ob der Grund und Boden, den sie bewohnen, den Bebauern keine Ernten verspräche; weit gefehlt, die Todava's sind nur zu träge, den Boden im Schweiße ihres Angesichtes zu bauen. Auch nicht, als ob ihnen die Früchte des Bodens nicht mundeten; o nein, aber sie gehen zur Zeit der Ernte lieber in den Dörfern der Badaga's, die sie als ihre Lehensleute betrachten, betteln, und obgleich viele der Badaga's darüber gewaltig schimpfen, so giebt es doch nur wenige, die, selbst wenn die Regierung sie von dieser alljährlichen

Beläſtigung befreien wollte, ſich darein ſchicken würden. So heilig iſt dem Hindu das Herkommen.

Hier iſt nun der Ort ein paar Worte zu ſagen, warum die Todavas den allerintereſſanteſten Volksſtämmen Indiens beizuzählen ſind.

Es wird Vielen nicht unbekannt ſein, daß die brahmaniſchen Hindus, als ſie von der iraniſchen Hochebene in Indien einwanderten, eine Urbevölkerung vorfanden, die, außer dem Fiſchfang, vornehmlich dem Hirten- und Jägerweſen ergeben war. Derjenige Theil der Urbevölkerung nun, der in den brahmaniſchen Staat, deſſen Grundlage der Ackerbau iſt, freiwillig oder gezwungen einging, wurde in die unterſte der vier Kaſten, die Sudra-Kaſte, zuſammengefaßt und verſchmolz mit den brahmaniſchen Hindus bis auf einen gewiſſen Grad zu Einem Volksganzen. Allein das wilde Leben, namentlich des Jägers, hat ſeine Reize. Ein nicht unbedeutender Theil der Urbevölkerung ſuchte ſich daher von der höhern brahmaniſchen Geſittung unabhängig zu erhalten, und zwar, wo es anging, ſelbſt in der Weiſe, daß man ſich in die Berge, Wälder und Wüſten zurückzog. Hie und da freilich wurden die Widerſtrebenden zu Leibeignen gemacht, wie z. B. die Pulajer in Malayalam und die Holeijer im Tululande; hie und da auch trat man in ein freiwilliges Verhältniß zu den brahmaniſchen Hindus wie z. B. die Pariahs im Tamulenlande. Es unterliegt übrigens kaum einem Zweifel, daß die Pulajer, Holeijer und Pariahs einem und demſelben Hauptſtamme zugehören. Auch den Todava's, die das unſtete Hirtenleben liebten, dünkten die Schranken des brahmaniſchen Geſetzes zu enge, und ſiehe da, es gelang ihnen, ihre innerſte Volkseigenthümlichkeit auf der hohen Alpenburg der Nilagiri's zu retten. Sie mögen urſprünglich in näherer Beziehung zu den Stämmen geſtanden haben, die wir jetzt turco-tatariſch nennen. Ausſehen, Beſchäftigung und Sprache ſind nicht dagegen,

und die letztere, das allerwichtigste Volkskennzeichen, weist sogar darauf hin. Ihre Gesichtsbildung nämlich zeigt so rein kaukasischen Charakter, daß man sie ohne Weiteres für eine jüdische oder gar für eine römische Colonie genommen hat; ihre liebste, ja ihre einzige Beschäftigung, ist freies Umherwandern mit der Herde, was allen turco-tatarischen Stämmen in Blut und Gliedern liegt; ihre Sprache endlich, und die allein entscheidet, trägt, so rauh sie auch der Kehle des rauhen Hirtenstammes auf den verhältnißmäßig rauhen Nilagiri's entströmt, doch entschieden tamulisches Gepräge, [130] und das Tamulische selbst steht offenbar in einer näheren Beziehung zu dem turco-tatarischen Sprachstamm. [131]

Doch ich muß mich in dieser Sache, die allerdings mehr der strengen Wissenschaft angehört, kurz fassen, und lasse es denn damit sein Bewenden haben. Es darf aber keiner meiner Leser denken, daß dergleichen Fragen mit der Mission gar nichts zu thun haben. Sie werfen jedenfalls einiges Licht auf die ursprüngliche Bedeutung der Kaste, und zwar ein ungleich milderes, als das ist, worin viele, namentlich englische, schottische und amerikanische Dissenter-Missionare die Kaste zu sehen geneigt sind, indem sie dieselbe rein-weg für ein Werk des Teufels erklären und Kaste und Sünde geradezu für gleichbedeutend halten. Es gehen nämlich aus diesen und ähnlichen Untersuchungen zwei sehr wichtige Thatsachen unwidersprechlich hervor: die eine, daß die brahmanischen Hindus, — von edlerem Stamme als die Urbevölkeruug, besonders wenn der letzteren auch ein afrikanisches Element beigemischt sein sollte (siehe Anm. 4), — jene höhere Gesittung, die im Gefolge des Ackerbaues ist, unter den rohen Fischer-, Jäger- und Hirtenvölkern in Indien einführten, und dazu auch eine vernünftigere Religionslehre aufstellten, namentlich im Vergleich zu dem dumpfen Teufelsdienste, der unter den Pariahs, Pulajers, Holeijers u. s. w. noch immer im Schwange geht; die

andre Thatſache, daß allen denjenigen, die ſich dem brahmaniſchen Geſetze fügen wollten, die Kaſte der Sudras offen ſtand, und mithin die Mehrzahl der gegenwärtigen Kaſtenloſen als die Nachkommenſchaft desjenigen Theils der Urbevölkerung anzuſehen iſt, der aus Liebe zur wilden Ungebundenheit die brahmaniſche Ordnung von ſich wies. Von dieſer Seite angeſehen, erſcheint die Kaſte mit ihrer eiſernen Schranke, mit ihrem unerbittlichen Geſetz, als zeitweilige Trägerin, Pflegerin und Bewahrerin der edleren Sitte, und mag ſich auch im Laufe der Zeit noch ſo viel abergläubiſches und hochmüthiges Vorurtheil angeſetzt haben, ſo viel iſt gewiß, demjenigen Miſſionar, der dieſe urſprüngliche Bedeutung der Kaſte erkannt hat, und ſonſt nüchternen Sinnes iſt, kann es nun und nimmermehr beikommen, die Kaſte als pures Teufelswerk, als reine Sündenmaſſe mit Stumpf und Stiel auf Einen Schlag ausrotten zu wollen.

Fragſt du nun zum Schluß, was von chriſtlicher Seite für die Todava's geſchehen iſt? Die Regierung hat mehrere Verſuche gemacht, ſie zu einer nützlichen Beſchäftigung anzuleiten. Vergebens; denn obgleich ihrer Zwei „einen ganzen Baum auf ihren Schultern mit Leichtigkeit hinwegtragen", obgleich ihrer Drei bis Vier mit den rieſigſten und wüthendſten Büffeln kämpfen, ſie beim Schweif und den Hinterfüßen ergreifen und umwerfen, obgleich ſie alleſammt „mit der größten Leichtigkeit ſpringen, und über Wieſen und Berge hinlaufend ihr lockiges Haar jedem Wetter zum Trotz im Winde ſchütteln", — hinter dem Pfluge ſtetig hergehen oder auch nur einmal einen Baum fällen wollen ſie nicht. Wie nimmt ſich doch der leichte Hirtenſtab in der rieſigen Hand ſo eigen aus und wie ſchlecht ſteht der außergewöhnliche Schmutz zu den außerordentlich ſchönen Körperformen, die der über das faltige Unterkleid maleriſch geworfne Laken keineswegs verbirgt!

Und was hat die Miſſion für ſie gethan? Man hat ihnen Schulen angeboten, man hat ihnen ſogar Geld obendrein verſprochen, Alles umſonſt bisher; denn „ſo wenig, wie ſich der Wind einmauern läßt, eben ſo wenig der junge Todava.“ Alles was ſie von den Chriſten angenommen haben — iſt ein tamuliſches Teſtament, das ſie abergläubiſch verehren. Die altväterliche Lebensweiſe ſchmeckt zu ſüß, als daß ſie Chriſten und damit „geſittete“ Menſchen werden möchten, und es legt ſich hier abermals deutlich zu Tage, daß das loſe Nomadenthum bei aller patriarchaliſchen Einfachheit dem Miſſionar doch weit unzugänglicher ſein kann, als das allereiſernſte Kaſtenthum, und daß die brahmaniſchen Hindus in einem gewiſſen Sinne nicht ſo ganz Unrecht hatten, wenn ſie ſich als Ackerbauer den wilden Fiſcher-, Jäger- und Nomadenſtämmen gegenüber die „zweimal Gebornen“ nannten.

Anmerkungen.*

1. (S. 3) Laſſen hat mit großer Wahrſcheinlichkeit nachgewieſen, daß „Ophir" an den Mündungen des Indus zu ſuchen iſt, wohin griechiſche und indiſche Schriftſteller das Volk der Abhîra ſetzen. (Indiſche Alterthumskunde I, 539.) Die 1 Könige 10, 22 erwähnten Producte ſind jedenfalls indiſch, und was zwei derſelben anlangt, „Affe und Pfau", nachweislich ſelbſt die Namen (Affe hebr. koph, ſanſcr. kapi; Pfau hebr. tukhi, ſanſcr. çikhin.) In Bezug auf den letztern Namen ſagt Laſſen: „Man giebt gewöhnlich das malabariſche Wort togei an. Da ich kein malabariſches Wörterbuch habe, kann ich darüber nicht entſcheiden; es iſt dieß aber ſelbſt nichts als çikhin, wie die Malabaren têk für çâka ſagen." — Dazu möchte ich nur bemerken: Auch im Tamuliſchen heißt tôchei Pfau, und danebenher geht sichi (offenbar çikhin mit geringer Veränderung). Es ſcheint ſomit, als habe tôchei mit çikhin gar nichts zu thun. Es ſind jedoch zwei Möglichkeiten vorhanden, um den ſanſcritiſchen Urſprung des tamul. tôchei aus çikhin zu retten. Vielleicht empfingen die Tamulen das Wort tôchei von der Weſtküſte her, ohne zu erkennen, daß es ihr der ſanſcr. Ausſprache viel näher ſtehendes sichi iſt, — oder aber, es geht hier wie nachweislich in vielen andern Fällen, daß ein Tatſama neben einem Tadbhava von ganz derſelben Wurzel herläuft (z. B. rûpam, und uru, Geſtalt). Die erſtere Annahme würde mir indeß am meiſten zuſagen, indem ich allerdings keinen Fall kenne, wo das palatale s als Anfangsbuchſtabe eines Sanſcritwortes im Tamuliſchen zu t geworden wäre, denn das Wort Têkka-Maram (d. i. Têk-Baum), das man von dem Sanſcritwort çâka herleitet, iſt ſicherlich mit dem Artikel, den es bezeichnet, von der Weſtküſte her eingewandert.

* Die deutſchen Buchſtaben in den mit lateiniſchen Lettern gedruckten Wörtern bezeichnen gewiſſe Modificationen der betreffenden Laute, meiſt lingualer Art. Ich habe indeß nicht überall auf dieſe Weiſe genauer unterſchieden. Auch die Quantität der Vocale iſt nicht überall markirt worden.

2. (S. 11) Die Bevölkerung Adens nach dem Census vom Ende des Jahres 1842: Europäer 7 (dar. 2 Frauen); Portugiesen 156 (dar. 20 Fr.); Araber 12,170 (dar. 3210 Fr.); Juden 1070 (dar. 480 Fr.); Sumalis 2050 (dar. 620 Fr.); Banjanen* 196; Parsis 38; indische Ladenhalter 100; Afghanen 180; Sidi's 180; Egypter 296 (dar. 50 Fr.); Borah's 111. — Das Militär mit Gefolge: 850 Europäer (dar. 67 Fr., 42 Knaben u. 33 Mädchen); 2643 Eingeborne (dar. 374 Fr., 157 Knaben u. 121 Mädchen).

3. (S. 12) Die Sumali's nämlich werden in der bekannten Völkerliste des Mahabharata als indische Völkerschaft mit aufgeführt; ebenso die ihnen benachbarten und ursprünglich stammverwandten Barabra's unter dem Namen Barbara, von welchen letztern wir auch sonst wissen, daß sie im Indus-Delta ein „emporium celeberrimum" gegründet hatten (Barbaricon: siehe Lassen's Ind. Alterth. II, 538). Sollten vielleicht die Parwari's in Bombay (s. S. 67) mit jenen Barbara's irgendwie zusammenhängen, wenn auch nur dem Namen nach? Ritter vermuthet, daß auch die Malabaren, bei denen das Schwesterssohns-Erbrecht gänge und gebe ist (S. 231), von den Barbara's abstammen, denn „Ibn Batuta fand bei ..... einem Berberstamm im Norden von Timbuctu denselben Gebrauch ....., und dieselbe weibliche Seitenerbfolge war nach Macrizi eine Eigenthümlichkeit der Bedja's (das Volk der alten Berbern). Dagegen läßt sich nun freilich einwenden, daß das erwähnte Erbrecht sich auch bei den Aschanti's, Malaien und Battah's findet, und daß eine solche vereinzelte, wenn auch immerhin auffallende Thatsache, die sich vielleicht auch auf dem Wege geschichtlicher Berührung erklären ließe, über die Stammhörigkeit nicht allein entscheiden kann. Das aber will ich nicht unerwähnt lassen, daß ich unter den leibeignen Kasten Malabar's allerdings Leute wahrgenommen habe, die mich durch ihr Haar an die in Aden gesehenen Sumali's auf der Stelle erinnerten, ohne jedoch auf diese einzelnen Fälle ein besonderes Gewicht zu legen.

Daß afrikanische Elemente der Urbevölkerung Ostindiens, namentlich auf der Westküste, beigemischt waren, läßt sich im Allgemeinen kaum bezweifeln. Die Frage ist nur die: in wie weit? Auch das scheint auf der andern Seite sicher, daß das afrikanische Element jedenfalls als das unterliegende zu betrachten ist, denn die wichtigsten Ursprachen Ostindiens tragen in grammatischer Beziehung ein Gepräge, das auf einen ganz andern Völkerzusammenhang hindeutet. (Siehe Anm. 131.)

Soeben erscheint in Verbindung mit der Church Missionary Society in London eine Polyglotta Africana von S. W. Koelle, der auch eine Grammatik der Vei- und der Bornu-Sprachen vollendet hat. Diese Poly-

* Siehe S. 66.

glotte wird 250 Worte und Sätze aus 200 afrikaniſchen Sprachen und Mundarten bringen. Vielleicht, daß dieſelbe die Frage, ob auch Afrika einen irgendwie bedeutenden Beitrag zu der indiſchen Urbevölkerung geliefert hat, ihrer Löſung nahe bringen hilft. Wie, wenn ſich herausſtellen ſollte, daß die Urſprache Indiens wenigſtens lexicographiſche Anklänge an afrikaniſche Mundarten zeigte? Auch dann bliebe freilich der Satz ſtehen, daß das afrikaniſche Element nicht das vorwiegende war, denn Lexicon und Grammatik verhalten ſich zu einander wie Leib und Seele.

In der Veiſprache, ſo ſagte mir Herr Kölle mündlich, heißt ich: n, du: i und er: a. Sonderbar, das ſind grade die weſentlichen Laute, die auch im Tamuliſchen die entſprechenden Pronomina bilden: nân ich (in der Verbalflexion ein bloßes n), nî du (in der Verbalflexion ein bloßes i), avan er (eigentlich auch bloß ein a = dieſer, denn van iſt eine bloße Verlängerung).

Ferner: 4 heißt in der Veiſprache nâni und im Tamuliſchen nâlu und nânku; 1 in der Veiſprache dondo, im Tamul. onru (auch ondu ausgeſprochen).

Doch die Frage muß vor der Hand noch eine offne bleiben.

4. (S. 12) Miſſ. Iſenberg in Bombay, der die Sumali's aus langer Anſchauung ſehr genau kennt, gab mir als leiſe Nüancen derſelben zum Negertypus hin folgende Stücke an: Gekräuſeltes Haar, etwas vorſtehende Backenknochen, etwas geplattete Naſe und etwas hangende Oberlippe. — Die Frage iſt nur immer die: Sind etwa dieſe Negernüancen Reſultate der Miſchung?

5. (S. 14) Kari heißt eigentlich „Imbiß" im Gegenſatz zu dem Reis, der ohne vorheriges Zerbeißen hinuntergeſchluckt wird. Er iſt demnach der „Zubiß" zum Reis, gleichviel ob er aus Gemüſe, Fiſch oder Fleiſch beſteht. Daß dieß die eigentliche Bedeutung von Kari iſt, läßt ſich nicht bloß aus dem Worte ſelbſt (Kari = Kadi heißt „beißen"), ſondern auch aus einem loco classico erweiſen. Der Verfaſſer von Sivanjânasittijâr läßt in ſeiner Widerlegung des Buddhaismus, die ich in der Zeitſchrift der Deutſchen Morgenländiſchen Geſellſchaft überſetzt mitgetheilt habe (1854, Heft 4), den Buddha Sautrântika, zur Widerlegung daß es eine mit Intellectualität begabte Seele gebe, ſagen:

Da iſt die Phraſe: „Es giebt außer Wiſſen und zu Wiſſendem auch einen Wiſſer." Wohlan, iſt denn der Wiſſer wiſſenhaft oder nicht? Wenn nicht, — ſo gleicht er eben der Erde (d. h. iſt materieller Natur). Iſt er aber wiſſenhaft, ſo iſt es grade ſo, als wenn man die zugerichteten Erbſen (die doch eben ſo wenig wie der Reis von dem Eſſenden „zerbiſſen werden") den Imbiß zum Reis nennen (und ſomit das, was weſentlich eins iſt, unterſcheiden) wollte.

6. (S. 21) „Ort der Mâtâ" („Mutter", einer dämon. Form der Sakti Siva's).? In Mazagaum sitzt noch ein Theil der frühern Bewohnerschaft Bombay's, die, der Fischerkaste angehörig, jedenfalls dem Dämonendienst ergeben war: die sogenannten Mettah* oder Dungary-Coli's (Hügel-Coli's). Sie bewohnen eben den ansteigenden Boden von Mazagaum am Meere und sind noch immer Schiffer und Seeleute. (Siehe Transact. of the Bombay Geograph. Soc. 36—38.)

7. (S. 22) Der Banianenbaum heißt in Guzerati Van (Wald?).

8. (S. 32) Er wurde gegen Ende 1850 wirklich errichtet und zwar zu Karatchi, wo schon vorher eine vom Kapitän Preedy angelegte Freischule existirte. Im J. 1852 waren zwei Missionare dort. Die Sindhi's werden von ihnen als minder geschickte Lügner und kräftigere und weniger servile Naturen geschildert, als die übrigen Hindu's.

9. (S. 34) Siehe Anm. 13.

10. (S. 50) Wenn Vâlukâ (= Bâlukâ) hier wirklich in der Bedeutung von „Sand" zu nehmen ist, so gab wohl der benachbarte Meeresstrand dem Heiligthum diesen Namen.

11. (S. 51) Auch Pâtâla-Gangâ (Höllen-Ganga) und Vâna-Gangâ (Pfeil-Ganga), weil, der Ueberlieferung zufolge, der in die Erde geschossene Pfeil die h. Bhôgavatî aus der Schlangen-Hölle heraufquellen machte.

12. (S. 55) Census der Bevölkerung Bombay's vom Jahre 1849:

Kasten.	Männlich.			Weiblich.			Gesammt-Summe.
	Bis 13 Jahren.	Von 14 bis 50 Jahren.	Von 51 bis 80 Jahren.	Bis 13 Jahren.	Von 14 bis 50 Jahren.	Von 51 bis 80 Jahren.	
Jaina's oder Lingaiten oder Buddhisten**	200	797	86	248	495	76	1,902
Brahminen	904	3,015	482	620	1,716	199	6,936
Hindu's anderer Kasten	19,269	150,122	23,187	11,487	72,283	13,647	289,995
Muslim's	11,312	57,918	8,119	10,727	28,064	8,005	124,155
Parsi's***	13,496	89,192	8,279	13,437	32,325	7,969	114,698
Juden	158	371	83	142	304	74	1,132
Eingeb. Christen.	790	3,804	216	872	1,620	154	7,456
Hindubritten	246	532	59	235	217	44	1,333
Hinduportugiesen	648	2,392	166	567	1,515	129	5,417
Reine Europäer.	289	3,109	97	223	1,325	45	5,088
Sidi's, Neger, Afrikaner	54	664	21	30	91	29	889
Andre Kasten	859	2,853	291	959	1,895	261	7,118
Zusammen.	48,225	264,769	41,096	39,547	141,850	30,632	566,119

* Im Tamulischen heißt Mêtu (im cas. obliq. Mêttu) Hügel.

** Dieß ist eine sonderbare Zusammenstellung.

*** Man hält die Angabe der Parsibevölkerung für übertrieben.

13. (S. 62) Man nennt sie gewöhnlich Parbhu's; es unterliegt aber wohl kaum einem Zweifel, daß dieß nur eine Verdrehung von Prabhu (Herr) ist.

14. (S. 62) Dies ist auch bei andern Kriegerkasten, die offenbar Sudra's sind, der Fall. Siehe die Maraver im folgenden Bande.

15. (S. 65) Ein Ugra ist ein Mischling von einem Kschatrija-Vater und einer Sudra-Mutter.

16. (S. 68) Ueber die Djaina's siehe ein Mehreres S. 189 fg. S. 196.

17. (S. 68) Folgende Tabelle giebt einen Ueberblick über das Verbrechen zu Bombay im Jahre 1845 und 1846 nach officiellen Angaben:

	1845.	1846.
Mord	11	6
Todtschlag	—	2
Seeräuberei	1	—
Nächtlicher Einbruch	5	4
Räuberei in Banden	—	—
Straßenraub	—	—
Räubereien über 50 Rupi's	160	351
Räubereien unter 50 Rupi's	1034	1491
Beabsichtigte Vergiftung	4	5
Beabsichtigte Verstümmelung	3	3
Diebstahl-Hehl	24	96
Unterschlag	—	2
Betrug	19	17
Fälschung	5	6
Meineid	2	3
Frauenraub	—	3
Entführung	58	21
Verschwörung	1	2
Mordbrennerei	3	2
Hasardspieler u. dergl.	4	24
Verbreitung falscher Münzen	12	12
Aufstand	—	—
Anfall	1715	1700
Trunkenheit	839	964
Herumstreiferei	33	45
Unbefugter Verkauf von Tabak, Liqueur u. s. w.	31	48
Nächtliche Straßenschwärmer	170	191
Solche, bei denen Instrumente zum Einbrechen u. s. w. gefunden wurden	63	86
Streit zwischen Herren und Dienern	128	152
Ruhestörungen	297	325
	4622	5561

	1845.	1846.
	4622	5561
Uebermäßig hastiges Fahren und Reiten auf öffentlicher Straße	123	92
Streit zwischen Schiffsherren und Matrosen	60	44
Ausreißen von Matrosen	4	1
Schmuggeln	4	5
Unbefugtes Musiciren auf dem Lande	6	7
Ungebührliches Betragen als Polizeisoldaten	11	23
Versperren der öffentl. Straßen	140	159
Wegfang von Kindern	2	1
Bruch der „Conveyance-Act“	98	95
Rechtloses Innehaften von Eigenthum	132	157
Friedensbruch	90	86
Boshaftes Zerstören von Eigenthum	32	31
Bruch der „Market-Act“	33	31
Bruch der „Post-Office-Act“	4	8
Familien-Verfassung	35	40
Feuerwerke auf öffentl. Straße	35	17
Ungebührlichkeiten	1	6
Drohung mit Klage auf Transportation zu Gelderpressung	1	—
Boshaftes Tödten eines Büffels	—	1
Unnatürliches Vergehen	—	1
Schmähschrift	—	1
Gemischte Vergehen	47	90
Zusammen	5480	6457
		5480
Zunahme im Jahre 1846		977

18. (S. 69) Die gangbarste Form des Siva von mehr dämon. Charakter ist in jener Gegend Khundoba. Er hat auch in Bombay einen kleinen

Tempel und zwar in jenem Theile, der Kamattipur heißt. Man feiert alljährlich ſeine Vermählung mit Mharsla, einer Verkörperung der Devi, womit Hakenſchwingen und Tanzen auf Kohlen verbunden zu ſein pflegt. Der Hauptſitz ſeiner Verehrung ſoll Mallika, ein Berg im Carnatik, ſein. Auch Djeduri, Pali und einige andere Orte ſind wegen des Khundoba-Dienſtes berühmt. Dort giebt es viele Moorlee's, d. h. Leute, die dem Schwerte oder irgend einer andern Waffe des Gottes vermählt werden und im Tempel deſſelben von Almoſen leben. Seine Hauptverehrer (Vaghja's) tragen ein Tigerfell. Man opfert ihm am liebſten Zwiebeln und Brindjal.

19. (S. 73) Ihr Tempel iſt in dem Kokoshaine von Chowpatty. Sie iſt die eigentliche Grama-Devata für Bombay. Die Grama-Devata's (Orts-Gottheiten) ſind übrigens faſt immer Dämonen oder dämonen-ähnliche Gottheiten.

20. (S. 74) Siehe über die Verbreitung des Sivadienſtes vom Norden her beſonders Laſſen, Indiſche Alterthümer I. 561, 571, 610, 623, 674, 780; II. 698.

21. (S. 75) Siehe S. 129 u. fgg.

22. (S. 76) Pandharpur, eine Stadt von etwa 16,000 Ew., am Weſtufer des Fluſſes Bhima, 100 engl. M. von Satara und 230 M. von Bombay. Man reiſt dorthin von Bombay aus zu Boot nach Bankot und den Fluß bis Mard (Mâhâd) hinauf. Nun erſteigt man die Ghats und geht dann von Mahabaleſchwar, der großen Geſundheitsſtation des weſtl. Indiens, nach Satara hinab. Von dort führt eine alte Straße über Phaltan nach Pandharpur.

23. (S. 77) Das Bild des Vithoba war urſprünglich nackt, ganz wie die Djainabilder.

24. (S. 77) Karma-Djnâna- und Bhakti-Mârga.

25. (S. 78) Der „Weg gläubiger Hingebung" ſteht bei den meiſten Wiſchnu-Secten oben an; — denn Wiſchnu recht eigentlich iſt der „menſchgewordne" und ſomit den Menſchen näher gekommene Gott. Er erſcheint auf Erden „ſo oft eine Erſchlaffung des Rechts und eine Erhebung des Unrechts eintritt." (Bhagavadg. IV. 7.) Die Avatâren des Siva ſind ſpätere Erfindungen. Auch erſcheint Siva nie als lebensfroher und dadurch herzgewinnender Gott (wie Viſchnu, hauptſächlich in der Form des Kriſchna), ſondern meiſt als ſtrenger Büßer in abſchreckender Geſtalt. Dennoch hat auch er unter den Tamulen ſehr „zärtliche" Verehrer in der Weiſe der Bhakti gefunden.

26. (S. 78) Dieß iſt beſonders bei gewiſſen tamuliſchen Siva-Hymnen der Fall, wo Wiſſen und Glauben Hand in Hand gehen.

27. (S. 78) Es kommen monatlich an 10,000 Verehrer des Vithoba aus den benachbarten Dörfern nach Pandharpur; außerdem werden jährlich zwei große Pilgerfeſte daſelbſt gehalten (im Juli und Novbr.). Dann kommen

an 30,000 bis 100,000 Pilgrime aus dem Marathalande, aus Canara, Telingana u. ſ. w.

28. (S. 81) Dieß iſt der ſogenannte Prasâda (Gnade). Er beſteht gewöhnlich in Reis. Allein Zondhala iſt mehr als dreimal billiger. Aß doch ſogar Tukarama, der ſelbſt vergottete Verehrer des Vithoba, deſſen Loblieder auf den Gott in Aller Munde leben, Zondhala ſtatt Reis.

29. (S. 84) Divali (Lampenreihe) zu Ehren Kartikeja's (an den beiden letzten Tagen von Asvin und den beiden erſten von Kartika).

30. (S. 87) Diejenige Form des Vedanta-Syſtems, die zwiſchen Schöpfer und Geſchöpf (für die Zeit, wo die Erlöſung noch nicht eingetreten iſt), unterſcheidet.

31. (S. 90) In Bombay erſchienen damals 4 Guzerati-, 2 perſ., 1 Mahrati-, 1 portug. und 6 engl. Zeitſchriften (2 Overland-Summaries ungerechnet).

32. (S. 90) Siehe Anmerk. 12.

33. (S. 91) Dr. Wilſon ſchätzte im Jahre 1847 ſämmtliche Parſi's in dem weſtl. Theile von Oſtindien auf 500,000 Seelen. Davon kamen 20,184 auf Bombay (der Zählung von 1840 oder 1841 gemäß), 1451 auf das Collectorat des nördlichen Concan und ungefähr 200 auf die portugieſiſche Niederlaſſung Daman. Vor (damals) etwa funfzehn Jahren rechnete man an 10,507 in der Stadt Surat. Sie ſollen aber dort ſeitdem ſehr zuſammengeſchmolzen ſein. Die Meiſten der Uebriggebliebenen finden ſich in den nördlichen und ſüdlichen Gegenden des Surat-Collectorats, beſonders in Baroch und Nachbarſchaft, in Balſar und Nauſari (beiläufig der Hauptort der Prieſterſchaft). Auch in Ahmadabad und auf allen Militärſtationen ſind einige Parſifamilien. (Siehe Wilson's „The Doctrine of Jehovah, addressed to the Parsis." 1847.)

34. (S. 92) Das h. Feuer der Parſi's iſt zwiefacher Art: das ewige (Atish Behrâm) und das gelegentliche (Atish Adarân). Das erſtere befindet ſich innerhalb Indiens nur in ſechs Tempeln: in einem Tempel zu Udhwada (nördlich von Daman), in einem zu Nauſari, in zweien zu Surat und in zweien zu Bombay. Das letztere iſt faſt in jeder Ortſchaft, wo Parſi's wohnen. Dieſes wird, wenn ich nicht irre, auch mit Agiari bezeichnet.

35. (S. 92) Unter der Adreſſe, mit welcher der Generalgouv. Dalhouſie, „Lord-Patron des Handwerks in Oſtindien", im J. 1850 von der „Maurer-Brüderſchaft" in Bombay begrüßt wurde, finden ſich 88 Namen, — faſt alle engliſch oder doch europäiſch. Die nicht-europäiſchen ſind: Manakdji und Ardaſir Curſetdji (offenbar Feueranbeter) und Muſa Khan, Mirza Ahmed nebſt Hadji Mahomed Haſham (offenbar Anhänger des Islam und der letztere ein Mekka-Pilger).

36. (S. 93) Die Prieſterſchaft der Parſi's hat drei Stufen: die oberſte nimmt der Daſtur, die mittlere der Mobed und die unterſte der Herbad ein.

37. (S. 94) Die Altgläubigen heißen Qadimi's, die Andern Rasami's. (s. The Parsi Religion, by Dr. Wilson, Bombay 1843, S. 35. vgl. mit 9. 12.)

38. (S. 98) Einige Jahre vor meinem Aufenthalte in Bombay stellte eine Parthie derselben an den obersten Gerichtshof zu Bombay das Ansuchen, dem Koran gemäß das Erbschaftsrecht der Khodjatöchter anzuerkennen. Es wurde aber mit Berufung auf das bis daher in dieser Beziehung unter ihnen geltend gewesene Hindu-Herkommen abgelehnt. Ebenso das gleiche Ansuchen der „Katschi Memons", welche die sogenannten Khodja's (die aber ursprünglich wohl als eins mit jenen zu betrachten sind) an Zahl, Wohlstand, Wissenschaft und Rechtgläubigkeit übertreffen. (Sie pilgern nach Mekka, was einem Khodja nicht von fern einfällt.) Ein Zweig der Memon's, die „Hala Memon's in Cattiwar", stehen in dem Rufe, daß sie den ganzen Koran halten, — das Erbschaftsgesetz nicht ausgeschlossen.

39. (S. 98) Das-Avatâra („Zehnte Verkörperung", d. i. die Verkörperung ihres Apostels) ist mit Sindhi-Charakteren in der Katsch-Sprache geschrieben.

40. (S. 99) Siehe eine ausführliche Schilderung der Beni Israel in Bombay bei Wilson: The Lands of the Bible II., 667—678.

41. (S. 101) Byculla ist eine Oertlichkeit in Bombay. (S. den Plan.) Das Waisenhaus zählte damals etwa 170 Knaben und 160 Mädchen, darunter nur sehr wenige Kinder reiner Europäer. Die Gesellschaft, die es unterhält, zahlte jährlich 4000, die Regierung 2000 Pfund.

42. (S. 104) Der Handel Bombay's erstreckt sich nach Afghanistan (Stückwaaren, Calico's gehen hin auf dem Indus), — Mewar, — Persien (Stückwaaren, Früchte, bes. Datteln, rohe Seide, Teppiche, Shawls), — Arabien (dorthin gehen Früchte, Cowries), — Singapore und China (Thee, Zucker, Kampher, Cassia; Opium und Baumwolle geht hin), — Nord- und Süd-Amerika. Der Handel mit der Ostküste Afrika's ist gering.

43. (S. 104) Die deutschen Kaufleute in Ostindien sind meist Schweizer und Hamburger. In Calcutta waren damals schon zehn.

44. (S. 107) Ich gebe hier einen Ueberblick über das ganze System der Rechtspflege in der Präsidentschaft Bombay.

1) Der Suddur Adawlut (Oberster Gerichtshof) ist in Bombay. (Fünf Judges; der Chief-Judge, stets ein Mitglied des Council, nimmt nur bei besondern Gelegenheiten an den Versammlungen Theil.) Er controlirt sämmtliche Gerichtshöfe, revidirt alle Criminal-Rechtssprüche seitens des Session-Judge, die mehr als sieben Jahre gewöhnlicher oder sechs Monate einsamer Haft verhängen und nimmt Petitionen und Appellationen (wenn innerhalb 90 Tagen angebracht) aller Art an.

2) Der Special-Gerichtshof, bloß für Staatsverbrechen, wird durch eine besondere Commission seitens des Governor in Council constituirt.

3) Drei Richter von Nr. 1 sind Commissioners of Circuit. Einer

derſelben nimmt den Deccan Circuit (zwiſchen Auguſt und November), der andere Süd-Mahratta und Scholapur (zwiſchen April und Juli), der dritte Nord-Concan, Guzerat und Colaba (zwiſchen Decbr. u. März). Ein jeder controlirt die gerichtliche Verwaltung der Zillah's innerhalb ſeiner Rundreiſe.

4) Für jede der ſieben Zillah's iſt ein Judge und Session-Judge beſtimmt. Dieſer controlirt die einzelnen Gerichtshöfe innerhalb ſeiner Zillah. Als Judge hört er Appellationen (wenn innerhalb 30 Tagen vorgebracht) von den Rechtsſprüchen aller eingebornen Richter in Civilſachen. Als Session-Judge unterſucht er alle Criminalvergehen, die ihm von dem Magistrate oder ſeinem Assistant unterbreitet werden.

In den drei Zillah's (Ahmadnagar, Surat und Concan) iſt ein beſonderer Assistant-Judge. (Die reſpective Reſidenz des Senior-Assistant iſt: Dhoolia, Broach und Rutnagiri.)

5) Ein Collector oder Sub-Collector (zugleich Magistrate oder Joint-Magistrate), wird für eine beſtimmte Abtheilung jeder Zillah von der Regierung eingeſetzt. Als Collector oder Sub-Collector hört er in ſeiner richterlichen Eigenſchaft alle Rechtsfälle, die in Verbindung mit der Land-Rente ſtehen. Als Magistrate oder Joint-Magistrate übt er Polizei-Gerichtsbarkeit in ſeinem Collectorate. Er ſelbſt kann einjährige und ſein Assistant dreimonatliche Haft verhängen.

Der Mamlutdar oder Kumavistdar richtet ſolche Civilſachen, die ihm von dem Collector zugewieſen werden, und als Polzeibeamter kleinere Vergehen, als Diebſtahl, Beleidigung, Widerſetzlichkeit gegen öffentliche Beamte, vorausgeſetzt daß man ſich (innerhalb eines Monates) an ihn wendet. Er kann bis auf 12 Stunden in den Stock legen. Unter den Mamlutdars ſind Shaikildars, Muhalkurries, Joint-Police-officers, Fouzdars, und Cotwals — mit Pateel's, welche die Heads of Police in ihren betreffenden Dörfern ſind. Sie können in kleinen Polizeiklagen, die bei ihnen innerhalb 8 Tagen anhängig gemacht werden, auf 24 Stunden in's Gefängniß ſetzen.

Die Amtspflichten der Native Judges beſchränken ſich auf Civilſachen. Ein Principal Suddur Ameen übt in allen original suits unter gewiſſen Ausnahmen Gerichtsbarkeit. Ein Suddur Ameen hört suits, die nicht 10,000 und ein Moonsiff ſolche, die nicht 500 Rup. überſteigen.

45. (S. 110) Die Sanſcritſchule zu Puna wurde durch Mr. Chaplin, Commissioner für das Deccan, geſtiftet. Im Jahre 1834 wurde die Oberaufſicht einem Committee übergeben, welches 1836 die Einſtellung der Schule empfahl, indem ſie dem beabſichtigten Zwecke nicht entſpreche. Der Governor in Council billigte das Gutachten des Committee: denn „das College wahrt und fördert das alte brahminiſche Intereſſe, das in allen ſeinen Tendenzen anti-britiſch iſt."

46. (S. 112) Man hat 50 Stipendien (10 zu 6 Rup., 20 zu 4 Rup. und

20 zu 3 Rup. per mensem) für arme Brahminen „von guten Fähigkeiten" im Deccan und Concan und „zur Wahrung und Pflege der Sanſcritliteratur" 10 Sholarships (5 zu 5 Rup. und 5 zu 3 Rup. per mensem) für eben ſolche Brahminen, die aber Sanſcrit und die Volksſprache zugleich ſtudiren müſſen, zu errichten für gut befunden.

47. (S. 112) Die Elphinstone Institution wird theils durch Regierungs-, theils durch Privatbeiträge erhalten.

48. (S. 119) Der Baumwollendiſtrict, als deſſen Hafen Bombay betrachtet werden kann, ſteigt am Nerbuda herauf, wendet ſich dann ſüdlich nach Nagpoor und Hydrabad, und bald darauf weſtlich — und kommt zuletzt, halbwegs zwiſchen Goa und Mangalore, an die Küſte.

49. (S. 120) Aus einem engl. Schriftchen, welches die Wichtigkeit eines Tramway zwiſchen Tankaria-Bander u. Baroda auseinanderſetzt, entnehme ich zur nähern Kenntniß der dortigen Oertlichkeiten u. Verhältniſſe folg. Angaben:

„Faſt zwei Monate nach der Oeffnung jedes andern Hafens an der Weſtküſte beim Aufhören des Monſums bleibt der von Tankaria ſo gut wie noch geſchloſſen, denn die Straße zwiſchen ihm und Djumbuſir (dem großen Baumwollen-Depot) iſt für Karren bis Mitte October ungangbar (der Boden beſteht nämlich aus einem reichen ſchwarzen Lehm) und von dort bis Baroda der Fußweg ſehr beſchwerlich. — Daher kann die große Maſſe von Baumwolle, vor dem Monſum in Djumbuſir aufgeſpeichert, nicht eher befördert werden, als bis die Straße paſſirbar wird, und die Verſchiffung des ungeheuren Betrags von Opium, Korn, Ghi, Landesbaumwolle und ſeidnen Stückgütern, Tabak und Wolle, im Innern zur Ausfuhr aufgeſammelt, muß ebenfalls anſtehen, während die europ. Güter, Kokosnüſſe, Copra, Cochinil, Datteln, Elfenbein, Metalle u. ſ. w. für den innern Verbrauch den Ort ihrer Beſtimmung nicht erreichen. —.

Die grade Straße von Tankaria-Bander nach Baroda iſt 40½ M. — Der Diſtrict, durch welchen der beabſichtigte Tramway (auf 480,000 Rup. veranſchlagt) zu laufen hätte, gehört zu den fruchtbarſten der ganzen Weſtküſte. — Baroda mit mehr als 100,000 Einw., die volkreichen Städte von Djumbuſir und Gowaſud liegen grade auf der Linie; Ahmode, Hullole, Kullole ꝛc. und die wohlbevölkerten Dörfer am Mhye-Fluß, die 82 Städte und Weiler (mit Ausſchluß der bereits genannten) zwiſchen Tankaria-Bander und Sutlam, die Städte Udjein, Indore, Mundiſore, Kachrode, Mehidpur und andere in Malwa: alle dieſe Orte würden mittelbar oder unmittelbar durch eine gute Verbindung mit der Küſte gewinnen.

50. (S. 123) Das Athenaeum (eine engl. Zeitſchrift zu Madras) vom 30. Sept. 1852 zog folgende Parallele zwiſchen dem Committee der Bombay Association for the improvement of India und dem der Calcutta British Indian Association:

1) Das erstere umfaßt alle Klassen (Parsi's, Hindu's, Muhamedaner, Portugiesen und Juden); das letztere wohl bloß Hindu's, und unter denen besonders die Zemindare und sonstigen Landbesitzer, vorzüglich in und um Calcutta. — 2) Das erstere nimmt sich mehr der armen Landbauer als Landbesitzer an; das letztere fast ausschließlich der Landbesitzer, die Lord Cornwallis, mit Darangabe der allgemeinen Volksinteressen, zu einer quasi „landed aristocracy" nach englischem Muster zu bilden versuchte, indem er zugleich Gerichtshöfe errichtete, welche die Interessen des Grundbesitzers gegen die des Pachters wie 9 zu 1 vertraten. (Dadurch wurden, so sagt das Athenäum weiter, mehr als 20 Millionen in die äußerste Armuth gestürzt.)

51. (S. 124) Acht neue Reihen buddhistischer Aushöhlungen (meist zwischen Bombay, Puna und Satara) waren eben innerhalb der letzten 12 Monate von Dr. Wilson's Leuten entdeckt worden. Die merkwürdigsten derselben sind die zu Kuda im Concan, 3 bis 4 engl. M. westlich von der Stadt Thal und etwa 42 M. in grader Linie von Bombay. (22 Höhlen mit vier Tschaitja's.)

52. (S. 131) So in der Tamulischen Prabhu-Linga-Lila, Seite 18 (in der zu Madras gedruckten Ausgabe des Saravanaperumaleijer).

53. (S. 161) Es ist ausdrücklicher Grundsatz der Anglikaner, ihre Missionare so zu besolden, daß sie die Stelle eines Gentleman einzunehmen im Stande sind.

54. (S. 162) Neueste Statistik der protestantischen Missionen zu Bombay nach dem Miss.-Register vom April 1854:

1) Die Miss. der Anglikaner: Ein Secretär des correspondirenden Comité's; ein Schulvorsteher; zwei Miss.-Gehülfen; eine europäische Lehrerin; eine ostindische Schulmeisterin; vier eingeborne Katecheten; dreizehn eingeb. Gehülfen. Daneben nur 22 Communicanten, wohl aber 1219 Schulkinder männl. und 362 weibl. Geschlechts.

2) Free Church-of-Scotland Miss.: Drei europ. und zwei eingeb. Missionare; ein eingeb. Prediger; ein eingeb. Gehülfe; zwei eingeb. Lehrerinnen; zwei, die sich für das geistliche Amt vorbereiten. Daneben nur 24 Communicanten, wohl aber 2000 Schulkinder.

3) American Board: Drei Missionare und ein eingeb. Gehülfe. (Die Zahl der Gemeindeglieder ist nicht angegeben, wohl aber wird bemerkt, daß 10,059,331 Seiten gedruckt wurden!)

55. (S. 165) Concan ist eigentlich Abhang des Congu- oder Coduguo-Gebirges.

56. (S. 173) Herr Mögling theilte mir mit, daß Mangalore bei den Eingebornen selbst gegenwärtig Kodiala heißt. Er wollte auch diesen Namen bei einem alten classischen Geographen gelesen haben. Lassen sieht mit Vincent in dem Mangaruth des Kosmas den Namen Mangalur. Er er-

klärt zu dem Ende die Verſchiedenheiten der Form aus dem Wechſel zwiſchen r und l und aus der Ausſprache des lingu. d als r. Das Letztere iſt inſofern etwas mißlich, als das wohlbekannte Dravida-Wort ûr (Ortſchaft) (wohl in allen Dialecten ohne Ausnahme?) mit einem weichen r geſchrieben wird und dieſes in ſeiner Ausſpr. mit dem lingu. d durchaus nichts gemein hat, während das harte r, im Tamul. wenigſtens, mit demſelben zuweilen gar wechſelt. (Vergl. Anm. 5.) (Laſſen, Ind. Alterth. 540.) Wenn aber S. 1101 Male mit Mangalore identificirt wird, ſo iſt „Mangalore" wohl nur ein Druckfehler für „Malabar".

57. (S. 176) Auch die Abgaben ſind vergleichungsweiſe mäßig. Zehn Kokosbäume zahlen etwa 1 Rupi an die Regierung. Der Reis iſt verhältnißmäßig noch minder beſteuert.

58. (S. 182) Sie flohen vor den Portugieſen ſüdwärts.

59. (S. 182) Die Tulu-Brahminen zerfallen in mehrere Abtheilungen, als Sivalli-Brahminen, Kotada-Brahminen. Im Norden Canara's wohnen die Haiva-Brahminen; ſie reden canareſiſch. — Von den Ghats herunter kommen die Daſchaſta-Brahminen.

60. (S. 183) Die Tuluſprache, deren Schrift in der Mitte ſteht zwiſchen der telugu-ähnlichen canareſiſchen und malabariſchen, kommt dem Tamuliſchen am nächſten. Eine ſonderbare Umkehr der zwei natürlichſten Bezeichnungen findet im Tulu ſtatt: Appa nämlich heißt dort Mutter und Amme Vater.

61. (S. 184) Nach Mittheilungen des Herrn-Greiner heißen die Palmbauer auf Canareſiſch Billaver, auf Tulu Birve, die Ackerbauer auf Canareſiſch Bantar, auf Tulu Vokilme.

62. (S. 184) Holeijer iſt der Abſtammung nach gleichbedeutend mit Puleijer. Aus Puleijan nämlich iſt im Canareſiſchen (beſtimmten Lautgeſetzen zufolge) Holejanu (pl. Holejaru) geworden. Tiruvalluver ſingt im zweiten Theile ſeines Kural: „Die Leute, die ſich mit dem Tödten beſchäftigen, beſchäftigen ſich mit Pulei. Deren Niedrigkeit iſt den Verſtändigen wohl bekannt." (Pulei = Fleiſch, Unreinigkeit). Es ſind die Puleijer wohl urſprünglich die Fleiſch-eſſenden Jägerſtämme. (Vergl. Arrian Kap. 17: „Es giebt auch Getreide-eſſende und Acker-bauende Inder, ſo viele ihrer nicht die Berge bewohnen; dieſe nämlich eſſen Thierfleiſch.) Daß aber auch die Fiſch-eſſenden Meeranwohner mit ähnlichen Namen belegt wurden, iſt nicht unwahrſcheinlich. (In den Mackenzie Manuscripts werden irgendwo Pla-Palli-Brahminen erwähnt und, wenn ich nicht irre, mit Fiſchern in Verbindung gebracht; Pla = Pula, Pulei?). Möglich, daß ſie zuallererſt ſo geheißen wurden; es ſcheint nämlich, daß Pulei zunächſt Fiſchfleiſch und zuzweit den ſtinkenden Fiſchgeruch bedeutet. (In Nambi's Achapporul wird den Strandbewohnern als Nahrung Pulavû (gleich Pulei)-Min i. e.

ſtinkender Fiſch zugewieſen.) Dem ſei wie ihm wolle, der Name Puleijer ſteht jedenfalls mit der Bedeutung „Fleiſch“ in Verbindung und wurde auf alle nicht-brahmaniſchen Hindu's ausgedehnt. (Pulei-tschêri im Tamul. = Parei-tschêri i. e. Pariah-Vorwerk.)

63. (S. 184) Die Namen der eigentlichen Bhuta's ſind: 1) Mundadei (Vorvater? männl. Maske), 2) Djarandei (männl. Maske), 3) Djumadi (weibl. Maske), 4) Kodomandei (männl. Maske), 5) Marledjumadi (männl. Maske), 6) Meissandei (Büffel), 7) Bandjurli (Schwein), 8) Bildjandi (Tiger), 9) Gulige (?), 10) Bopare (Menſchenfigur). (Nr. 6 bekommt kein Hahnopfer.)

64. (S. 187) Dort zeigt man die verſteinerte Figur des berühmten Ketzer-Kämpen Sankaratſcharja.

65. (S. 187) Die Mahalinga-Tempel befinden ſich zu Kotery, Coranja (bei Djamaalabad), Sarpadi (am ſüdlichen Mangalorfluß), Addur. Den Ort des fünften weiß ich nicht anzugeben.

66. (S. 189) Die Djaina-Radja's im Tululande wurden mir zu fünf angegeben, abgeſehen von denen aus den Landbauern, die, wenn ſie den Thron beſteigen, Djaina's werden und dann auch (trotz der Schweſterſohn-Erbfolge) ihre Frauen aus den Djaina's nehmen müſſen.

67. (S. 190) Die Muslim's in dortiger Gegend heißen eigentlich Chônaka's (Yavanaka's). Sie führen aber zugleich den Namen Mapilla. Auch den Naſarani's (den ſyriſchen Chriſten) kommt dieſe Benennung zu; die Europäer aber beſchränken ſie auf die weit vorwiegenden Muslim's. Der Name („Groß-Kind; Schwiegerſohn“) iſt eigentlich ein von den Radja's ertheilter Ehrentitel. So weiß man auch von einer Onkel-Kaſte, aus der die königlichen Räthe genommen werden ſollten. Im Tamulenlande aber iſt die Benennung Pillei (Kind) noch immer eine Standesbezeichnung.

68. (S. 205) Die dortigen kathol. Miſſionare haben bei ihren Bekehrten die bürgerlichen Ordnungen der ſogenannten „Kaſte“ beibehalten: ein Chriſt aus dem Brahminenſtande heirathet nur eine Chriſtin aus demſelben Stande. Daraus leitete es Miſſ. Mögling ab, daß nun auch die dortigen proteſtantiſchen Chriſten eine gewiſſe bürgerliche Achtung genießen, indem ſie ja auch zur „Chriſtenkaſte“ im Allgemeinen gehören.

69. (S. 207) Die heidniſchen Lehrer bekamen 4 bis 9 Rupi's monatlichen Gehaltes; der indobritiſche 50.

70. (S. 208) Miſſ. Weigle war im Auftrage der engl. Bibelgeſellſchaft zu Madras eben mit einer Neubearbeitung der canareſiſchen Bibelüberſetzung beſchäftigt. Es iſt aber dieſe Ueberarbeitung, wenn ich nicht irre, als theilweiſe zu „hoch“ von der Bibelgeſellſchaft verworfen worden.

71. (S. 208) In der canareſiſchen Literatur ſind beſonders die Djaina's, Lingaiten und Wiſchnuiten vertreten.

72. (S. 215) Aus Eli (sc. Male = Gebirge) iſt Monte d'Illy (Gebirge

von Illy) entſtanden. Eli-Male heißt Siebengebirge. Es wird in Sanſcrit-ſchriften mit Saptasaila, was ebenfalls Siebengebirge heißt, bezeichnet.

73. (S. 217) Die ſelbſtſtändige Literatur der Malabaren iſt dürftig; denn die Sprache, die urſprünglich mit der tamuliſchen ganz gleich war, iſt verhältnißmäßig jung. Das Vorwiegen des Sanſcrit datirt ſich von etwa 200 Jahren her, indem ſich von da an die alphabetiſchen Geſänge, ſtatt wie bisher nach dem Dravida-, nach dem Sanſcrit-Alphabet richten. Die Kerala-Utpatti („Urſprung Kerala's") iſt etwa 100 Jahre alt. Die malabariſche Literatur beſteht meiſt in Liedern (die Pajanur-Sage). Auch die Mapilla's haben ihre Sagen; ſie ſind aber alle ſehr modern.

74. (S. 219) Berliapatna (Valar-pattu, die wachſende, gedeihende Stadt?) iſt Herr Gundert für das Dad-Cannam des Ibn Batuta, ſo wie Cannanore (Cannan-ûr, Ort des Cannan) für das Jur-Cannam deſſelben Reiſenden zu halten geneigt. Das Fattan des Ibn Batuta iſt wohl Pudu-Patnam („Neuſtadt", jetzt bloß noch ein Name der Flußmündung); ſein Fandaraina aber Pantal (eine Art offnen Schuppens) -Ajini (eine Art Jackfrucht) — auf der Karte Pundalali nahe bei Coilandy. Es hat eigentlich noch Kollam nach ſich. (Kollam kommt ſehr oft vor und heißt Reſidenz. Man redet von einem „ſüdlichen" Kollam; das iſt dann Quilon).

75. (S. 222) Die Eingebornen bezeichnen die ganze Weſtküſte mit Sapta (Sieben)-Concanam. Von Norden nach Süden zählen ſie demgemäß: Carata, Virata, Marata, Concana, Hawjaga, Tulu, Kerala; oder von Süden nach Norden: Kupa, Kerala, Mushika, Pulu, Pasuconcana, Paraconcana, Concana. Das Geſtade von Gocarna (bei Goa) bis zum Cap Kanja Kumari (Comorin) — etwa 220 Stunden lang — führt den Titel: „das heilige Land des Paraſu Rama" oder Malajalam. (Mit dem letztern Namen gilt die Benennung Kerala oder Tschera meiſt als eins.)

76. (S. 222) Die Ghat's heißen Mahendra im Norden, Sahja im Süden, — im äußerſten Süden aber (hinter der bekannten Ghatſpalte) Malaja (= Berge).

77. (S. 227) Herr Gundert hat die 64 Anatcharams oder Mißbräuche in Kerala aus drei Recenſionen zuſammengeſtellt und dabei der Deutlichkeit wegen die weitläufige ſpätere Form vielfach vorgezogen. Sie lauten ſeiner Mittheilung zufolge etwa ſo:

1) Im Ausland trägt der Mann ein Sômen (z. B. im Tamul- und Canaralande), das Weib ein Bruſttuch. In Kerala hat der Mann ein Mundu von 5 Ellen, das Weib ein Pudawa von 10 Ellen. Es heißt hier zu Lande „die Bruſt ohne Hülle (mara) das Schwert ohne Scheide" (ura).

2) Ein Brahmane, der Sanjâsin wird, trägt nur ein Kaupinam (Schambedeckung).

3) Ein Brahmane läßt nur einen ſeiner Söhne heirathen; ſtirbt der

kinderlos, ſo heirathet der nächſte Bruder u. ſ. w. Würden alle heirathen, ſo würde ſich das Familiengut zerſplittern.

4) Die übrigen Brüder heirathen nicht, ſondern leben nach Gefallen mit Weibern der Kaſten vom Kſhatrija bis hinab zum Sudra; denn dieſe haben nicht als Hausweiber (Kulastrî), ſondern als Fremdweiber zu leben (Parastrî).

5) In welchem Haus Kulastrî mârgam gilt, da erben die Söhne (makkattâjam d. h. makkal-dâjam); wo Parastrî mârgam gilt, da erben die Neffen (marumackattâjam). Die Kerala-Brahmanen gehören faſt alle zur erſterwähnten Klaſſe (wenige Familien in Pajanur ausgenommen).

6) Auswärts laſſen ſich die Eltern einer Braut vom Schwiegerſohn zahlen. Da dies wie Fleiſchverkauf ausſieht, ſo haben die Kerala-Brahmanen ihre Töchter umſonſt zu geben (Kanjâdânam).

7) Da viele Brahmanen-Töchter keine Männer finden (in Folge von §. 3), und die andere Welt den Lediggeſtorbenen nicht günſtig ausfällt, ſo haben die Brahmanen einen armen Kaſtgenoſſen zu miethen, daß er der ledig verſtorbenen Tochter die Hochzeitſchnur umbinde und ſie ſein Weib heiße.

8) Auswärts bemalen ſich Brahmanen die Stirn mit Sectenzeichen, in Kerala nur mit dem bodenähnlichen Aſchengemiſch.

9) Brahmanen-Knaben vom Tag ihrer Einweihung (upanajam) bis zum 16. Jahr gelten für eine Art Parajar und tragen ſtatt der heiligen Schnur einen Streifen Gazellenfell (vom Krishna mrigam).

10) Kerala-Brahmanen haben keinen Schnurrbart. Wollen ſie das Haupthaar oder die Nägel lang wachſen laſſen, ſo dürfen ſie's.

11) Auswärts haben die Brahmanen ſechs Beſchäftigungen (shat karma, Leſen und Lehren, Almoſen geben und nehmen, opfern und opfern laſſen). In Kerala nur fünf, denn da ſie Landbeſitzer ſind, brauchen ſie kein Almoſen zu nehmen.

12) (cf. §. 41.) Von den vier Âsramas oder Lebensweiſen des Brahmanen gilt der des Sanjaſin in Kerala nur zur Noth. Während nehmlich auswärts der Sanjaſin Kaſte, Zopf und Brahmanenſchnur aufgibt und nur Stab, Waſſergefäß, Okerkleid — dieſes dreies — zu eigen beſitzt, leben die Kerala Sanjaſins in ihren Matha's herrlich und in Freuden und können ſogar reich werden. Nicht einmal ihr Leichnam verunreinigt. Der Brahmane, der ihn angerührt, darf alsbald eſſen. Man bringt auch wohl den Körper in den Tempel, opfert und zerbricht eine Kokosnuß an ſeinem Schädel, ißt ſie, begräbt ihn im Tempelvorhof und baut ein Quadrat darüber (tara).

13) Die Brahmanen dürfen nicht wie auswärts für ihre Schüler die Sudra-Ceremonie verrichten. Das iſt nur der „jüngern" Kaſte (Jlajadu) erlaubt, welche zu dieſem Zweck um etwas erniedrigt worden iſt, und keinen Gebrauch von den Veda's macht.

14) Im Ausland entehrt ſich der Brahmane durch Verehrung der ſchlimmen Götter (durdêvatâ); in Kerala iſt ihnen dieſe und der Gebrauch der entſprechenden Formeln (durmantra) erlaubt.

15) Im Ausland vertreibt der Brahmane die Unreinigkeit der anderen Kaſten (durch punjâham etc.). In Kerala, wenn ſich der Brahmane (durch Leichen, Geburt u. ſ. w.) verunreinigt, iſts der Mârân (zwiſchen Brahmanen und Sudra), der ihn reinigt.

16) Auswärtigen Brahmanen ſind Waffen verboten. In Kerala haben ſie Parasu Rama's Schlachten geſchlagen und dürfen ins Feld, ſo gut als die Sudra's.

17) Ein Brahmane ſoll weder Fleiſch noch Fiſch eſſen. Beim Opfer (Jâga) aber iſt ihm ein fettes Stück Schaffleiſch, in Ghi gebraten, erlaubt. Er ſoll nichts Berauſchendes trinken, aber die, welche Parvati bedienen, dürfen ſich an ihren nächtlichen Feſten betrinken

18) Ein Opfer iſt nicht möglich ohne Erlaubniß des Nambidi von Vênganâdu, der auf dem Kûrmâsana präſidirt (ein Dreiviertel-Brahmane). — Gibt ein Nambûtiri (mit Vorzopf) ſeine Tochter dem Pattar (mit Hinterzopf)*, ſo iſt die Nachkommenſchaft niedriger als die Nambutiri's und heißt Nâttu Pattar (Landpatter).

19) Fremde Brahmanen eſſen wohl auch Reiß, am vorigen Abend gekocht. Dies iſt in Kerala nicht erlaubt. Ferner kaufen und genießen jene Ghi etc. auf dem Bazar, was dieſe nicht dürfen. Auf der andern Seite mögen ſie Brod und Kuchen (appam, pappadam, ada, wada) in Läden und eingemachte Früchte in Najer-Häuſern eſſen, was jenen verboten iſt.

20) Für den Coitus iſt in Kerala Uparikrîda vorgeſchrieben.

21) Ein Kleid, das der höhere Wäſcher (Veluttedan) gewaſchen, darf alsbald Göttern und Brahmanen angezogen werden, ohne daß es erſt (von Brahmanen) genäßt und getrocknet wird, wie im Ausland.

22) Brunnen und Teiche ſind ſonſt allen Kaſten (außer Parajan) gemeinſchaftlich. In Kerala hat jede Kaſte ihre eigenen.

23) Auch die Beiſetzung der Leichen geſchieht nicht auf einem gemeinſchaftlichen Platz, ſondern in der ſüdlichen Ecke eines jeden Familienguts. Daher die Kerala-Brahmanen zum Spott auch smasâna vâsin (Todtenhof-Bewohner) genannt werden.

24) Für die Leichenbeſorgung (sêsha krijâ) bedürfen Brahmanen das Darbha Gras und Tulasi (Ocymum), andere Kaſten Karuka (Agrostis Lin.) und Tcheru-pûla (Illecebr. lanat). Da aber haben die Brahmanen Formeln zu recitiren (mantra), die Andern nur Geberdenſprache zu brauchen (tantra).

---

* Seltenes Ereigniß.

25) In Malabar ſind die Höfe jeder Familie durch Hecken, Leitern u. ſ. w. getrennt, und nur die Weber (Tschälier) leben in Straßen.

26) Hat ſich eines Brahmanen Tochter vergangen und wird ſie von der Brahmanen-Verſammlung (jôga) überführt, ſo nimmt man ihr den Armring und den (als Fächer und Schleier dienenden) Deckſchirm ab, ſchlägt in die Hände und wirft ſie mit Spottruf hinaus. Sie wird an Mapillas verkauft und vom Erlös ein Reinigungsmahl für die Familie gehalten.

27) Für Diebe und Ehebrecherinnen iſt ein Aſylum im Kunitshêri-Tempel, Vellappa-nâdu (ſüdöſtl. von Calicut), wo keine Macht ſie anrühren darf, außer ſie verlaſſen den Platz.

28) Durch Religionswechſel verlieren Brahmanen, Kſchatrija's, Waiſja's und Sudra's ihre Kaſte; wenn aber niedere Kaſten ſich zur Jônaka-Religion bekehren und eine Mütze (topi) aufſetzen, ſo iſt ihre atmoſphäriſche Unreinigkeit (tîndal) verſchwunden.

29) In den großen Krankheiten muß für die Befallenen eine große Hütte gebaut werden, der kein Verwandtes nahe kommt. So beim Ausſatz, noch mehr bei den Pocken.

30) Unreinigkeit durch Geburts- oder Todesfälle (pula) dauert bei Brahmanen und Kühen 10, bei Sudra's 15, bei Ambalavaſis und Kſchatrija's 12 Tage. Pulajar und Parajar ſind nur am Todestage unrein, wenn ſie das Geld zur Beſtattung haben: wenn nicht, ſo können ſie die Unreinigkeit in ein Gefäß thun, dem ſie das Maul zubinden, und die Reinigungswaſchung (pula kuli) auf eine Zeit verſchieben, da ſie Geld haben. — Ueber Leichen iſt es nicht ſo nöthig zu heulen, wie im Ausland. Es heule wer betrübt iſt. — Stirbt ein Fürſt, ſo iſt auch für den Tempel (nach Einigen) eine Reinigungsceremonie erfordert.

31) Kerala-Weiber dürfen nur weiße Kleider anziehen (nicht gefärbte, wie im Ausland).

32) Brahmanen-Weiber ſollen weder Männer ſehen noch von ihnen geſehen werden. Daher ſie nie ohne den Deckſchirm und eine Sudra-Begleiterin ausgehen dürfen.

33) Sâmanter (wie in Tſchiracal, Calicut, Travancore) dürfen die h. Schnur nicht tragen, außer ſie haben das hiranya garbha „Goldmutter" verrichtet (d. h. ſind durch eine goldene Kuh gekrochen und haben dieſe den Brahmanen geſchenkt).

34) Die h. Schnur wird nicht wie auswärts dem Goldſchmied (Tattân) und Zimmermann (Âsâri) oder Töpfer (Kusawan) gegeben.

35) Eine mit Ausſterben bedrohte Familie mag ein Kind adoptiren, indem man ihm unter anderem Muttermilch giebt. Giebt es dieſe wieder von ſich, ſo iſt die Adoption nichtig.

36) Brahmanen-Weiber dürfen in Kerala (wohl um ihrer Einſamkeit willen) ſich mit Studien beſchäftigen.

37) Verwittwet ſcheeren ſie das Haar nicht (wie auswärts geſchieht).

38) Die Brahmanen der 32 nördlichen Grama's verheirathen ſich nicht mit Bewohnern der 32 ſüdlichen (die Grenze nach Einigen der Fluß nördlich von Eli, oder der Cägniracottu-Fluß, nach Andern der Kilür- oder Vadagara (alt Pudupatnam)-Fluß).

39) In Kerala wird es nicht für verunreinigend angeſehen, wenn ein gewaſchener Teller die Kochgeräthe berührt. Auch dürfen die, welche ſonſt zuſammen eſſen, den Teller von einander brauchen.

40) Lautes Schreien zur Zeit der Entbindung, bei Fremden ſo verpönt, iſt den Kerala-Weibern geſtattet.

41) (Vgl. §. 12.) Nicht nur der Sanjaſin-Stand iſt hier zu Lande eigenthümlich verändert, ſondern auch die andern drei. Sankara Âtchârya erlaubt den Junggeſellen nach Weibern zu laufen. Die Einſiedler ſind nicht gewöhnlich, und die Hausväter dürfen 4 bis 5 Weiber nehmen.

42) Der Niedere hat vor dem Höhern aufzuſtehen und ſich mit Abnahme der Kopfbedeckung zu verbeugen. Er ſpricht nur, indem er die Hand vor Naſe und Mund hält.

43) In Kerala haben die Weiber keine Bruſtbedeckung (§. 1), noch laſſen ſie ſich das obere Ohr durchbohren. Die Männer haben keinen Schnurrbart (§. 10), noch die Beſchneidung. (Alles das ſollen die Sudra's im Nândji-Diſtrict ſüdöſtlich vor Tiru-w-ananta-puram haben.) Auch kommt vor, daß Weiber ſich die Naſe durchbohren.

44) In Familien mit Neffenerbrecht iſt immer der Älteſte das Haupt, er kann aber Familiengut nur mit Einſtimmung der jüngeren Glieder verkaufen oder verpachten. Die Formel iſt „N. N. und ſeine jüngern Brüder". Der eigentliche Beſitzer iſt die Schweſter; Beſchützer und Erhalter ſind ihre Söhne. Vereinigen ſich alle zu einer Theilung, ſo hört der Gemeinbeſitz auf, und am Tage, da das Trennungs-Document aufgeſetzt wird und die Partheien ein Betelblatt unter ſich vertheilen, hat die Kraft der Familienverunreinigung (pula-sambandha) ein Ende. Wer die Beſtattung (sêshakrija) des Familien-Hauptes (kâranavan „Urheber" vul. = Oheim) beſorgt, folgt ihm in der Verwaltung.

45) Töchter aus den Kaſten, in welchen Parastrî mârgam gilt (§. 4), werden vor der erſten Menſtruation verheirathet; Brahmanen-Mädchen erſt nach derſelben (dagegen im Ausland Brahmanen-Mädchen immer als Kinder heirathen). Einige Sudras hier folgen darin dem Kerala-Brahmanen-Gebrauch.

46) Wo Marumakkattajam gilt, giebts keine regelmäßige Ehe, d. h. Zuſammenwohnen. Doch kann ein reicher Schwiegervater das junge Paar

bei sich wohnen lassen. Gewöhnlich lassen sich die Eltern einen Tag bestimmen, bereiten ein Fest und lassen durch einen (nach astrolog. Regeln als harmonisirend erkannten) Mann derselben oder einer höhern Kaste dem Mädchen ein Tâli umhängen. Er wohnt dann vier Nächte bei ihr, und wird am fünften Morgen von ihrem Herrn (Oheim oder Bruder) mit einem Festkleid und Geldgeschenk (etwa 4 bis 5 Rup.) entlassen. Damit hört ihre Verbindung auf. An einigen Orten nimmt das Weib ihr Tâli ab, wenn sie vom Tode dessen hört, der es ihr angehängt, und hängt es erst nach dem Reinigungsbad am Ende der Trauer-Zeit wieder um. — Wenn Halbbrahmanen hierzu gebraucht werden (was größere Ehre ist), so hört die Verbindung schon mit dem Augenblick des Tâli-Knüpfens auf.

47) Das Zusammenleben nach Parastrî mârgam hat verschiedene Namen. Von Nileschwara zum Pudupatnam-Fluß heißt es Puda muri kaljâna (Ehe mit Kleidergabe). Vom Pudupatnam-Fluß bis Travancore heißt man's „Verbindung, Annahme (parigraha), Gut-übel, (gunadôsha), der im Sinn liegende Ort", in Travancore „mundu Kodukka" Kleider geben. Der Onkel oder Bruder heißt „der zu essen giebt", — „der Mann, der zum Anziehen giebt". — Von Nileschwara nach Süden mag ein Mann viele Weiber haben, das Weib aber nur einen Mann. Scheiden kann sich bloß der Mann, nicht das Weib. Von Pudupatnam südwärts hat ein Weib viele Männer, ein Mann viele Weiber. Zu scheiden steht beiden Theilen frei. Wohnt das Weib in des Gatten Hause, so wird sie im Augenblick seines Todes hinausgeschickt und darf nie wieder kommen. — Wenn einer der Kammâlar (Handwerker) mit seinen 5 oder 6 Brüdern ein und dasselbe Weib heirathet, so steht Scheidung jedem Theil nach Belieben frei.

48) In Kerala ist kein religiöser Akt vollständig ohne Sudra-Hülfe.

49) Wenn ein Brahmane Leder anrührt, muß er sich baden. Aber weder das Gazellenfell noch Trommeln verunreinigen den jungen Brahmanen.

50) Fremde Brahmanen putzen die Zähne täglich, die Kerala-Brahmanen nur an guten Wochentagen.

51) In Lebensgefahr fremden Reis oder Wasser zu genießen, ist erlaubt (in Theorie). Wenn also ein Brahmanen-Weib von Geburtswehen überfallen wird, darf ihr die Sudra-Gehülfin Reis und Wasser bringen und sie bedienen bis zur Abwaschung des pula.

52) Kerala-Brahmanen dürfen sich auch Nachmittags scheeren lassen.

53) Der Streit der Sivaiten und Wischnuiten ist in Kerala nicht einzuführen. Doch giebt es 2 Kûru, Theile (Orden), die sich nach den Tempeln Pannijûr (Schweinsort, wo Varâha mûrtti) und Chôwaram (Sivapuram) benennen. Alle höhern Kasten gehören zu dem einen oder andern. (Der Unterschied nur in Kleinigkeiten bemerkbar.)

54) Die Veda's ſagen, eine Brahmanen-Wittwe dürfe heirathen. Dieß in Kerâla ſo wenig als auswärts.

55) Wenn ein Nambutiri mit einem Weib ſeiner Kaſte Ehebruch begeht, ſo werden ſie zur Châkjâr-Kaſte erniedrigt und müſſen hinfort vor Brahminen ſchauſpielen.

56) Brahmanen dürfen ſich in Kerala auch halb ſcheeren laſſen (ardha kshaura, Kopf und Bruſt, ſonſt überall nur sarvângakshaura).

57) Was im Auslande nur Huren thun, ſich das Geſicht glätten zu laſſen (von Barbierfrauen), iſt allen Kerala-Frauen erlaubt.

58) Die Barbierin muß jeden Monat die Kerala-Weiber ſcheeren (kshaura kaljâna).

59) Die Weiber von Kſchatrija's, Waiſja's und Sudra's ſind in Kerala den Brahmanen zugänglich, daher in jedem Sudrahauſe eine kleine Hinterthür und ein metallnes (den Brahmanen nicht verunreinigendes) Trinkgefäß ſein muß. Auch die Könige haben keine Ehe, wie im Ausland. Denn nur Brahmanen-Samen kann Kerala wirkſam regieren (d. h. vor Rückfall in die See bewahren).

60) Die Feſte von Kerala ſind eigenthümlich. Haupttage ſind: das Neujahr (ând-arudi, Jahresende) am Schluſſe des Leo-Monats, das Vishu Cani (Equinoctial-Neujahr), das Onam (Srâvana, Tag im Monat Leo, Schluß der Regenzeit) und Uchâṛan (Uebergang der Sonne vom Capricorn in Aquar.). — Der Ekâdasi (11te Tag der Mondsphaſen) und andere Faſttage ſind für Brahmanen und Sudra's dieſelben. Doch haben an einigen Plätzen (wie im Ausland) die Sudra's zuerſt die Brahmanen zu bedienen und halten ihr Faſten dann einen Tag ſpäter.

61) Rein iſt alles Unbekannte, vom Bazar Gekaufte, Zimmermanns Hand, Weibermund, Stecken, Leder, von Vögeln berührte Frucht, Almoſen, fließendes Waſſer und ſtehendes Regenwaſſer, Honig, buntes Kleid und Gefäße in Zeiten von Reiſen, Krieg, Feuergefahr und hohen Feſten.

62) Die Reinigkeit herzuſtellen bei Tottukuli (Befleckung durch Berührung) und Tîndikuli (atmoſphär. Befleckung), iſt völliges Untertauchen erforderlich. — Der Weiber Unreinigkeit (pula) wird von der Wäſcherin Vannâtti entfernt, welche (nach Belieben von jedem Kunden) Kleiderwechſel verſchafft. (Es iſt etwas Prieſterliches dabei; die Vannâtti darf nicht gefragt werden, warum ſie z. B. ein ihr zum Waſchen gegebenes Kleid dieſer oder jener Nachbarin, auch von anderer Kaſte, zum einſtweiligen Tragen gegeben hat). — Häuſer, Brunnen und Teiche werden durch Mantra eines Brahmanen und durch punjâham (Beſprengen, §. 15) gereinigt.

63) Ein Sudra verunreinigt auf 3—6 Schritte den Brahmanen (?); ein Mapilla auf 6—12 (?); eine menſtruirende Frau auf 12; Kammaler, Tier, Mukkuwer auf 24; eine neu entbundene Frau auf 18; Wäſcher,

Vettuver und Kaniſcher auf 36; Pulajer und Parajer auf 64; Najadi's auf 74.

64) In Malabar darf die Kuh allein, nicht auch die Büffelkuh, gemelkt werden. (Wird ſelbſt von Najern nicht beobachtet.)

78. (S. 229) Einheimiſche Brahminen mit „Vorderlocke", beſonders für Opfer, 1) Bhatta = tiri (srî, heilig) = ppâdu (pâda, Fuß), vulgo Pattêri; 2) Nambû-tiri-ppâdu („Unſer heiliger Fuß"), vulgo Nambûri; 3) Tirumunbu („Heilig-Erſtes"); 4) Enprân („Mein Herr") -tiri. Unterabtheilungen ſind: Sômattiri, Agnihôtri u. ſ. w. mit beſonderem Opferdienſt. Am höchſten ſteht Nr. 1 und 3. Nr. 4 mehr im Norden, z. B. Tali-parambu; von ihnen haben 17 Häuſer in Pajanur Neffenerbrecht.

Die ausländiſchen Brahminen mit „Hinterlocke" heißen Pattar (Tadbhava von Bhatta). Dieſe ſind Veidikar. (Sie verrichten die Shat Karmâkkel oder ſechs Handlungen der Brahminen.)

Die Nambidi („Unſer Fuß") heißen Dreiviertel-Brahminen. Sie leſen die Veda's nicht und verrichten keine Opfer in den höhern Siva- und Wiſchnutempeln. Sie haben theilweiſe Neffenerbrecht. Manche ſind Fürſten. Niedriger ſtehen die Karuka Nambidi (Karuka = S. dûrwa, ein Gras). Sie beſorgen für die Sudra's Leichen-Ceremonien.

Potuvâl („Gemein-Perſon"), auch Ardhabrâhmana („Halbbrahmine"), mit dem Gebrauch der Gâjatrî. Als Acha-potuvâl („innere Gemein-Perſon") verwaltet er Tempelgüter; als Pura-potuvâl („äußere Gemein-Perſon") muß er für den Tempel Blätter, Holz, Milch, Honig, Oel ꝛc. herbeiſchaffen; er entbehrt zum Theil der heil. Schnur.

Der Pidâren (auch Adigal, „Füße") beſorgt den Kalidienſt und darf ſich insgeheim betrinken.

Ambalavâsi („Tempelanwohner"): 1) Der Pushpakan oder Pûnambi („der Blumen-Nambi") muß den Tempel reinigen und mit Kränzen ſchmücken. 2) Der Nambi („der Unſrige"). Ein Theil heißt auch Mûssadu und Ilajadu („Aeltere" und „Jüngere"); die letzteren verrichten religiöſe Handlungen für Sudra's. Zu dieſen gehören auch die Silambândi, „Heilige mit klingendem Fußſchmuck". Der Nambi hat Neffenerbrecht. 3) Wârier, Wârer („Bodenfeger"), wie die beiden vorigen Klaſſen beim Tempel beſchäftigt. Ihre Weiber ſind Sängerinnen. Der damalige Cotſchin-Miniſter gehörte zu dieſer Klaſſe. Sie haben Neffenerbrecht. 4) Vishârakan, Pishârawadi. Dieſe Klaſſe, die mit dem Dienſt der finſtern Gottheiten zu thun hat, beſitzt ebenfalls Neffenerbrecht.

Die zu den niedrigern Antaradjâti's gehörigen Puttillam („Neu-Haus") und Mânâri, Diener der Bhadrakali, werden auch den Ambalavâsi's beigerechnet.

Die folgenden Klaſſen, die alle Neffenerbrecht haben, werden von Einigen zu den Sudra's gezählt:

Der Mârân, Mârajan, iſt Muſikant und Trommelſchläger. Er fegt den Boden, aber nur im Vorhof des Tempels.

Der Asthi kuretchi, auch Asthi wâri, „Gebein-Zuſammenfeger". Er dient als Barbier und bei Sudraleichen.

Schon vom Nambi, jedenfalls aber vom Mârân an, heißen dieſe Kaſten Antaradjâti oder Antarâlattil-ullaver („Im Zwiſchenraum Befindliche").

Zu ihnen gehören noch:

Unittiri, zum Theil Schulmeiſter, Trabanten; Tijâdi-Nambi, Feuerſpieler, mit dem Dienſte des Sâstâ oder Châttan bhûta beſchäftigt; Tejampâdi (= Deivam-pâdi), Götter-Sänger; Châkjâr, Schauſpieler.

Bloß die letzteren haben Sohneserbrecht; alle aber ſtehen über dem Mârân und Asthikuretchi.

79. (S. 229) Alle, die als ſogenannte Kshatrija's aufgeführt werden, haben Neffenerbrecht. Dazu gehören:

1) Mudi-Kshatrijan (Kron-Ksh.). Die Dynaſtie von Cottajagattu und von Cotſchin.

2) Mûshika-Kshatrijan („die ſich vor Paraſu Rama als Mäuſe verkrochen"), z. B. der Kumbala-König.

3) Sâmanter (Söhne der Kſchatrija-Wittwen und der ſiegreichen Brahminen). Hierzu wird die Tſchirakal (Côlattiri) -Familie gerechnet.

Aechte Waiſſja's giebt es noch weniger. Die eingewanderten Conkani's erhalten ihre Stelle erſt nach den Najern. Es wird irgendwo geſagt, daß alle Waiſſja's Sohneserbrecht haben.

80. (S. 229) Najen, Najken (honorifice: Najer, Najker). Aus Najer iſt Nair geworden. Das Wort iſt das ſanſc. Nâjaka = Führer, Fürſt. (Anrede bei dem zwölfjährigen Nationalfeſte — ſiehe Anm. 82 —: bhûpâstcha nâjakâstcha = Erdebeherrſcher und Volksführer!)

Sie zerfallen in zwei Hauptklaſſen mit Neffenerbrecht:

1) in „Auswendig-Verbundene", Krieger, und 2) in „Inwendig-Verbundene", Brahminen-Diener. Die Höchſten der erſtgenannten Klaſſe ſind Kirigattu (Griham, Haus) - Najer, Vellâler (Tamul. = Erobrer), Kâymal (oft in portug. Schriften erwähnt), Kurupper, Paniker (Fechtmeiſter), Adijôdi (Radja's), Menôki (Aufſeher), Ammônmar („Onkels") ꝛc.

81. (S. 229) Die Malabaren ſprechen von drei geſchichtlichen Perioden: 1) Paraſu Rama's Zeit (Entwickelung des Brahminenthums); 2) Zeit der Perumal's oder Geſammtherrſcher (fremder oder eingeborner); 3) Zeit der Tamburan's oder Selbſtherrſcher (bis in's letzte Jahrhundert). In dieſer wird Malabar folgendermaßen beſchrieben: 160 ind. St. Länge; 18 Häfen; 18 Bergpäſſe; 4448 Götterbilder; 108 Kalitempel; 360 Dämonenſitze;

1008 Ringſchulen mit Suprmanien-Dienſt; — 64 Kolonien; 96 Städte; 18 Reſidenzen in 17 Provinzen (nämlich: Tulu, Kola, Puraṭwali, Kurumba, Pola, Era, Parappu, Valluva, Ravana, Vetta, Trimanatſcheri, Perimpadappu, Nedunga, Venga, Muringa, Ona, Vena). Daran ſchließt ſich als Grenzland im Süden das Pandi-, beim Durchbruch der Ghats das Congu-Land und zwiſchen den Nilagiris und dem Codugu (Curg)-Hochlande die Waldprovinz Wajanadu an. 18 Tamburans, 390 Herren. Unter den erſteren 8 Samanter, 5 Kſhatrija's, 4 Vellaler. Die vier leitenden Regierungen: im Norden der Kola-Fürſt, im Süden der Fürſt von Travancore, auch Gold-Tamburan genannt, die ſtets in Fehde mit einander verwickelten Könige von Calicut und Cotſchin. Der letztere wurde erſt durch die Portugieſen gehoben. Alte Sagen ſprechen hauptſächlich von (dem ſüdlichen) Elephanten-Fürſten, von dem (nördlichen) Pferde-Fürſten und von dem Männer-Fürſten, dem König über Hügel und Welle, dem mächtigen Tamutiri (Zamorin).

82. (S. 229) Die Tſchola-Herrſchaft hat viele Einrichtungen und Namen zurückgelaſſen, wie z. B. das Mahâmakham bei Ponani (ſ. S. 257), das zu Combaconum (ſ. d. folg. Band) noch ſtets alle 12 Jahre gefeiert wird. 1743 wurde das große Nationalfeſt bei Ponani zum letzten Mal begangen.

83. (S. 229) Tschêra, Tschêrala iſt nur mundartlich verſchieden von Kêrala, indem ſich das Tamuliſche s zu Anfang der Wörter im Canareſiſchen in k verhärtet.

84. (S. 230) Zum Unterhalt des Königs ſind Krongüter vorhanden, und jedes Reichsamt ruht auf einem Majorat.

85. (S. 231) Die dem Kriegsgotte geheiligten Ringſchulen heißen Nâlbattiradi sthânam (42-Fuß-Oerter).

86. (S. 233) Urâli (Dorf-Mann), auch Erumân, Kallerinâjer, Maurer, Steinhauer.

87. (S. 233) Vânian (S. Vanidj), Tchettijân. Die höhere Kaſte verkauft Oel u. ſ. w. Die niedern Tschakkâla-Vânier („Oelpreß-Händler") bereiten auch Oel. Ebenſo die Patijâr („Auspreſſer").

88. (S. 235) Auf die aus dem Stammland der Baumwolle eingewanderten Tchâlier (ſanſc. Djâla) oder Tſcheder folgt:

1) Yôgi, Schulmeiſter. 2) Pulijan, Jäger erſten Ranges. 3) Valindjian oder Vilakkattaravan („Lichtzimmer-Beſitzer"), Barbier, der die Pitri-Bräuche verſieht. 4) Vannattân, Velluttêdan („der vom Weißmach-Platz"), Wäſcher der Götter und Brahmanen.

So weit kann man die Sudra's rechnen, was die höhern Kaſten natürlich beſtreiten.

89. (S. 235) Eigentlich Tijar (portug. Tivas, Tibas, von Tivu = Dwîpu, Inſel), „Inſulaner", oder Ilavar von Ilam (tamul.) aus Sihalam

(= Ceylon). Südlich von Vadagara haben sie noch das Tindal (atmosph. Befleckung). Ihr Barbier heißt Kâvu Tijan und steht niedriger, als andre.

90. (S. 238) Dieß sind eigentlich vier Anhängsel des Kollan, die im Laufe der Zeit gesunken sein sollen:

1) Tikollan (Karuwân), Feuer- oder Grobschmied. 2) Ambuketti Kollan, „Pfeil-Bind-Schmied" (der den Bogen segnet). 3) Vâlkollan, Schwertfeger. 4) Palishakollan, auch Kidâran, Scheiden- und Ledermacher.

So weit reichen die Klassen, die Kûli-tshêjam (-sêvâ) oder „Sold-Dienst" haben, d. i. mit in's Feld müssen.

91. (S. 238) Folgendes sind der alttamulisch geschriebenen Urkunde zufolge die Gerechtsame, die dem Esuppu (der Ausspr. nach = Jesuppu) Irappân zugesichert wurden:

1) (Die Herrschaft) Ansuvannam (wörtlich Fünf-Kaste). 2) Der Zoll von weiblichen Elephanten und Wagen. (Gundert übersetzt die Worte: பெடியாலும் வாயனத்தாலும் பாகுடமும் „Gehen mit Elephanten und Wagen und Zoll"; allein பாகுடம் Zoll wird offenbar durch die beiden vorhergehenden Instrument. näher bestimmt. Siehe Madras Journal. Vol. XIII. Part I. S. 135.) 3) Die Einkünfte von Ansuvannam. 4) Pachel-Vilakku (Gundert: Licht bei Tage. Oder etwa gleich Pachel (sive Pachir)-Vatti — eine große, helle Fest-Fackel?*). 5) Kleider zum Ausbreiten über den Weg. 6) Eine Sänfte. 7) Einen Schirm. 8) Eine Trommel (der Zusatz vaduka entweder Telingana oder von Leder = vadaka; Gundert: eine Trommel, die mit zwei Stöcken geschlagen wird). 9) Trompeten. 10) Idubadi (Erhöhung mit Stufen? Gundert: Thorweg mit Sitzen, Ellis liest Iduvadi „tabor"). 11) Ehrenpforten. 12) Ausgespannte Decken und Guirlanden für die Ehrenpforten. 13) Die 72 großen Exemptionen und Privilegien oder der Erwerb der 72 großen Exemptionen (Ellis übersetzt vidu mit free homestead; vidu heißt aber auch Erlaß, vom Verbum vidu, lassen). 14) Erlaß des உலகுந் (oder besser உலகு? wie in dem syrischen Document; siehe folg. Anmerk.) தலை கூலியும் (der Kopf- und Wagesteuer? Gundert: Steuer an den Oberherrn). 15) Das, was die Unterthanen in der Stadt an den Palast zu entrichten haben, soll er nicht mit entrichten, dagegen, was jene zu empfangen haben, doch mit empfangen. (Aru ist wohl fehlerhafte Schreibart für atu; dann ist irukkumatu = iruppatu und Perumatu = Peruvatu, — eine im alten Tamul sehr gewöhnliche Form.)

---

* Kaivaljanavanita II, 41 steht: Das Wasser im Teich und das Licht der Fackel (nilâttiri im Text, im Comment. Pachelvatti!) nützt dem ganzen Dorfe, das „Wasser im Eimer und das Licht der Lampe, dies Beides nützt bloß Einem Hause!" Hier tritt die Bedeutung von Pachelvatti (vatti das sanse. vartti) bestimmt genug hervor. (Siehe meine Bibliotheca Tamulica. 1. Band S. 48.)

92. (S. 239) Siehe Gundert's Ueberſetzung des ſyriſchen Documents in Madras Journal Vol. XIII. Part I. S. 117.

93. (S. 239) 1) Vadi Kuruppu, „Stockmacher" (ſie verfertigen den Speerſchaft). 2) Para Kuruppu (auch Parawan), Maurer. 3) Kâttu Kuruppu, Wald-Dickicht-K. 4) Vêla Kuruppu, Aerzte, Chirurgen.

94. (S. 239) Pânan, eine große, vielbenannte Kaſte, an manchen Orten = Vêlan, mit der Bezeichnung „Fünfhunderter" und „Dreihunderter". Er beſorgt den Bhuta-Dienſt, tanzt an Feſten, zaubert, und verfertigt Körbe und Beſen. Er heißt auch ein Sklav der Kammâler und Parajan (Trommler, von Para, Trommel, womit er die böſen Geiſter vertreibt). Man zählt 4 Klaſſen: 1) Mancutti, Bodenſtecher, 2) Marankajari, Baumſteiger, 3) Kôdantchi, Hanswurſt, 4) Kottamutti, Korbklopfer, Muſikant.

95. (S. 239) Der freien Gebirgs- und Waldbewohner (Kunnuvâli), die ſich von den Sklavenſtämmen kaum ſcheiden, ſind ſehr viele, z. B. 1) Pulijer, auch Djungle-Najer genannt. Sie haben unter den Kurumbijâtiri Feudal-Herrſchaften. 2) Panijer, Fechter (aber auch Sklaven in Wajanâdu). 3) Kâder, Kâttuver, Taglöhner und Jäger. 4) Kuritshijer, „Gebirger", Jäger, auch Cordamomen-Sammler. 5) Karimpâler, Kadampâler, Jäger u. ſ. w. 6) Kuluwer (al. Tuluwer). 7) Irajawer, Irawâler, „Abhangbewohner". 8) Kurumber, Tên K., „Wild-Honig-K." 9) Âler und Ullâler, „Herrſcher" und „Innen-Herrſchende". 10) Muttôrer, Kuraver, Schlangenſpieler, Taſchenſpieler. Sie leben zum Theil von Krähen (daher Kâka Kuraven). 11) Parajer in zwölf Geſchlechtern. Sie machen Körbe, Wurfſchaufeln, zaubern, eſſen Kuhfleiſch u. ſ. w.

Die letztern gehören nach Andern zu den Tscherumer (Sirumer = die Kleinen); ebenſo die Pulajer (= Puleijer), die Matten machen und als Knechte Reis bauen; die Iruler, Eruler („die Dunkeln = im Dunkel Wohnenden), unter denen es auch wohlhabende Leute giebt, und die Kanaker (bei Kodungalur, Gutsbeſitzer); endlich die Nâjâdi (Hunde-Handthierer), die, abſeits in dem Dickicht des Waldes wohnend, Hunde, Alligatoren ꝛc. verzehren.

Einer andern Darſtellung zufolge erhielt eine Djungle-Bewohnerin von Siva eine Handvoll Samen, den ſie ſteckte. Aus den Früchten machte ſie 16 Kuchen und gebar nach Genuß derſelben 16 Söhne. Dieß ſind die 16 Tschandâler, von denen je der ſpätere minder unrein wurde: 1) Parajen, 2) Pulajen, 3) Kanaken, 4) Kallâdi („Palmſaft-Handthierer"), 5) Karimpâlen, 6) Tuluven (oder Kuluven), 7) Alen, 8) Malajen („Gebirgsbewohner"), 9) Panijen, 10) Kuritchijen, 11) Kâder, 12) Munnûtten („Dreihunderter"), 13) Irajaven, 14) Pulijen, 15) Muttôren, 16) Kâvutijen (Barbier der Tier). — Namen und Ehre dieſer niedrigen Klaſſen ſind in den verſchiedenen Gegenden verſchieden.

96. (S. 250) Es ſind dort zwei Klaſſen dieſer Schullehrer: die eine eine niedrige Abtheilung der Najer, die andre eine tiefer als die Najer ſtehende Kaſte. Aus der letztern waren damals die Schullehrer in der Miſſion. Auch ſie werden Kuruppu's oder Kurupper („Ehrenmänner") betitelt.

97. (S. 251) Die Gartengewächſe (mit Ausnahme der Kokos, der Areka und des Jackbaums) ſind frei, ebenſo die Palmyra. Die Haupteinnahmen kommen aus dem Reis.

98. (S. 266) Vergl. Miſſions-Nachrichten der oſtindiſchen Miſſionsanſtalt zu Halle. Jahrgang V., Heft IV., S. 118.

99. (S. 267) Evang.-Luther. Miſſionsblatt, Jahrgang 1850.

100. (S. 268) Zufolge des Thirteenth Report (Mangalore 1853) ſtellt ſich die Statiſtik der Basler Miſſionen in Canara und Malajalam ſo:

Mangalore. 6 Miſſ. (darunter 1 eingeborner), 2 Katech., 3 Schull., 153 Commun., 66 Nichtcommun., 196 Kinder, 29 Katechum. Einer der Miſſ. ſteht der engliſchen Schule vor; drei andere haben die Katechetenſchule unter ſich. Drei deutſche Handwerker leiten die Gewerbſchule.

Mulki. 2 Miſſ., 3 Katech., 58 Commun., 4 Nichtcommun., 67 Kinder, 42 Katechum.

Honore. 1 Miſſ., 1 Katech., 10 Commun., 1 Nichtcommun., 9 Kinder, 1 Katechum.

Cananore, Tahi, Tſchirakal, Andjarkandi, Taliparambu und Palghat. 8 Miſſ., 12 Katech., 185 Commun., 20 Nichtcommun., 224 Kinder, 11 Katechum.

Taleitſcheri. 2 Miſſ., 3 Katech., 1 Schull., 43 Commun., 14 Nichtcommun., 41 Kinder, 3 Katech.

Tſchombala, Wadagara und Mahe. 1 Miſſ., 3 Katech., 38 Commun., 1 Nichtcommun., 33 Kinder.

Calicut. 2 Miſſ., 5 Katech., 78 Commun., 7 Nichtcomm., 80 Kinder, 24 Katechum.

101. (S. 281) Sie findet ſich auch in dem tamul. Pantcha-Tantram.

102. (S. 282) Cotagherry iſt zuſammengezogen aus Gohatagiri (Kuh-Schlächter-Berg). Dicht dabei nämlich liegt ein von Gohata's bewohnter Berg (Giri). Siehe S. 284.

103. (S. 282) Ueber die Straße von Kaiti nach Kunur ſiehe S. 309—310.

104. (S. 283) Capt. Congreve beſchreibt ſie ſo: „Einige der Cairn's beſtehen aus einer kreisförmigen Mauer, 4 oder 5 Fuß hoch und 3 Fuß dick, aus unbehauenen Steinen, die, loſe übereinander gehäuft, einen Cirkel von ungefähr 8 Fuß im Durchmeſſer bilden. Ich habe außerdem Doppelkreiſe von Steinen, den einen innerhalb des andern, von verſchiednen Dimenſionen bemerkt." (Mad. Journ. of Lit. and Sc. Jan. — June 1847.)

105. (S. 283) Das ist Capt. Congreve's Meinung. Er sagt unter anderm: „Von den Scythen entsprangen die drei großen Völker, die sich über Europa ausbreiteten: die slavischen Stämme, die Gothen oder Germanen, und die Celten. Auch die Parther zwischen Medien und Indien waren ein celtischer Stamm ..... Die Briten oder celtischen Scythen und die Dänen oder scandinavischen Scythen haben gleiche Cairn's." (Mad. Journ. Jan. — June 1847.)

Daß die Urbevölkerung Ostindiens, zum Theil wenigstens, durch ihre an tatarisches Sprachenthum anklingende Zunge auf einen Zusammenhang mit den tatarischen Stämmen hindeutet (s. Anm. 131), läßt sich nicht leugnen, und bringt man dazu die annoch nomadisirende Lebensweise der Todavers, die sicherlich der Urbevölkerung angehören, in Anschlag, so möchte man in der That geneigt sein, einem Theil der indischen Urbevölkerung seine Ursitze in dem Steppenlande östlich vom caspischen Meere anzuweisen. Doch das Alles kann zunächst nur Vermuthung bleiben.

106. (S. 283) Capt. Congreve giebt für den Todaver-Ursprung der Cairn's unter Andrem Folgendes an:

1) Die Gestalt dieser alten Grabmäler ist ziemlich so, wie die der heutigen unter den Todava's. (Ein Cirkel von Steinen.)

2) Dieselben Artikel, die man darin findet, geben die Todava's ihren Todten noch immer mit (Messer, Pfeilspitzen, Lappen).

3) Diese Dinge finden sich hier wie dort unter großen Steinplatten in der Mitte des Grabmals.

107. (S. 284) Kamada-raja (Eisenarbeiter-König?) wurde mir als der Name des Gohata-Götzen angegeben.

108. (S. 284) Die Gohatagiri's vertheilen sich so: eins im Meghanadu, zwei im Paranganadu, eins im Khundanadu, zwei im Todanadu. Dazu eins zu Gudelur in der Niederung (am Fuß des Neddivattam-Paß).

109. (S. 285) Von den zwölf Steinen liegen neun in gerader Linie mit kleinen Zwischenräumen neben einander. Nur drei (oder vier?) haben Sculpturen. Auf dem Hauptstein sind 24 männliche und weibliche Figuren. Die Männer schwingen Waffen, die Frauen scheinen zu tanzen. (Etwa ein Siegestanz?) Auf den andern Steinen sieht man unter andern Reiter mit gezognen Schwertern, einen Mann der ein vierfüßiges Thier an einem Strick oder einer Kette zieht (Jagd- oder Kriegsbeute?), einen andern der ein Pferd hält. Glorien um dieses oder jenes Haupt scheinen allerdings auf Djainathum hinzudeuten.

110. (S. 286) Siehe das Purapporul des Eijenarithen in dem Kapitel Pothuvijel. (S. 100 in der Ausgabe des Tandavaraja mutheliar und Muttussamippillei.)

111. (S. 288) Die Badaga-Dörfer vertheilen sich so: 67 in Toda-

nadu, 63 in Meghanadu, 74 in Parangknadu, 25 in Khundanadu. — Außerdem ſind vier Badaga-Dörfer bei den Irulern.

112. (S. 288) Ouchterlony ſagt in ſeinem Geographical and Stat. Memoir of a Survey of the N M. (Madras Journal Jan. — Dec. 1848), daß von 268,494 Quadrat-Acres auf den Nilagiri's nur 23,772 bebaut ſind.

113. (S. 288) Die Todava's nennen ſie Mavu's (Marves, Ritters Erdkunde, fünfter Theil, zweites Buch, Aſien, Band IV. erſte Abtheilung S. 1023).

114. (S. 288) Auch bei Gudelur ſind geflohene Badaga's.

115. (S. 288) Einer der vier Brüder ſiedelte ſich in Tunari, der zweite in Kaiti, der dritte in Kunur, der vierte in Kilkhonda an. (Hier blieb das Trinkgefäß Kâdhetty; ſ. S. 290.)

116. (S. 289) Die Badaga's bauen: Korali (Kural iſt im Tamul. = Panicum K.), Ragi Kire (Art Fuchsſchwanz mit kleinen glänzenden Körnern, die geröſtet nicht übel ſchmecken), Sami, Weizen, Gerſte (auch europ.), Opium, Baragu (parpalum frumentaceum), Salige, Handimedde (Art Klee?), Knoblauch, Zwiebeln, Erbſen, Linſen u. ſ. w.

117. (S. 289) Es ſind mir zehn Kaſten der Badaga's genannt worden: 1) Wodearu. 2) Kanakaru (oder Konokaru?). 3) Kongaru. 4) Adhikarigaru. (Dieſe vier Kaſten tragen das Linga, die letztgenannte aber nur zur Hälfte — und begraben demgemäß ihre Todten, ſtatt ſie zu verbrennen.) 5) Haruvaru (verſtoßne Brahminen). 6) Bellalaru (dieſe eſſen, im Gegenſatz zu denen im Unterlande, Fleiſch). 7) Madivekuladavaru („Hochzeitſtämmige"? Um dieſe hauptſächlich drehen ſich die frühern Geſchichten). 8) Kasturiâvaru (früher die Zimmerleute). 9) Manikakuladavaru („Edelſteinſtämmige"). 10) Torearu (dieſe ſind meiſt in der Nähe des Schulzen, eine Art Peon, oder Polizeiſoldat).

118. (S. 290) Dieſes Trinkgefäß heißt Kâdhetty. Siehe Anm. 115. Sie denken dabei an eine Djungle-Göttin. Zwei andere Volksgötzen der Badaga's ſind: 1) Hiriodea und 2) Kariavettaraja (ein kleiner ſilberner Reiter).

119. (S. 294) Eine vollſtändige und wörtliche Ueberſetzung dieſer Kailaſa-Sage nebſt Original ſiehe Zeitſchrift der Deutſchen Morgenl. Geſellſchaft, Dritter Band, S. 110 u. fgg.

120. (S. 296) Dieſe Aehnlichkeit verſchwindet freilich ſehr, wenn man erwägt, daß die Badaga's zum Theil Lingaiten ſind, deren Sectenſtifter für eine Fleiſchwerdung des Stieres Siva's gilt. — Die folgende (296—298) Litanei hat mir Herr Metz mitgetheilt. Im erſten Theile derſelben, wo die Sünden aufgezählt werden, iſt ſtets das adjective Participium mit Pâpa verbunden; im zweiten, wo die Tugenden aufgeführt werden, nach deren Vollbringung (ſtellvertretender Weiſe durch die Verwandten?) der Verſtorbene aller ſeiner Sünden los und ledig werden ſoll, ſteht ſtets das ver-

bale Participium. Dieſes letztere wird (wie dort Pâpa = eine Sünde) von dem Zweiten ſtets wiederholt. Ich habe des Gleichmaaßes wegen „Eine Tugend" zugeſetzt, indem es mir hier nicht ſowohl auf Wörtlichkeit, als vielmehr auf äſthetiſche Form ankam. Wer eine mehr wörtliche Ueberſetzung wünſcht, den verweiſe ich auf die Zeitſchr. der Deutſch. Morgl. Geſellſch., 5. Band, S. 385 fgg. Die dort mitgetheilte Litanei weicht in manchen Punkten ab, und der zweite Theil fehlt ganz.

121. (S. 302) Außerdem: Mukimale, Derubetta, Gohatagiri, Mandjuri, Mattakande, Mulemale.

122. (S. 303) Mullei heißt im Tamuliſchen „Wald-Land". Oder hängt es mit Mullu „Dorngebüſch" zuſammen? Wohl kaum.

123. (S. 303) Kurumbu („Kleinort") heißen die Dörfer derer, die von dem fünferlei Lande: Hügel-Land, Wald-Land, Küſten-Land, Frucht-Land, Haide-Land, das letztere bewohnen. (Pâlei-Nilam, ein Boden, wo Mimusops hexandra wächſt", = Kuru-Nilam, „Geringer Boden" = Haideland.) S. das Achapporul von Nambi, wo dieſe Kurumbu's oder Orte der Klein-Boden-Leute das epitethon „Steine-voll" bekommen, die Bewohner ſelbſt aber Maraver genannt werden, die „von Gebetteltem und Geſtohlenem leben und am hellen Tage rauben". Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Kurumber der Nilagiris mit dieſen Maraver zuſammenhängen. In der Genealogie des Häuptlings von Nadava Kurutſchi (Madras Journal Vol. VIII, S. XI) werden die Kaller (= Diebe, ein Zweig der Maraver) geradezu Kurumber genannt.

Das zu Jaffna erſchienene Tamul-Wörterbuch giebt für Kurumbu folgende Bedeutungen: Feſtung, Kleinheit, Dorf im Palei-Boden, Schlechtigkeit, Krieg. Die Ordnung aber ſollte wohl folgende ſein: Kleinheit, Dorf im Pâlei oder Klein-Boden, — Feſtung, Krieg, Schlechtigkeit.

Tiruvalluver ſingt: „Wo es keine Zuſammenrottungen, keinen unheilſtiftenden innern Zwieſpalt, kein Herrſcher-beängſtigendes Mord-Kurumbu giebt, — das iſt ein (vortreffliches) Land!" Kural, II. Theil, 74. Geſ. 5. Strophe.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß viele der Kurumbu bewohnenden Maraver, von den Tamul-Königen gedrängt, ſich auf die Berge flüchteten und ſo den „Klein-Boden" mit dem „Hügelland" vertauſchten.

124. (S. 304) 1. Monument: Gruppe rechts, fünf Figuren. Die in der Mitte die größte und beſte (Spieß, Tiger). Die eine Figur links iſt weiblich; ſie hat einen Stein (?) in der Hand. Die andre hat einen Spieß (?). Die eine Figur rechts mit Bogen; die andre mit Spieß (?). Oben über den Hauptfiguren und zwiſchen den beiden Gruppen Halbmond und Sonne. Inſchrift. — Gruppe links: Männliche Figuren mit Spießen (?). Alle Figuren haben ſehr lange Ohren.

2. Monument weiter oben: Mittlere Figur: Spieß und Tiger. Zur Linken zwei weibliche. Darüber drei Figuren in sitzender Stellung (fast wie Buddha's). Zur Rechten vier Figuren, darunter eine weibliche; ganz unten ein Pferd; unter demselben noch eine Figur.

3. Monument daneben: 4 Figuren, Sonne, Mond und Sterne.

Einzelne auseinandergerissene Stücke:

1) Drei Figuren. Eine spießt eine Antilope. Sonne und Mond. 2) Eine weibliche und eine männliche Figur mit fast affenartigen Gesichtern. 3) Zwei weibliche Figuren. 4) Mehrere Figuren, darunter eine mit Bogen.

125. (S. 305) Diesen classischen Boden der Badaga's bezeichnen zum Theil drei jetzt verlaßne Dörfer: Tuduru, Kollagakhambe, Hannumane.

126. (S. 306) Der Name Todaven kommt wahrscheinlich von dem tamulischen Toru, Heerde, davon Toruven, Hirt. (Das harte r wechselt öfters mit dem lingualen d, vergl. Kari und Kadi = beißen.)

127. (S. 307) Schon Vincenzo in seinem Viaggio all' Indie orientali (Roma 1672) erwähnt sie:

„Die „Thodri", ein ziemlich weißer Stamm, der in den Bergen über Ponani im Reiche des Zamorin haust, verehren dieselben Büffel und Kühe, mit welchen sie sich nähren. Damit die Menge keine Verwirrung anrichte, so wählen sie die ältesten aus. Denen hängen sie eine elende Glocke um und das ist genug, um die Thodri's zu einer bestialischen Verehrung derselben zu bestimmen; man läßt sie nämlich über Acker- und Saatland in vollkommner Freiheit hinlaufen, um zu weiden, wo sie wollen, und jeder schätzt sich glücklich, wenn sie das Seine abzuernten belieben. Es kommt vor, daß sie dieselben von Tigern zerrissen und auf ihren Feldern faulen sehen, aber auch das vermag sie nicht zu enttäuschen; so steif beharren sie in den Grundsätzen, die sie von ihren Vorfahren überkommen haben".

128. (S. 309) Fünf Todamand's sind in Paranganadu und zwei in Meghanadu.

129. (S. 312) Ich habe, wenn ich nicht irre, auch Tiriare aussprechen hören. Weist die erste Silbe etwa auf Tiru „heilig" oder auf Toru „Heerde"? Oder soll das Ganze Tirêru („Heiliger Büffel" sc. Platz) sein?

130. (S. 315) Die Badaga's sprechen einen rein canaresischen Dialect, denn aus Canara stammen sie sicherlich; die Sprache der Gohata's klingt mehr an das Tamulische an, die der Iruler an das Tamulische und Malabarische, die der Kurumber im Norden an das Canaresische, im Süden an das Tamulische.

Auch die Sprache der Todava's, die sich durch starke Kehllaute, sowie überhaupt durch rauhe und rohe Töne hervorthut, soll canaresische Anklänge haben (k statt s?), es wird sich aber schwerlich ausmachen lassen, ob diese

naturwüchsig oder geschichtlich eingeschleppt sind. Dem sei wie ihm wolle: alle vorgenannten Sprachen unterscheiden sich ohnehin nur mundartlich und weisen somit auf eine Zeit hin, wo die betreffenden Völkerschaften Eins waren; das Tamulische aber ist sicherlich der gemeinschaftliche Ausgangspunkt, wie denn im Namen selbst (Tamil, der Ausspr. nach fast wie Tamirzh) die gemeinschaftliche Benennung der indischen Aboriginal-Sprachen Dravida zu stecken scheint. (Das r fiel naturgemäß aus, das v verwandelte sich leicht in m und das cerebrale d in das ebenfalls zum Theil cerebral gesprochne l (Davida = Damida, Damila).

Daß die Todava-Sprache dem tamulischen Sprachstock zugehört, ist sonst schon dargethan worden. Die Aehnlichkeit ist auch in der That zu auffallend. Hier nur einige Beispiele: Ich setze zuerst das Todava- dann das Tamul-Wort:

Mir,	majir,	Haar
Kevvi,	sevvi,	Ohr
Konnu,	kan,	Auge
Parsh,	pal,	Zahn
Nav,	nâvu,	Zunge
Kai,	kei,	Hand
Ulkoi,	ullankei,	die innere Hand
Bölh,	virel,	Finger
Nerb',	narambu,	Muskel
Ur',	uchir,	Nagel
Bir,	vajiru,	Bauch
Pârsh,	pâl,	Milch
Nuv,	nôvu,	Schmerz
Ach,	pachei,	Haß
Monel,	manel,	Sand
Mull-mân,	mullu,	Dorn
Ipi,	ſ,	Fliege
Moch,	machen,	Sohn
Âl,	âl,	Mann
Kin-moch,	sinna-machen,	kleiner Sohn
Pär,	pêr,	Name
u. ſ. w.	u. ſ. w.	u. ſ. w.
On,	nân,	ich
Nin,	nſ,	du
Avan, adum	avan, athu	er, es
Om,	nâm,	wir
Ponn-odu,	pathin-onru (auch) ondu ausgeſp.),	11
Ponn-äd,	pann-iranbu,	12
Pon-mûdu,	pathin-mûnru (auch) mûndu ausgeſp.),	13
Pânk (aus Pon nânk)	pathi-nânku,	14
Pâr (aus Pon âr)	pathin-âru,	16
Pär (aus Pon örzh)	pathin-örzhu,	17
Poth (aus Pon öttu)	pathin-öttu,	18
Pônboth,	patt-onpathu,	19
Övoth,	iru-pathu,	20

Muppoth,	mup-pathu,	30
Nârpoth,	nâr-pathu,	40
Epoth,	eim-pathu,	50
Arroth,	aru-pathu,	60
Örpoth,	örzhu-pathu,	70
Ötpoth,	ön-pathu,	80
Onnûr,	nûru,	100

131. (S. 315) Eine gründliche Erörterung der Frage, ob die sogenannten Dravidasprachen, darunter die tamulische die bedeutendste ist, in einem nähern Zusammenhang zu der turco-tatarischen Sprachfamilie stehen oder nicht, verspare ich mir auf eine andre Gelegenheit. Hier nur Einiges.

Wer Tamulisch versteht und Schott's Werk: „Ueber das Altaische oder Finnisch-Tatarische Sprachengeschlecht", oder seinen „Versuch über die Tatarischen Sprachen"*, ferner Kasem-Beg's „Allgemeine Grammatik der türkisch-tatarischen Sprache", oder Böhtlingk's interessantes Werk über die Sprache der Jakuten zur Hand nimmt, der wird sich von vornherein des Eindrucks kaum erwehren können, daß ihm hier im Ganzen dieselbe Sprach-Physiognomie entgegentritt.

a) „Die Wurzeln der Wörter dulden von vorn keine Zusätze."** (Schott, „Ueber das Altaische oder Finnisch-Tatarische Sprachengeschlecht.") Ebenso in den Dravida-Sprachen.

b) „Präpositionen im Sinne der indogermanischen Sprachen besitzen die ural-altaischen Sprachen gar nicht. Die meisten der sogenannten Postpositionen sind Nomina in der Grundform, oder mit einer besondern Casusendung, oder auch Gerundia verschiedener Art." (Böthlingk.) Wörtlich so in den Dravidasprachen.

c) Hier und dort langathmige Perioden, hauptsächlich in Folge des ausgedehnten Gebrauchs von Gerundia.

d) Hier und dort geht das „regierte und näher bestimmende Wort dem regierenden und näher bestimmten Worte voran."

e) Der Genitiv im Türkischen wird gebildet, indem man ñ an den Nominativ setzt. Im Tatarischen lautet das Anhängsel nyng; im Mongolischen (nach Kasem-Beg) theils un, theils in, und im Tschuwaschischen (ebenfalls nach Kasem-Beg) yn, in, nyn.*** Vergleiche damit den Dravida-Genitiv,

* Die allerdings „herbe" Kritik dieser Werke seitens Böhtlingk ist mir wohl bekannt; sie ändert aber in der fraglichen Beziehung wenig.

** Böhtlingks Gegenbemerkung „Wortbildende und wortbeugende Elemente, mit Ausnahme des Augments, treten auch in den indogermanischen Sprachen an's Ende" kann diesem, in jenen Sprachen absoluten Gesetz seine unterscheidende Eigenthümlichkeit den indogermanischen (geschweige den semitischen) Sprachen gegenüber nicht nehmen; sie führt dieselbe bloß auf ihr Maaß zurück.

*** Böhtlingk sagt: „Für den Genitiv findet sich im Jakutischen keine Endung, und es wäre nicht unmöglich, daß dieser Casus sich im Türkisch-Tatarischen erst nach dieser Spaltung entwickelt hätte. In einem solchen Falle wäre also an keine Verwandtschaft der Genitiv-Endung im Türkisch-Tatarischen, Mongolischen oder Finnischen zu denken." (Ueber die Sprache der Jakuten S. 164.) Es ist aber freilich eben so wohl denkbar, daß er im Jakutischen früher auch vorhanden war, aber später verloren gegangen ist.

der zugleich als allgemeiner casus obliquus dient, im Tamul. auf in und im Telugu auf ni. (Vergl. „Roſt, Ueber den Genitiv in den dekhaniſchen Sprachen", Jahresber. der Deutſch. Morgenl. Geſ. für 1846.)

f) Der Dativ wird im Jakutiſchen durch Anhängung von gha, ghä, gho, ghö, ga, ka, cha u. ſ. w. und in den tatariſchen Dialecten durch Anhängung von ghâ, gha, kâ, ka u. ſ. w. gebildet. Vergleiche damit ku im Tamuliſchen und Malabariſchen, ku und ki im Telugu, ga im Tulu und Badaga, ke und ge im Canareſiſchen.

g) Das Accuſativ-Anhängſel iſt im Türkiſchen i, im Jakutiſchen theils ĕ, i, y (eine Art kurzes u) und ÿ (eine Art kurzes ü), theils nĕ, ni, ny, nÿ; in den tatariſchen Dialecten und im Tſchagataiſchen meiſt ni. Vergleiche damit ei im Tamul., ê im Malabariſchen, ni im Telugu,* nu im Canareſiſchen und na im Tulu.

h) Die erſte Perſon heißt im Türkiſchen ben, bei den nördlichen Tataren min, bei den Adſcherbidanern men und bei den Magyaren én. Vergleiche damit nân im Tamuliſchen, nên(u) im Telugu. (Nur das n iſt in den Dravida-Sprachen weſentlich, wie die Conjugation ausweiſt: Pêsuchirê-n, ich ſpreche.)

i) „Die Türken hatten urſprünglich gar keine ſelbſtſtändige Pronomina relativa, wie noch heute die Mongolen und andere türkiſche Stämme keine haben" (Kaſem-Beg). Ebenſo in ſämmtlichen Dravida-Sprachen. Daher dort wie hier Conſtructionen wie dieſe: „Der ich geſchriebene Brief" ſtatt „Der Brief, den ich geſchrieben habe."

k) Im Türkiſchen macht eine bloße Einſchiebung zwiſchen Flexion und Wurzel das Verbum negativ. Dieſes Einſchiebſel lautet im Türkiſchen m; im Tſchuwaſchiſchen aber drückt ein an, mar, mas und ma die Negation aus. Im Tamuliſchen ſchob man urſprünglich ein bloßes a ein.**

l) Es giebt in der älteſten türkiſchen Sprache zwei Verba subst.: ir und

---

* Den Plural bezeichnet im Türkiſchen die Silbe ler oder lar und in den tartariſchen Dialecten faſt überall lâr (nach Kaſem-Beg). Sollte lu (für den Nominat.) und la (für die übrigen Caſus) im Telugu, lu (neben dem mindergewöhnlichen Kulu) in Tulu, und die ſeltne Plural-Endung mâr (man bedenke, daß l und m verwandte Buchſtaben ſind) im Tamuliſchen ſich etwa damit vergleichen laſſen?

** Im Tamuliſchen hat ſich der urſprüngliche A-Laut des Negativums deutlich erkennbar nur im Participium erhalten: Pannâ (nicht thuend, von Pan, thun) und in den damit zuſammenhängenden Formen (Pannâmei, das Nichtthun u. ſ. w.), bei den übrigen Formen iſt a des folgenden Vocals wegen ausgefallen: z. B. Pannên (ich thue nicht) ſtatt Pann-a-ên; oder hat ſich mit demſelben verſchmolzen: z. B. Pannârgal (ſie thun nicht) ſtatt Pann-â-ârgal. (Vergl. auch alte Formen, wie paratt-i „du breiteſt dich aus" mit paratt-ei, urſprünglich offenbar paratt-a-i, du breiteſt dich nicht aus.) Im Tulugu dagegen geht er noch immer durch alle Perſonen:

Padu-dunu, ich falle		Pada-nu, ich falle nicht	
Padu-duvu, du	—	Pada-vu, du	—
Padu-nu, er	—	Pada-du, er	—
Padu-dumu, wir	—	Pada-mu, wir	—
Padu-duru, ihr	—	Pada-ru, ihr	—
Padu-duru, ſie	—	Pada-ru, ſie	—

ul (Kaſem-Beg). Ebenſo im Tamuliſchen ꝛc. und zwar völlig gleichlautend damit: ir und ul. Schott bemerkt zwar, daß das zuzweit genannte Verb. subst. im Türkiſchen urſprünglich bol lautete. Ich bin nicht im Stande, dieſer Bemerkung auf den Grund zu gehen. Sie iſt aber, auch wenn ſie gegründet ſein ſollte, jedenfalls nicht ſo angethan, daß ſie der Sache, um die es ſich hier handelt, ſchlechtweg Eintrag thun müßte.

Wenn man auch alle vorgenannten Analogieen, theils als zu allgemein, theils als zu mangelhaft, für nicht entſcheidend erklären wollte, — die zuletzt erwähnte ſchlägt ſicherlich durch. Hier iſt nicht bloße Aehnlichkeit, ſondern faſt vollkommne Gleichheit. An Zufall kann um ſo weniger gedacht werden, als es ſich um zwei verſchiedne Formen des Verbum subst. handelt, — und ein bedeutungsvolleres Wort, als eben das Verbum subst., möchte es kaum geben.

So ſcheint es denn allerdings, daß wenigſtens der bedeutendſte Theil der indiſchen Urbevölkerung in irgend eine nähere Beziehung zu den tatariſchen Stämmen im weiteſten Sinne, wenn nicht gar vielleicht ſpeciell zu den Turkomannen zu ſetzen iſt. Ich ſage mit Bedacht bloß „in irgend eine nähere Beziehung", und will damit dem Mißverſtändniß vorbeugen, als wollte ich ohne Weiteres die Behauptung hinſtellen, „die Dravida-Völker ſeien eingewanderte Tataren" (oder noch ſpecieller: Turkomannen), andrerſeits aber auch der Meinung Weigle's (ſ. Zeitſchrift der Deutſchen Morgenländ. Geſellſch., ſiebenter Band, drittes Heft, S. 410) entgegentreten, der zwar zugiebt, „daß eine Verwandtſchaft ſtattfindet, aber eine ſolche, wie die zwiſchen ſemitiſchen und indogermaniſchen" Sprachen.*

* Bei den verſchiedenen ural-altaiſchen Sprachen fallen „nicht einmal die Zahlwörter zuſammen" (Böhtlingk über die Sprache der Jakuten, S. XXXIV); nach dem eben erwähnten Sprachforſcher iſt das eigenthümliche Lautſyſtem der ural-altaiſchen Sprachen ..... bis jetzt ſo zu ſagen das einzige ſichere Merkmal, das uns berechtigt, alle in Rede ſtehenden Sprachen unter einen Collectivnamen zuſammenzufaſſen und dieſelben aus einer Quelle abzuleiten. Weigle dagegen weiß auf dem tatar. und auf dem Dravida-Sprachgebiete, außer „einer Menge einzelner Wörter, die recht auffallend zuſammenklingen und außer einzelnen Erſcheinungen in der Formenlehre ſowohl, als namentlich in der Lautlehre, die ſich recht ſchön parallelisiren laſſen", auch von dem Zahlwort „vier", das in manchen tatar. Sprachen an das Dravida-Wort nál, nálku erinnert.

Druck von J. Ch. Ackermann in Leipzig.

Die Westküste von Ostindien.

00057693

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 02 April, 2016